
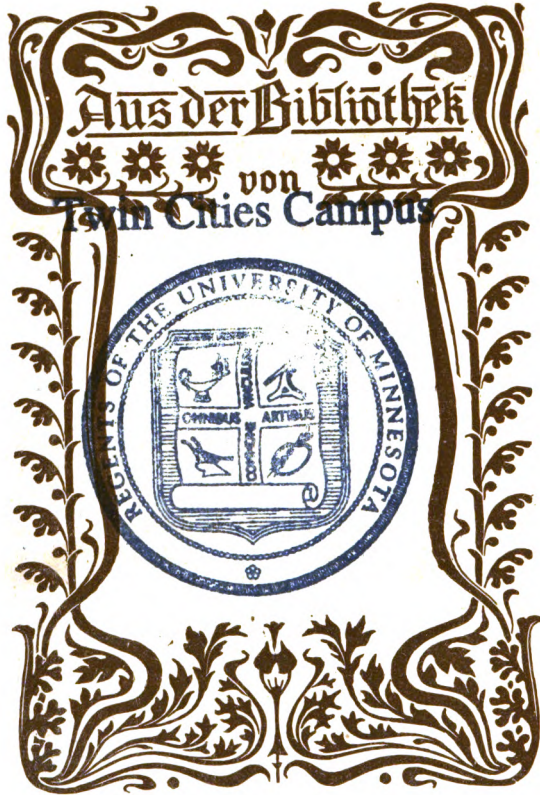


WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.13



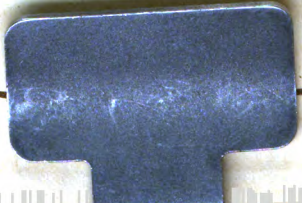
 BIBLIOTHEK DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS





Aus der Bibliothek

von
In Cities Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** . . .

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zwei neue Heimbürg-Bände

Alte Liebe und Anderes.

Erzählungen von W. Heimbürg.

Grossvaters Stammbuch

und **Anderes.**

Novellen von W. Heimbürg.

Jeder Band broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark.



W. Heimbürg hat sich mit ihren aus einem tiefen Gemüt geschöpften Erzählungen längst das Heimatrecht im deutschen Hause erworben. Oben angekündigte Buchausgaben bedürfen daher keiner besonderen Anpreisung; sie werden gleich ihren Vorgängern Aufnahme finden als Erscheinungen, welche über die Tagesliteratur weit hinausragen, ihre Leser im innersten Herzen packen und durch ungetrübte Reinheit über das Alltägliche erheben.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Schatzkästlein des guten Rats.

Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. Buschbaum, Philipp Brunner, Dr. jur. Dillow, Frau Dr. H. Engelken, Rektor Karl Erbe, Karl Gerner, Alban von Hahn, Prof. Dr. W. Heß, Max Hessdörffer, D. Hüttig, Frau Dr. Eliza Ichenhäuser, Justizrat Dr. L. Kielmeyer u. v. a.

Achte, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 54 Illustrationstafeln. In modernem Einband 5 Mark.

In sieben starken, schnell sich folgenden Auflagen ist das „Schatzkästlein“ in zahlreiche Familien eingedrungen und hat sich überall als brauchbares Hausbuch bewährt. Da nun auch die siebente Auflage dem Ende zueing, fühlten wir die Pflicht, das Buch von Fachmännern von Grund aus neu bearbeiten zu lassen. Die achte Auflage steht somit in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit und hat zudem sehr erhebliche schätzenswerte Erweiterungen erfahren. Insbesondere hat das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch die weitgehendste Berücksichtigung gefunden. — Welcher Beruf paßt für dich? Wie hilft man dem Zuden der Gasflamme ab? Darf man den Gelüsten eines Fiebernden nachgeben? Wie wird ein Tisch gedeckt? Wie adressiert man einen Brief an den Rektor einer Universität? Wie heilt man einen kranken Hund? Welche Obstsorten gedeihen bei uns am besten? Wer grüßt zuerst? Wie legst du dein erpartes Geld an? Wie macht man ein Testament? Bei solchen und tausend ähnlichen Fragen des täglichen Lebens suche im „Schatzkästlein“ eine Antwort und du wirst sie finden.



Übersicht der Hauptabschnitte.

Unser Haus. Von Prof. Ferd. Luthmer, Architekt, Direktor der Kunstgewerbeschule in Frankfurt a. M.
Die Gesundheit. Von Prof. Dr. . . . Auf der Jagd und Reise. Von Rep. von Ruckbaum, † königl. bayr. Generalstabsarzt.
Die Haushaltung.
Die Führung des Haushalts. Von Frau Dr. H. Engelken.
Die Hausmittelapotheke. Von Dr. Otto Dammer.
Rechte und Pflichten der Dienstherrschaft und der Dienstboten aus der sozialen Gesetzgebung. Von Karl Gerner.
Am Schreibtisch.
Von Rektor Karl Erbe.
Die Tiere als unsere Hausfreunde. Von Prof. Dr. W. Heß.
Der Hausgarten. Von D. Hüttig, Gartendirektor, neu bearbeitet von Max Hessdörffer.

Die gute Lebensart.
Von Johanna von Sydow.
Erziehung und Berufswahl.
Über Erziehung. Von Oberstudienrat Dr. Dillmann.
Männerberufe. Von Dr. jur. Dillow, die auf Österreich-Ungarn bezugnehmende Bearbeitung von Oberlehrer Philipp Brunner.
Frauenberufe. Von Frau Dr. Eliza Ichenhäuser.
Geld und Anlage von Geld.
Von Georg Obst, Bankvorsteher.
Die Versicherung. Von Dr. phil. Götner, neu bearbeitet von Dr. Buschbaum.
Unser Recht.
Von Justizrat Dr. L. Kielmeyer.
Spiele. Neu bearbeitet von Alban von Hahn.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der •
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novелlette „Auf sinkendem Wrack“ von Uir. Myers. (S. 70)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung • •
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

~~~~~  
Jahrgang 1904 • Dreizehnter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart

• • •





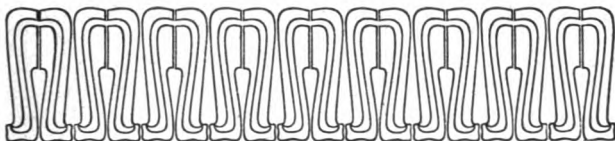
## Inhalts-Verzeichnis.



|                                                                                                           | Seite |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| <b>Um die Beute.</b> Kriminalroman von Reinhold Ortmann<br>(Fortsetzung und Schluss) . . . . .            | 7     |
| <b>Auf sinkendem Wrack.</b> Novелlette von Ulr. Myers . . .                                               | 57    |
| Mit Illustrationen von Adolf Wald.                                                                        |       |
| <b>Im Schatten des heiligen Berges.</b> Eine Wanderung durch<br>das Athosgebiet. Von W. Helmuth . . . . . | 79    |
| Mit 8 Illustrationen.                                                                                     |       |
| <b>Mamsellen.</b> Eine heitere Geschichte von Alwin Römer                                                 | 95    |
| <b>Die Ameisenkönigin.</b> Neues aus dem Leben der Ameisen.<br>Von Hans Petersen . . . . .                | 147   |
| Mit 7 Illustrationen.                                                                                     |       |
| <b>Erkenne dich selbst!</b> Aus dem Seelenleben einer Frau.<br>Von Anna Vogel v. Spielberg . . . . .      | 167   |
| <b>Im Nordseebade.</b> Zeitgemässe Winke und Ratschläge.<br>Von Lothar Brenkendorf . . . . .              | 192   |
| Mit 12 Illustrationen.                                                                                    |       |
| <b>Mannigfaltiges:</b>                                                                                    |       |
| Drebbels Mikroskop . . . . .                                                                              | 210   |
| Neue Erfindungen:                                                                                         |       |
| I. Kleiderhalter „Praktisch“ . . . . .                                                                    | 213   |
| Mit 3 Illustrationen.                                                                                     |       |
| II. Zigarrenhalter am Bierglas . . . . .                                                                  | 214   |
| Mit Illustration.                                                                                         |       |
| Die Kahlköpfigkeit bei Frauen . . . . .                                                                   | 215   |
| Wie Mendelssohn zu seiner Frau kam . . . . .                                                              | 219   |

|                                                | Seite |
|------------------------------------------------|-------|
| Neues vom Mont Pelé . . . . .                  | 221   |
| mit Illustration.                              |       |
| Das Vorgefühl der Tiere . . . . .              | 224   |
| Seltsame Telephongespräche . . . . .           | 226   |
| Ein königlicher Hauswirt . . . . .             | 227   |
| Warum weinen wir beim Lachen? . . . . .        | 228   |
| Ein absonderliches Grabdenkmal . . . . .       | 231   |
| mit Illustration.                              |       |
| Das Caillenmass einer modernen Venus . . . . . | 232   |
| Die Geschichte eines Vorwelttieres . . . . .   | 233   |
| Hier wird nicht geklopft . . . . .             | 235   |
| Der Kopfschmerz der Schnellesser . . . . .     | 236   |
| Der Geschichtskenner . . . . .                 | 238   |
| Damenjockeis . . . . .                         | 239   |
| Der erste Steckbrief . . . . .                 | 239   |
| Ein höflicher König . . . . .                  | 240   |





## Um die Beute.

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.



(Fortsetzung und Schluss.)

(Nachdruck verboten.)

### Sechzehntes Kapitel.

**D**aß Wendriner sich sein in zäher Beharrlichkeit erbeutetes kostbares Geheimnis nicht gutwillig entreißen lassen würde, war für Bruno Hartmann von vornherein eine unumstößliche Tatsache, mit der er bei seinen weiteren Schritten rechnen mußte. Er hatte wohl zunächst an den Versuch einer Verständigung gedacht, aber er hatte diese Absicht bald wieder aufgegeben, weil sie wenig Erfolg verhiieß und weil er damit wahrscheinlich zwecklos alles auf's Spiel gesetzt hätte.

Seine Entschlüsse standen fest, als er sich am Morgen nach Grevenbergs Abreise zur Fahrt nach Brandenstein aufschickte. Er hatte Hanna nur auf wenige Minuten gesprochen, aber ihr Benehmen hatte ihm noch mehr als die gestrige Unterredung die Überzeugung erweckt, daß sie ihm die volle Wahrheit gesagt habe.

Mit dem ersten Zuge legte er die kurze Fahrt zurück, und als er auf dem Brandensteiner Bahnhofe

zwei durch ihre Müzenschilder kenntliche Bohndiener gewahrte, ging er ohne weiteres auf sie zu, um sich zu erkundigen, ob ihm einer von ihnen Auskunft über einen gestern in später Abendstunde angekommenen Fremden geben könne, dessen Aussehen er mit einigen Worten beschrieb.

Der eine der Gefragten zuckte die Achseln, der andere aber erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er einen ältlichen Herrn, auf den die Beschreibung genau paßte, in den „Silbernen Löwen“ geführt habe.

Hartmann nahm ihn beiseite und drückte ihm einen Taler in die Hand. „Es handelt sich um eine scherzhafte Überraschung, die ich mit diesem Herrn im Sinne habe,“ sagte er. „Darum möchte ich noch einige Auskünfte von Ihnen haben. Aber Sie dürfen mich nicht verraten. Wenn Sie bis morgen früh reinen Mund halten, können Sie sich auf ein weiteres anständiges Trinkgeld Rechnung machen.“

Der Mann war natürlich sofort zur Beantwortung aller Fragen bereit, und Hartmann erfuhr, daß Wendriner, der sich unter dem Namen Müller in das Fremdenbuch des Gasthofes eingeschrieben hatte, gestern gleich nach seiner Ankunft schlafen gegangen sei, sich aber vor einer halben Stunde von dem Hausdiener den Weg nach dem Kirchhof hatte beschreiben lassen, weil er dort das Grab eines nahen Verwandten aufsuchen wollte.

Nun zögerte Hartmann nicht mehr, sich in das nämliche Hotel zu begeben, denn er brauchte ja nicht zu fürchten, daß er Wendriner jetzt begegnen würde. Man wies ihm ein Zimmer im ersten Stockwerk an, von dessen Fenstern aus er den Eingang des Hauses bequem beobachten konnte. Er verließ diesen Posten denn auch nicht mehr, bis er Wendriner zurückkehren

sah Er hörte, wie jener die Treppe hinaufstieg und sich in ein dem seinigen fast gegenüberliegendes Zimmer begab. Nun war er seiner Sache vollkommen sicher und zauderte nicht länger, seinen Operationsplan zur Ausführung zu bringen. Behutsam verließ er sein Zimmer und das Haus. Nicht bei einem der Hotelbediensteten, sondern bei irgend einem Passanten, den er auf der Straße anhielt, erkundigte er sich nach dem Wege zum Friedhofe, der in ziemlicher Entfernung an der Grenze des städtischen Weichbildes lag.

Der recht ausgedehnte Begräbnisplatz war von einer niedrigen Mauer, an welche sich die Mehrzahl der Erbbegräbnisse anlehnte, umgeben. Seine Anlage mußte in eine beträchtliche Vergangenheit zurückreichen, denn er war mit sehr alten Bäumen bestanden und glich eher einem wohlgepflegten Park als einer Begräbnisstätte. Wohl eine Stunde lang wanderte Hartmann zwischen den Hügelreihen umher, aber es gab da der verfallenen Gräber und der unleserlichen Denkmalsinschriften so viele, daß er nicht den geringsten Anhalt für die Lage der so seltsam gewählten Schatzkammer gewann. Darauf hatte er sich indessen von vornherein wenig Hoffnung gemacht, und nicht darum war es ihm zu tun, Heinrich Wendriner zuvorzukommen, sondern darum, ihn zu überraschen.

Er kehrte denn auch nicht in den Gasthof zurück, sondern verbrachte den Rest des Tages in verschiedenen an dem Wege zum Friedhof gelegenen Wirtschaften, von deren Fenstern aus er jeden beobachten konnte, der sich zu dem Begräbnisplatz begab.

Wie er es nicht anders erwartet hatte, befand sich Heinrich Wendriner nicht unter diesen wenigen Kirchhofbesuchern. Schon Hanna hatte ja vorausgesagt, daß ihr Vater lediglich die Dunkelheit der Nacht zur

Ausführung seines Vorhabens benutzen könne, da er nur dann vor lästigen Beobachtern sicher war.

Erst als der Abend hereinbrach, kehrte Hartmann darum zu der um diese Zeit von jedem gemiedenen Ruhestätte der Toten zurück. Er fand die in der Mauer angebrachte Gittertür bereits verschlossen. Aber nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein menschliches Wesen in der Nähe sei, überstieg er ohne Mühe die niedrige Mauer und wählte sich zwischen zwei kapellenartigen Gruftbauten einen Versteck, der ihm gestattete, den nach der Stadt führenden Weg zu überblicken, soweit die Finsternis der Nacht es eben zuließ.

In der fast inmitten des Friedhofes gelegenen Wohnung des Totengräbers brannte noch Licht, und von Zeit zu Zeit wurde von dorthier das Gelläuf eines Hundes vernehmlich. Diese Nähe belebter Wesen war einigermassen störend, aber sie war es ja für Wendriner in demselben Maße als für seinen Verfolger, und der auf einen Diebstahl Ausgehende hatte eine Überraschung jedenfalls ungleich mehr zu fürchten als sein Beobachter.

Wahrscheinlich geschah es denn auch mit Rücksicht auf das bewohnte Totengräberhaus, daß Wendriner erst gegen Mitternacht, wo er die Insassen im festen Schlafe glauben konnte, an der Gitterpforte erschien. Auch er versuchte vergeblich, sie zu öffnen, und auch er mußte sich entschließen, den Weg über die Mauer zu nehmen. Er hatte sich für sein unheimliches nächtliches Werk anscheinend mit Überschuhen aus Gummi oder Filz ausgerüstet, denn vollkommen lautlos huschte er zwischen den Gräbern dahin. In einer Entfernung, die er in Anbetracht der durch die Bäume noch vermehrten Dunkelheit nicht zu ängstlich abzumessen brauchte, folgte ihm Bruno Hartmann nach. Ein paarmal, wenn mit

leisem Knacken ein Zweig unter seinem Schritt zerbrach, oder wenn sein Fuß ein paar dürre Blätter raschelnd beiseite schob, fürchtete er, daß der andere aufmerksam werden könnte, aber Wendriner war offenbar so ganz von dem Gedanken an sein Vorhaben beherrscht, daß er der geringfügigen Geräusche nicht achtete. Er mußte sich bei seinem Morgenbesuch gut orientiert haben, denn er blieb nicht ein einziges Mal in ungewissem Zaudern stehen. Der Teil des Friedhofes, dem er sich zuwandte, war jedenfalls der älteste, denn das Strauchwerk auf und neben den Gräbern war hier stellenweise zu einer beinahe undurchdringlichen Mauer verwachsen.

Hartmann mußte seine scharfen Sinne auf das äußerste anstrengen, um den Verfolgten nicht aus dem Gesicht zu verlieren und sich doch nicht durch zu kühne Annäherung zu verraten. Aber es geschah in seiner Laufbahn nicht zum ersten Male, daß er sich so auf den Spuren eines menschlichen Wildes befand, und er bewies die Vorsicht und Kaltblütigkeit eines Indianers.

Als er gewahrte, daß Wendriner neben einem halb eingesunkenen Grabhügel stehen blieb, duckte er sich auf der Stelle nieder, wo er sich eben befand, kaum um ein Duzend Schritte von dem anderen entfernt. Tastend überzeugte er sich, daß sich sowohl die kleine elektrische Taschenlampe, die durch den Druck auf einen Knopf zum Leuchten gebracht wurde, als der kurze, lederumsponnene Totschläger, den er für den äußersten Notfall zu sich gesteckt hatte, im Griffbereich seiner Hände befand. Dann harrete er lautlos der weiteren Entwicklung der Dinge.

Wendriner hatte offenbar seine Vorbereitungen ebenfalls nach bestem Vermögen getroffen, aber er besaß doch nicht die nötige Umsicht und Schulung. Sonst würde er vor allem wohl mit der kleinen Blendlaterne,

die er jetzt unter seinem Überrock zum Vorschein brachte, etwas vorsichtiger hantiert und sie nicht so auf den Hügel gestellt haben, daß ihr Lichtschein wie der Schimmer eines großen Leuchtkäfers weithin sichtbar sein mußte. Auch hätte er sich vielleicht mit einem geeigneten Werkzeug versehen, um den schweren Stein, unter dem Paul Grevenbergs Schätze verborgen sein sollten, bequem von der Stelle zu rücken. Nun war er dafür lediglich auf die Kraft seiner Hände angewiesen, und es war augenscheinlich, daß seine der körperlichen Arbeit ungewohnten Muskeln dieser Aufgabe kaum gewachsen waren. Deutlich hörte Hartmann das keuchende Atmen seiner Brust und die leisen Vermünschungen, welche die vergebliche Anstrengung ihm erpreßte. Fast war er in Versuchung, aufzuspringen und ihm seine Hilfe anzubieten, aber noch schien ihm der geeignete Zeitpunkt nicht gekommen, und er empfand sogar eine Art von satanischem Vergnügen bei dem Gedanken an die furchtbare Enttäuschung, die den gar zu Klugen erwartete, wenn er sich in dem Augenblick, da er das Ziel seiner Wünsche erreicht glaubte, um die heiß ersehnte Beute geprellt sah.

Mochte er sich immerhin noch ein wenig plagen, denn weshalb sollte er ihm die begonnene Arbeit erleichtern!

Minute auf Minute verrann. Ein kalter Nachtwind strich über den einsamen Kirchhof hin und rauschte unheimlich in den herbstlichen Baumwipfeln. Gespenstisch weiß blinkten in unsicheren Umrissen die großen und kleinen Grabkreuze in der Finsternis auf. Lautlosen Fluges huschte eine Fledermaus dicht über dem Kopfe Hartmanns durch die Luft, und der klagende Schrei eines Käuzchens, der weither aus der Richtung des Totengräberhauses ertönte, ließ den furchtlosen Mann, der



noch kaum je in seinem Leben das Gefühl des Grauens kennen gelernt hatte, unwillkürlich erschauern.

Die Situation fing doch an, ihm unbehaglich zu werden. Im Grunde war es ja auch Torheit, noch länger zu warten. Da verriet ein dumpfes Aufschlagen, daß es Wendriner endlich gelungen war, den schweren Stein herabzuwälzen. Er stöhnte vor Erschöpfung, und als sein Kopf jezt, da er sich auf den Hügel niederbeugte, in den Lichtkreis der Blendlaterne kam, sah Hartmann, daß ihm die schweißverklebten Haare wirr über die Stirn herabhingen, und daß seine Gesichtszüge grauenhaft verzerrt waren.

Mit beiden Händen begann er, da er offenbar noch nichts von dem gehofften Schaze zu erblicken vermochte, das von dem zentnerschweren Stein in jahrzehntelangem Lasten festgedrückte Erdreich des Grabhügels zu durchwühlen, in seiner wilden Gier nach dem erträumten Reichthum blind und taub für die Schrecknisse des Ortes und für alles, was um ihn her geschehen mochte.

Jezt war für Hartmann der Augenblick des Handelns gekommen. Er richtete sich aus seiner unbequemen, geduckten Stellung auf, willens, mit einigen lautlosen Schritten den Schatzgräber zu erreichen. Aber sein Fuß strauchelte unglücklicherweise über die Bruchstücke eines am Boden vermodernden hölzernen Grabkreuzes, und er fiel mit dumpfem Aufschlagen über einen der Hügel hin.

Ein Schrei, wie ihn nur die gräßlichste Todesangst einem Menschen expressen kann, kam von Wendriner's Lippen, aber er dachte trotzdem nicht daran, vor dieser furchtbaren Überraschung die Flucht zu ergreifen. Wohl stand er für die Dauer einer Sekunde wie von Entsetzen gelähmt, dann aber — Hartmann hatte nur eben Zeit gehabt, sich aufzurichten — stürzte er sich wie ein wildes Tier auf den gleichsam aus den Gräbern empor-

gestiegenen Feind, dessen Gesicht er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte und den er in seiner unsinnigen Aufregung vielleicht eher für ein gespenstisches Wesen als für einen lebendigen Menschen hielt.

Hartmann konnte so wenig seine Taschenlaterne in Funktion setzen, als er sich seines Lotschlägers zur Verteidigung zu bedienen vermochte, so jäh und so wuchtig war der unerwartete Angriff erfolgt. Aber seine Geistesgegenwart hatte ihn trotzdem keinen Augenblick verlassen, und noch zur rechten Zeit hatte er das schwache Aufschimmern des blanken Pistolenlaufes in Wendriners Hand gesehen. Wie mit eisernen Zangen umklammerten seine Finger das Handgelenk des Angreifers und drückten seinen Arm nach oben, und nicht um den Bruchteil einer Sekunde hätte er diese energische Abwehr verzögern dürfen, denn im nämlichen Moment schon erreichte der Schuß, der ihm gegolten hatte, lang nachhallend in der tiefen nächtlichen Stille.

„Werfen Sie die Waffe fort — Sie sind ja verrückt!“ zischte Hartmann. „Ich tue Ihnen doch nichts zuleide.“

Aber der andere schien wirklich den Verstand verloren zu haben. Er ächzte und keuchte in rasender Wut, indem er sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft von dem Griffe des ihm an Körperstärke weit Überlegenen zu befreien suchte. Er hatte Hartmann offenbar noch immer nicht erkannt, und während dieser kritischen Augenblicke, in denen er allen Ernstes um sein Leben kämpfen mußte, dachte dieser auch nicht daran, seinen Namen zu nennen. Er mußte ja nicht, ob er es noch mit einem zurechnungsfähigen Menschen oder mit einem Verrückten zu tun habe, und in der furchtbaren Anspannung aller Nerven hörte er auch das Rufen menschlicher Stimmen, die vom Totengraber-

haufe her laut geworden waren, nicht früher, als bis auf und nieder zuckender Laternenschein schon bis auf wenig mehr als hundert Schritte nahe gekommen war.

Da nahm er noch einmal all seine Kraft zusammen, und mit einem gewaltigen Stoße schleuderte er den anderen von sich, so daß er strauchelte und zwischen den Grabhügeln niederstürzte. Mit einigen raschen Sätzen flüchtete er dann in das umgebende Dickicht, um wenigstens einem sofortigen Zusammenstoß mit den Herbeieilenden auszuweichen.

Die hatten es nicht schwer gehabt, die Stelle zu finden, wo der alarmierende Schuß gefallen sein mußte. Das rötliche Leuchtlämpferlicht von Wendriners Blendlaterne hatte ihnen den Weg gezeigt. Sie waren ihrer drei, der grauhaarige Totengräber und zwei seiner Gehilfen. Auf das notdürftigste bekleidet, so wie sie aus ihren Betten gesprungen waren, hatten sie sich aufgemacht, den vermeintlichen Selbstmörder zu suchen, und sie zweifelten nicht, ihn in dem verstört aussehenden Manne gefunden zu haben, der sich da mühsam vom Boden aufrichtete.

Hartmann war noch nahe genug, um zu hören, was sie sprachen; aber bei dem Durcheinander aufgeregter Stimmen vermochte er zunächst den Sinn ihrer Rede nicht zu erfassen. So viel jedoch wurde ihm bald klar, daß die Leute Heinrich Wendriner, der sich wütend gegen seine Festnahme sträubte, für einen Berrückten hielten. Und in der That mußte er wenigstens in diesem Augenblick die Klarheit seines Verstandes eingebüßt haben, da er fortwährend nach dem Gelde schrie, das niemand gehöre als ihm, und da er unaufhörlich versicherte, jeden niederzuschießen, der sich dem Grabe nähern würde.

Natürlich war sein Widerstreben dieser Übermacht

gegenüber eitel Torheit. Sie hatten ihn sehr bald wehrlos gemacht, und der Totengräber sagte: „Wir werden ihn in die Leichenkammer sperren, bis wir einen Gendarmen herbeigeschafft haben. Vorwärts also — und laßt ihn unterwegs nicht entweichen.“

Aber einer der Knechte zögerte noch, dieser Weisung zu gehorchen. „Vielleicht ist aber doch was in dem Hügel versteckt,“ meinte er. „Es wär' doch nicht das erste Mal. So verrückt ist der Kerl am Ende nicht, daß nicht irgend etwas dahinter steckte. Sehen Sie nur, er hat den schweren Stein ganz allein umgeworfen und schon ein ganz tüchtiges Loch gebuddelt. Wie wär's, wenn wir den Hügel umschaufelten? Die ganze Gräberreihe sollte ja doch im nächsten Frühling eingeebnet werden.“

Es mochte für den Totengräber etwas Einleuchtendes in der Rede des Burschen sein.

„Schafft den Mann zunächst in die Leichenkammer,“ meinte er nach kurzem Überlegen, „und dann kommt mit Schaufeln zurück. Wir können uns ja immerhin überzeugen.“

Die Knechte verschwanden mit ihrem Gefangenen, der jetzt plötzlich ganz apathisch geworden war und mehr geschleppt als geführt werden mußte, in der Dunkelheit. Bruno Hartmann aber ging mit sich zu Rate, ob er sich dem am Grabe zurückgebliebenen Totengräber offenbaren sollte oder nicht. Es konnte ihm ja schließlich nicht viel geschehen, aber er sagte sich doch, daß es kaum möglich sein würde, diesen Leuten den Zusammenhang der Dinge klar zu machen, und daß er jedenfalls Gefahr lief, zunächst in Haft genommen zu werden. Das aber wollte er unter allen Umständen vermeiden. Denn wenn Wendriner sich in der Stelle, wo der Schatz versteckt war, dennoch geirrt haben sollte,

oder wenn alles nur ein von Grevenberg im Einverständnis mit Hanna ersonnener Betrug gewesen war, so war alles verloren, wenn er für einen oder mehrere Tage in seiner Bewegungsfreiheit behindert wurde.

Deshalb hielt er es für geraten, in seinem Versteck zu bleiben und sich mäusehenstill zu verhalten.

Er hatte keine Ursache, es zu bereuen; denn als eine Stunde später die mit ihren Werkzeugen zurückgekehrten Gehilfen des Totengräbers ihre Arbeit beendet hatten, ohne daß in dem sorgfältig durchsuchten Erdreich des Hügel's irgend etwas von Geld oder Geldeswert zum Vorschein gekommen wäre, durfte er sich überzeugt halten, daß Wendriner das Opfer eines Irrtums oder eines Betruges geworden war.

Er wartete, bis die Leute mit ihren Laternen wieder im Innern des Totengräberhauses verschwunden waren, dann richtete er sich auf und verließ auf demselben Wege, den er gekommen war, unbehellig den Friedhof.

### Siebzehntes Kapitel.

In Doktor Ruthardt's Wartezimmer pflegten sich sonst die Patienten nicht gerade zu drängen, aber als Grevenberg am Morgen nach seiner Unterredung mit dem Oberstleutnant das Haus betrat, dessen Erdgeschoß der junge Arzt bewohnte, traf es sich doch, daß Ruthardt eben mit einer zeitraubenden Untersuchung beschäftigt war, und daß der neue Ankömmling deshalb von der Haushälterin aufgefordert wurde, sich ein wenig zu gedulden.

Grevenberg sah heute erschreckend abgesspannt und elend aus. Die müde Haltung, in der er auf seinem Stuhle saß, und die bläulichen Schatten unter seinen Augen ließen vermuten, daß er in der Nacht nur wenig

Schlummer gefunden habe, und von Zeit zu Zeit erschütterte ein trockener, kraftloser Husten seine Brust.

Trotzdem musterte er seine Umgebung mit gespanntem Interesse, und nachdem er die sehr bescheidene Einrichtung des Wartezimmers bis in die kleinsten Einzelheiten studiert hatte, stand er auf und trat an das Fenster, das nach der Hinterseite des Hauses hinausging und den Ausblick in einen kleinen, schon herbstlich kahlen Garten gewährte.

Das Fenster mochte wohl manns hoch über dem schmalen Rasenstreifen liegen, der sich längs der Hausmauer dahinzog, aber die Latten eines Obstpaliers, das den unteren Teil der Mauer bedeckte, hätten es einem leidlich gewandten Turner wohl nicht allzu schwer gemacht, vom Garten aus die Brüstung zu gewinnen.

Paul Grevenberg laufchte nach dem anstoßenden Sprechzimmer hin, und da er aus dem Tonfall der sonoren Männerstimme, die da drinnen laut wurde, den Schluß zog, daß der Arzt noch immer mit der Befragung seines Patienten beschäftigt sei, öffnete er so geräuschlos als möglich einen der beiden Fensterflügel. Nun konnte er, sich hinauslehrend, das Terrain da draußen noch besser überblicken. Er sah, daß sich zwischen dem Garten und dem Nachbargrundstück ein nur durch niedrige Holzgitter eingefriedigter Gang hinzog, der offenbar die Bestimmung hatte, ein weiter rückwärts gelegenes, schuppenartiges Gebäude mit der Straße zu verbinden. Andere bemerkenswerte Entdeckungen waren nicht zu machen, man hätte denn die auf einem angrenzenden Hofe im Winde flatternde Wäsche dahin rechnen wollen, oder eine Schar zankender Spazierer, die in lebhaftem Meinungsaustrausch zwischen den entlaubten Wipfeln einiger Obstbäume hin und her flogen.

Eben hatte er das Fenster wieder geschlossen, als sich die Thür des Nebenzimmers aufthat. Der Patient kam unter Dankfagungen heraus, und der Doktor, dessen jugendliches Aussehen den Verlobten Marthas überraschte, lud den Fremden mit höflicher Handbewegung zum Eintritt in das Sprechzimmer ein.

Grevenbergs erster Blick fiel auf die Vase neben dem Schreibtisch. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopfe, und es wurde ihm schwer, seine Augen von dem Kunstwerk loszureißen. Aber er wollte sich heute besser beherrschen, als es ihm gestern dem Oberstleutnant gegenüber gelungen war, und auf des Doktors ruhige Frage nach seinem Begehre begann er mit gutem Geschick die in den schlaflosen Stunden dieser Nacht ersonnene Komödie zu spielen.

Er nannte seinen Namen nicht und begnügte sich, zur Aufklärung über seine Person zu sagen, daß er nur zu vorübergehendem Aufenthalt in Liebenfelde sei. Ein Unwohlsein, von dem er schon seit einiger Zeit geplagt werde, habe sich in den letzten Tagen derart gesteigert, daß er sich nun doch entschließen müsse, einen Arzt zu konsultieren. Er fürchte, daß mit seinem Herzen etwas nicht in Ordnung sei, und bitte um eine gründliche Untersuchung.

Georg Rutherford, der ihn während des Sprechens sehr aufmerksam beobachtet hatte, ersuchte ihn, seinen Oberkörper zu entkleiden, und begann mit der Auskultation.

„Sie sehen schlecht genährt aus,“ sagte er. „Es scheint, daß Sie Ihren Körper längere Zeit über Gebühr angestrengt haben.“

„Ich war lange auf Reisen, Herr Doktor. Vielleicht habe ich mir da mehr zugemutet, als ich ertragen konnte. Aber es hat doch wohl nichts zu bedeuten.“

„Wir werden sehen,“ lautete die kurze Erwiderung, und wenn nicht Grevenbergs Gedanken ausschließlich auf die Wase gerichtet gewesen wären, würde ihn der ernste Klang dieser drei Worte wahrscheinlich mit einiger Besorgnis erfüllt haben.

Die Untersuchung währte ziemlich lange, und er mußte auf eine Reihe von Fragen Auskunft geben, wie sie ihm ähnlich vor einigen Tagen auch der von seinem besorgten Gastfreunde geholte Arzt vorgelegt hatte. Er beantwortete sie ganz ehrlich, denn sein Gesundheitszustand war ihm in diesem Augenblick so gleichgültig, daß es ihm durchaus nicht der Mühe wert schien, sich irgendwie zu verstellen.

„Bitte — Sie können sich wieder ankleiden,“ sagte Rutherford endlich, indem er das Stethoskop fortlegte. „Ich werde Ihnen etwas Anregendes verschreiben, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie davon nur vorübergehend Nutzen haben werden. Ich empfehle Ihnen dringend, sich an Ihrem ständigen Aufenthaltsort sofort in andauernde ärztliche Behandlung zu geben.“

„Ah, Sie wollen mich doch nicht ängstlich machen, Herr Doktor?“ lächelte Grevenberg. „Haben Sie denn etwas Bedenkliches gefunden?“

„Ihre Lungen sind angegriffen, und Ihr Herz arbeitet nicht so, wie es sollte. Sie müssen jedenfalls sehr vorsichtig leben, jede Aufregung, Anstrengung oder Ausschweifung vermeiden und für die Pflege Ihres stark heruntergekommenen Körpers alles tun, was nur immer in Ihren Kräften steht.“

So eindringlich auch das alles gesagt war, so wenig Eindruck machte es doch in diesem Moment auf den, dem die Warnung galt. „Ich werde mir's merken, Herr Doktor,“ sagte er leicht hin.

Und dann, während er seine Krawatte knüpfte, stellte



er sich vor die japanische Vase. „Was für ein herrliches Kunstwerk Sie da besitzen!“ plauderte er. „Vielleicht wissen Sie nicht einmal, welchen Wert es für einen Sammler solcher Altertümer haben würde.“

„Doch, ich weiß es,“ warf Georg Ruthardt, der eben mit der Abfassung des Rezepts beschäftigt war, kurz hin. „Man hat es mir wiederholt gesagt.“

„Sind Sie nie in Versuchung geführt worden, die Vase zu verkaufen? Aber es verirrt sich wohl freilich nur selten ein wirklicher Kenner hierher nach Liebenfelde?“

„Das wäre mir auch sehr gleichgültig. Denn die Vase ist nicht verkäuflich.“

„Sie sollten das nicht mit solcher Bestimmtheit aussprechen, verehrter Herr Doktor. Am Ende hat jedes Ding in der Welt seinen Preis.“

„Ich wiederhole, daß die Vase nicht verkäuflich ist. — Darf ich Sie vielleicht um Ihren Namen bitten, damit ich ihn auf dem Rezept vermerken kann?“

Der Fremde hatte diese Aufforderung offenbar überhört. Er war jetzt ganz in die Betrachtung und Untersuchung des metallenen Kunstwerkes vertieft.

„Wie meisterhaft das alles modelliert ist! Geradezu dem Leben abgelauscht. Diese Eidechse hier in dem Astloch zum Beispiel — ist es nicht, als ob sie im nächsten Augenblick davonhuschen müßte?“

Als wolle er das Tierchen streicheln, fuhr er mit dem Finger in die winzige Öffnung, die der zierliche Körper der Lacerte noch freiließ, und als er in der Tiefe der Höhlung eine kleine Papierrolle fühlte, weitete sich in einem triumphierenden Glücksgefühl seine Brust.

Wenn dies Röllchen noch an seinem Plage war, so lag sicherlich auch alles andere wohlgeborgen da, wohin er es versteckt hatte, und unter allen lebenden

Menschen kannte nur er das Geheimnis dieser kostbaren Vase.

Mit der gut gespielten Lebhaftigkeit eines Menschen, der plötzlich zu einem großen Entschluß gelangt ist, wandte er sich nach dem ungeduldig wartenden jungen Arzte um.

„Ich will ganz aufrichtig sein, lieber Herr Doktor. Ich selbst bin zufällig ein leidenschaftlicher Liebhaber japanischen Kunstgewerbes, und ich möchte Ihnen die Vase ablaufen. Nein, nein — sagen Sie nichts! Es könnte Sie gereuen. Denn ich biete Ihnen nicht, was andere Ihnen vielleicht geboten haben, denen es um einen vorteilhaften Erwerb zu tun war. Ich habe etwas Derartiges noch nicht in meiner Sammlung, und der etwaige Marktwert des Stückes ist darum für mich nicht das Entscheidende. Machen Sie mir Ihren Preis, Herr Doktor, und machen Sie ihn, so hoch Sie wollen. Nur sagen Sie mir nicht noch einmal, daß Ihnen die Vase unverkäuflich sei.“

„Und doch kann ich Ihnen nichts anderes sagen. Sie werden sich nicht weiter bemühen, wenn ich Ihnen mitteile, daß das Kunstwerk ein Geschenk ist, dessen Veräußerung mir schon Rücksichten der Pietät verbieten.“

„Nun ja, es ist etwas sehr Schönes um die Pietät, aber es ist auch etwas sehr Schönes um eine runde Summe Geldes. Wenn ich Ihnen nun sechs-, nein, zehntausend Mark biete, Herr Doktor? — Ich bin kein Freund vom Feilschen — sagen wir also von vornherein zehntausend Mark.“

Georg war betroffen. Das aufdringliche Gebaren des Mannes war ihm mit jeder Sekunde widerwärtiger geworden. Dies ungeheuerliche Angebot aber, das den Wert der Vase sicherlich weit überstieg, ließ ihn geradezu an der Gesundheit seines Verstandes zweifeln.

„Sie täuschen sich offenbar in Ihrer Schätzung,“ sagte er. „Auch ohne die Gründe, die ich Ihnen bereits nannte, würde ich mich zu einem derartigen Handel nicht verstehen.“

„Aber weshalb denn nicht, Herr Doktor? Da es mein freier Wille ist, brauchen Sie sich doch kein Gewissen daraus zu machen, wenn ich den Gegenstand etwa zu teuer bezahle. Sie kennen offenbar die Leidenschaft eines eingestrichelten Sammlers nicht und wissen nicht, was es für ihn bedeutet, sich eine Seltenheit entgehen lassen zu müssen, in die er sich einmal verliebt hat. Ich bin reich, und die Summe, die ich Ihnen geboten habe, bedeutet für mich so gut wie nichts. Die Vase aber bedeutet mir in diesem Augenblick alles. Also — schlagen Sie ein?“

Ruthardt schüttelte den Kopf. „Es ist unmöglich. Lassen Sie uns nicht weiter davon reden.“

Grevenbergs Pulse flogen wie im Fieber. „Nun denn — fünfzehntausend, Herr Doktor! Oder, wenn Ihnen auch das noch nicht genug ist, so machen Sie mir selber den Preis, der Ihre Bedenkllichkeiten überwindet.“

Der junge Arzt wollte unwillig seine Verneinung wiederholen. Da durchfuhr ihn ein Gedanke, der ihn zaudern machte. Er wußte, der Oberstleutnant von der Hande war nicht reich, und er würde einem Angebot, wie es hier von einem offenbar halb spleenigen Sammler gemacht wurde, vielleicht nicht widerstanden haben. Wenn er nun doch seine ursprüngliche Absicht zur Ausführung brachte und die Vase ihrem Spender zurückgab, erwies er dem Vater Marthas damit nicht vielleicht einen Dienst, dem zuliebe er schließlich den Vorwurf einer Taktlosigkeit ruhig hinnehmen konnte? Er war darüber mit sich selber noch nicht ganz im reinen, aber es war immerhin der Erwägung wert.

„Gut also,“ entgegnete er, „ich werde mir Ihr Anerbieten überlegen. Das ist alles, was ich Ihnen im Augenblick antworten kann. Ich verspreche Ihnen nichts, aber es findet sich möglicherweise doch ein Weg zur Erfüllung Ihrer Wünsche.“

Das war der erste Hoffnungsschimmer, und er leuchtete Grevenberg in einem Augenblick auf, wo er sein Vorhaben fast schon als gescheitert angesehen hatte.

Vor Freude zitternd, sagte er: „Ich rechne darauf, Herr Doktor. Aber ich bitte, machen Sie die Bedenkzeit kurz. Ich kann mich nicht lange hier aufhalten, und ich wäre Ihnen darum sehr dankbar, wenn wir die Sache noch heute ins reine bringen könnten.“

Ruthardt zog sich einen Notizblock heran. „Ich verspreche Ihnen, wie gesagt, nichts. Aber sagen Sie mir gefälligst, wo eine Benachrichtigung Sie erreichen würde.“

„Ich bin im Bahnhofshotel abgestiegen.“

„Und Ihr Name?“

„Herbert Lyncker.“

Er hatte der Notwendigkeit, sich zu nennen, nicht länger ausweichen können, er hielt die für die Erfüllung seiner Wünsche damit verbundene Gefahr auch nicht für groß, denn er ahnte ja nichts von der Vertraulichkeit der persönlichen Beziehungen zwischen dem Arzte und dem Hause des Oberstleutnants.

Erst das jähe Auffahren des Doktors und der Ausdruck höchsten Erstaunens auf seinem Gesicht ließen ihn erkennen, daß er eine schlimme Unvorsichtigkeit begangen habe.

„Lyncker heißen Sie? Herbert Lyncker? Sie sind der Verlobte des Fräuleins von der Heyde?“

„Allerdings, Herr Doktor,“ erwiderte Grevenberg unsicher, für den Moment noch völlig ratlos, wie er

sich dieser unerwarteten Wendung gegenüber zu verhalten habe. „Setzt Sie das so sehr in Verwunderung?“

„Ja — ich verhehle es nicht. Sie denken doch wohl vorläufig nicht daran, Hochzeit zu machen?“

„Daran dachte ich freilich. Warum sollte ich es nicht dürfen?“

„Weil Sie damit eine Leichtfertigkeit begingen, eine sträfliche Torheit, wenn nicht etwas Schlimmeres. Sie haben sich an mich als an den Arzt gewendet, und ich glaube Ihnen unter diesen Umständen volle Wahrheit schuldig zu sein. Ihr Gesundheitszustand ist schlecht, mein Herr, viel schlechter, als ich es Ihnen vorhin andeuten zu müssen glaubte. Bei sehr vorsichtigem und ruhigem Leben können Sie es vielleicht noch auf eine Anzahl von Jahren bringen, im Fall einer Verheiratung aber würde ich Ihnen nicht mehr als sechs Monate zu prophezeien wagen.“

Grevenberg fuhr zusammen. Aber es war vielleicht noch mehr der Ton der Worte gewesen als ihr Inhalt, der ihn erschreckt hatte. Die plötzliche Erregung des Doktors war ihm unbegreiflich, und sie verursachte ihm gerade deshalb ein Gefühl peinigender Beklommenheit.

„Auch der erfahrenste Arzt kann sich täuschen, Herr Doktor,“ sagte er zögernd. „Und dann — wenn es auch so wäre — ich würde dann doch wenigstens sechs Monate lang glücklich gewesen sein.“

Ruthardt war rot geworden, und unfähig, seinen heiligen Zorn länger zurückzuhalten, brach er los: „An das Verbrechen aber, das Sie damit gegen ein arglos vertrauendes Mädchen begingen, denken Sie nicht? Als Mann von Ehre müßten Sie nach dem, was ich Ihnen gesagt habe und was Sie sich von jedem beliebigen Arzt bestätigen lassen können, der jungen Dame ohne weiteres ihr Wort zurückgeben. Denn auch sie hofft

darauf, glücklich zu werden. An Ihrer Seite aber würde sie nur dazu verurteilt sein, die Krankenpflegerin zu spielen.“

„Sie sind nicht sehr rücksichtsvoll, Herr Doktor!“ brachte Grevenberg mit zitternder Stimme hervor. „Aber ich werde mit mir zu Rat gehen. Vielleicht werde ich Ihre Mahnung befolgen. Aber nicht wahr — auf unser Geschäft mit der Vase hat es keinen Einfluß, daß Sie mich nun als den Verlobten des Fräuleins von der Heyde kennen?“

„Da ich jetzt natürlich annehmen muß, daß Sie mir Ihren Kaufvorschlag im Auftrage des Herrn Oberstleutnants gemacht, werde ich mich noch heute mit Herrn von der Heyde in Verbindung setzen, um ihn zur Zurrücknahme des mir gemachten Geschenkes zu bestimmen.“

So verlockend ihm auch für einen Moment die Aussicht erschien, die Vase wieder in den Besitz seines künftigen Schwiegervaters gelangen zu sehen, so rasch erkannte Paul Grevenberg doch, daß er die Absicht des Arztes nicht zur Ausführung gelangen lassen dürfe. „Sie sind im Irrtum,“ versicherte er eifrig. „Der Oberstleutnant hat keine Ahnung von meiner erst hier entstandenen Absicht, dieses Stück zu erwerben, und ich wünsche dringend, daß er nichts von meinem Besuche bei Ihnen erfährt. Ich rechne auf Ihre Diskretion und appelliere ausdrücklich an Ihre Pflicht der ärztlichen Berufsverschwiegenheit.“

„Eines solchen Appells bedarf es natürlich nicht. Aber wenn es, wie Sie sagen, nicht der Wunsch des Herrn von der Heyde ist, die Vase wieder zu besitzen, so habe ich Ihnen über diesen Gegenstand nichts weiter zu sagen. Das Kunstwerk ist mir um keinen Preis feil, und wenn ich jemals zu dem Entschlusse gelangen sollte, mich seiner auf andere Weise zu entäußern, so würden

Sie unter allen Menschen der letzte sein, dem ich es überließe.“

„Warum gerade ich, Herr Doktor? Was habe ich getan, mir Ihre Abneigung zu verdienen?“

„Erlassen Sie es mir, Ihnen darauf zu antworten. Ermägen Sie lieber, was ich Ihnen in Bezug auf Ihre Heiratsabsichten sagte. Da ich nicht das Recht habe, Ihre Braut zu warnen, fühle ich mich zweifach verpflichtet, Ihnen zu wiederholen, daß diese Heirat ein Verbrechen wäre. — Und nun entschuldigen Sie mich wohl, meine Praxis ruft mich. Ihren Hut dürften Sie im Wartezimmer gelassen haben.“

Grevenberg zauderte noch, zu gehen, aber die Art, wie der Doktor ihm den Rücken lehrte, um ein kleines chirurgisches Besteck, das er auf seinen Krankenbesuchen immer mit sich führte, aus dem Schrank zu nehmen, war ihm Beweis genug, daß er nichts mehr zu hoffen habe.

Mit halblaut gemurmeltem Gruße ging er hinaus.

Wohl war es eine neue schwere Enttäuschung, die er da erlitten hatte, aber sie drückte ihn doch nicht so danieder wie die gestrige Überraschung. Als er sich zu dem Doktor begab, hatte er von vornherein nicht mit Sicherheit auf ein Gelingen gerechnet, und er hatte deshalb nicht versäumt, sich durch ein möglichst gründliches Studium des Terrains auch über jenen anderen Weg zu unterrichten, auf dem er, wenn es sonst keine Möglichkeit mehr gab, sein Eigenthum zu erlangen suchen mußte.

Nun war es an der Zeit, diesen Weg einzuschlagen. Es war der gefährlichste, den er gehen konnte, aber es war der einzige, der ihm noch offen stand. Der Hoffnung auf Marthas Besitz mußte er freilich entsagen, wenn er sich dazu entschloß. Darüber täuschte er sich nicht

mehr. Aber die Tantalusqualen, die er ausgestanden, seitdem er seinen Schatz in so greifbarer Nähe und doch so unerreichbar fern mußte, hatten das Verlangen nach diesem Schatz bis zur Stärke einer Leidenschaft gesteigert, vor der im Augenblick alles andere zurücktrat, selbst seine Liebe zu dem Mädchen, für das er zum Verbrecher geworden war. Das, was ihm ursprünglich nur ein Mittel zum Glück hatte sein sollen, war jetzt in seiner Vorstellung das Glück selbst geworden. Auf alles konnte er schließlich verzichten, nur nicht auf dieses Geld, das er sich seiner Überzeugung nach härter und mühseliger erworben hatte, als je ein Vermögen erworben worden war.

Seine Entschlüsse standen fest, und damit war eine merkwürdige, fast zuversichtliche Ruhe über ihn gekommen.

Während er die Straße hinabging, an der das Haus des Doktors lag, überzeugte er sich, daß der Gang, den er vorhin zwischen den beiden Gärten bemerkt hatte, wirklich auf die Straße ausmündete und weder durch ein Tor noch durch ein Gitter verschlossen war. Man war offenbar nicht sehr ängstlich vor Dieben hier in Liebenfelde.

Grevenberg kehrte in sein Hotel zurück und bestellte die Rechnung, da er mit dem nächsten Zuge abreisen wolle. Dann schrieb er einen kurzen Brief an den Oberstleutnant, in welchem von der Notwendigkeit einer plötzlichen Abreise und von der Hoffnung die Rede war, in einigen Tagen zurückkehren zu können. Er wußte, daß man diese Art der Benachrichtigung nicht für eine Entschuldigung gelten lassen würde und daß er den empfindlichen alten Herrn durch solche Ungezogenheit auf das tiefste verletzte, aber darum brauchte er sich ja jetzt keine Sorge mehr zu machen. Da oben



in der Platanenstraße gab es für ihn nichts mehr zu hoffen.

Ohne sich gegen den etwas neugierigen Hotelwirt über sein Reiseziel oder über die Möglichkeit einer Wiederkehr zu äußern, verließ er eine halbe Stunde später das Gasthaus und schlug den Weg nach dem nahegelegenen Bahnhofe ein.

### Achtzehntes Kapitel.

Am zweiten Vormittag nach seiner Abreise kehrte Hartmann in die Wendrinersche Wohnung zurück. Hanna war es, die ihm auf sein Klingeln öffnete, wie seither jedes Anschlagen der Glocke sie veranlaßt hatte, an die Tür zu eilen.

Sie erschrak, als sie ihn erkannte, und in ihrer ersten Bestürzung konnte sie nichts anderes herausbringen als: „Sie sind wieder da? — Wo ist mein Vater?“

„Darüber werde ich Ihnen Auskunft geben, Fräulein Wendriner,“ sagte er sehr gemessen, „wenn Sie mir sofort eine Unterredung unter vier Augen ermöglichen wollen. Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

Hanna zauderte, aber ihre Unentschlossenheit war nur von kurzer Dauer, denn sie war nicht feige. „Lassen Sie uns in Ihr Zimmer gehen,“ erwiderte sie. „Ich stehe zu Diensten.“ Und als sie dann allein miteinander waren, wiederholte sie ihre vorige Frage: „Wo ist mein Vater? Warum sind Sie ohne ihn zurückgekommen?“

„Ihr Vater befindet sich als Polizeigefangener im Kreiskrankenhause zu Brandenstein. Nur dem Umstand, daß er seit seiner Einlieferung vernehmungsunfähig war, daß er keinerlei Legitimationspapiere bei sich führte

und sich unter einem falschen Namen in das Fremdenbuch des Hotels eingetragen hatte, haben Sie es zuzuschreiben, daß man Ihnen noch keine amtliche Nachricht davon zukommen ließ.“

Hanna lehnte totenbleich am Tische, aber sie setzte seiner Rücksichtslosigkeit eine trotzig Selbstbeherrschung entgegen.

„Er ist also schwerkrank, trotzdem er doch ganz gesund war, als er uns verließ?“

„Die Ärzte des Krankenhauses sagen, es sei ein Nervenchoß, unter dem er zusammengebrochen ist. Auf einen Zustand furchtbarster Aufregung folgte eine vollständige Apathie. Er ist anscheinend bei Bewußtsein, aber er zeigt keinerlei Interesse für das, was mit ihm geschieht, und antwortet auf keine der ihm vorgelegten Fragen.“

„Es ist also genau dasselbe wie damals nach dem Zusammenbruch, als die Anklage wegen betrügerischen Bankrotts gegen ihn erhoben wurde. Damals hatte er es im Verlauf einer Woche überwunden.“

„Soviel ich gehört habe, ist die Prognose der Ärzte diesmal weniger günstig. Man hegte zur Zeit meiner Abreise sehr ernste Besorgnisse um sein Leben.“

Noch immer veränderte sich in Hannas bleichem, starrem Gesicht keine Linie. Als hätte sie seine letzten Worte gar nicht gehört, fragte sie weiter: „Sie sagen, daß er als Polizeigefangener im Krankenhause ist? Warum das? Er hat während seines kurzen Aufenthalts in Brandenstein doch wohl kaum etwas Strafwürdiges getan?“

„Er wurde überrascht, als er zu nächtllicher Stunde auf dem Kirchhofe einen Grabhügel zerstörte. Auf Grabschändung aber sind strenge Strafen gesetzt.“

Nun war Hanna doch in Gefahr, ihre Fassung zu

verlieren. Der kalte, durchdringende Blick dieses erbarmungslosen Menschen bohrte sich wie ein Dolchmesser in ihre Seele, und für einen Moment mußte sie ihre Augen mit der Hand bedecken, um ihm zu entgehen.

Hartmann wartete ein paar Sekunden lang; dann fuhr er ohne die leiseste Regung des Mitleids fort: „Es wundert mich, Fräulein Wendriner, daß Sie gar keine Frage nach der Ausbeute meiner Brandensteiner Reise an mich zu richten haben. Interessiert es Sie denn so wenig, ob es Ihrem Vater und mir gelungen ist, die verborgenen Schätze des Herrn Grevenberg zu heben?“

Sie antwortete ihm nicht.

Nach kurzem Warten sprach er weiter: „Oder wußten Sie vielleicht schon vorher, daß wir nichts finden würden? Jetzt, da der Freund, für den Sie sich so heldenmütig geopfert haben, wohl schon in Sicherheit ist, könnten Sie es am Ende ruhig zugestehen.“

Hanna ließ die Hand sinken und sah ihn an. Ein Ausdruck düsterer Entschlossenheit war auf ihrem Gesicht. „Warum spielen Sie mit mir wie die Katze mit der Maus? Wenn ich Sie betrog, hätte ich Ihnen damit denn etwas anderes angetan als Sie mir? War denn Ihre angebliche Freundschaft für mich von allem Anbeginn etwas anderes als schändlicher Betrug?“

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, Ihnen Vorwürfe zu machen. Jeder nimmt seine Interessen wahr, so gut er kann — das ist sein unzweifelhaftes Recht, und der Dummere muß sich darein ergeben, wenn in diesem Interessentkämpfe der Klügere den Sieg behält. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, Fräulein Wendriner, wenn ich Ihnen ausdrücklich zugestehe, daß Sie bis zu diesem Augenblick die Klügere gewesen sind.“

Da lachte sie schneidend auf. „Die Klügere? — Wollen Sie mich verhöhnen? Die Klügere — ich? — Die sich von einem Schurken hintergehen ließ wie ein ahnungsloses Gänzchen?“

Hartmann horchte auf. Der Ton, der da an sein Ohr geschlagen war, klang wirklich echt. Aber er hatte gelernt, diesem Mädchen gegenüber auf seiner Hut zu sein. „Ein neuer Aufzug der Komödie also? Meinetwegen! — Aber wozu die Anstrengung? Es ist nicht mehr der Mühe wert, mich am Narrenseil herumzuführen. Ich habe ja aufgehört, einer der Mitwirkenden in diesem Possenspiel zu sein. Was jetzt noch zu tun ist, wird die Polizei besorgen, und Sie müssen Ihre Künste deshalb schon an einer anderen Stelle versuchen.“

„O nein, mein Herr! In dieser Sache ist es mit meiner Kunst und mit meinen Künften zu Ende. Ich wünschte aus tiefstem Herzen, die Kriminalpolizei wäre geschickter als Sie.“

„So sicher also sind Sie Ihrer Sache? So bestimmt wissen Sie, daß Ihr Freund sich und seine Beute glücklich aus dem Bereich aller Verfolgungen gebracht hat?“

„Nichts weiß ich — gar nichts!“ schrie sie mit ausbrechender Leidenschaft. „Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, so hat er es dem glücklichen Zufall zu danken, daß man Narren und Dummköpfe zu seinen Wächtern bestellt hatte, und daß ein verblendetes Weib sich dazu hergab, ihm als Brücke in die Freiheit zu dienen.“

Nun war er gewiß, daß sie ihm keine Komödie mehr vorspielte. Er änderte seinen Ton. „Soll ich Ihnen glauben, Fräulein Wendriner? Auch Sie also hätte dieser Grevenberg betrogen?“

„Nur mich hat er betrogen — mich ganz allein! Denn welche Verpflichtung hätte er gehabt, gegen meinen

Vater oder gegen Sie aufrichtig zu sein? — Gegen die Bluthunde, die ihm auf den Fersen waren, mochte er sich immerhin wehren mit allen Mitteln der Verschlagenheit und der List. Mich aber durfte er nicht hintergehen — mich nicht.“

„So sagen Sie mir alles, Fräulein Hanna! Vielleicht können wir doch noch einmal aufrichtige Bundesgenossen werden.“

„Was soll ich Ihnen denn noch sagen, das Sie nicht schon erraten hätten? Ich habe ihm zur Flucht verholfen, mit Lug und Trug und mit der Hergabe meiner letzten Sparpfennige. Er sollte seine versteckten Schätze heben und sollte entweder innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückkommen, mich zu holen, oder mir den Ort angeben, an dem wir uns zur gemeinsamen weiteren Flucht vereinen würden. Ich vertraute ihm, ich war trotz meiner Erfahrungen einfältig genug, seinen Versprechungen zu glauben.“

„Und er hat natürlich nach seiner Abreise nichts mehr von sich hören lassen? Sie hegen keine Hoffnung mehr, daß er sein Versprechen dennoch einlösen könnte?“

„Nein, so wahnsinnig bin ich nicht. Jetzt könnte er ja gar nicht mehr kommen, da er sich sagen muß, daß mein Vater ihn sicherlich nicht zum zweiten Male entzwischen ließe, nachdem er mit dieser Kirchhofgeschichte einmal das Opfer eines Betrugers geworden. Es war auch von vornherein gar nicht seine Absicht.“

„Und Sie wollten sich ganz untätig verhalten? Sie wollen es ruhig geschehen lassen, daß er die Früchte seines Verrats genießt — vielleicht in der angenehmen Gesellschaft einer anderen?“

Hanna war zusammengefahren wie unter einem Peitschenhieb. So viel Temperament Hartmann ihr auch

zutraute, dies dämonisch wilde Funkeln in ihren Augen machte ihn doch betroffen.

„Sagen Sie mir, wo ich ihn finde, und er soll seines Schurkenstreiches wahrhaftig nicht froh werden.“

„Er hat Ihnen sein Reiseziel nicht genannt?“

„Ich habe ihn nicht einmal danach gefragt. Wozu auch? Wenn es seine Absicht war, mich zu hintergehen, würde er mir ja doch mit einer Lüge geantwortet haben.“

„Vermutlich! Aber wie konnten Sie ihm auch so blindlings vertrauen? Haben Sie sich denn gar nicht bemüht, über seine Pläne etwas aus ihm herauszubringen, ohne daß er es merkte?“

„Ich habe es wohl versucht; aber er war klüger als ich. Ich weiß nichts — nichts.“

„Das ist allerdings schlimm. Dann werde ich doch wohl die Hoffnung auf meine Belohnung fahren lassen müssen, und Sie, mein unkluges Fräulein, werden um Ihre Rache an dem Verräter kommen. Denn von der Polizei haben wir jetzt, nachdem Grevenberg einen Vorsprung von drei Tagen gewonnen hat, aller Voraussicht nach wenig zu erwarten, auch wenn sie den Telegraphen nach allen Richtungen der Windrose spielen läßt, um die Spur des Herrn Herbert Lynder zu entdecken.“

Er war niemals in üblerer Laune gewesen als in diesem Augenblick, denn er mußte ja seiner eigenen Leichtgläubigkeit einen nicht geringen Teil der Schuld beimessen an dem Scheitern seiner Mission.

Da sagte Hanna, die mit finsterem Gesicht und fest zusammengepreßten Lippen vor ihm gestanden, plötzlich: „Warten Sie einen Augenblick. Ich will Ihnen etwas zeigen, was ich in seinem Zimmer gefunden habe. Da Sie so scharfsinnig sind, kann es Ihnen möglicherweise von Wichtigkeit sein.“

Sie lehrte rasch zurück und legte eine Anzahl Papierfetzen vor ihn auf den Tisch.

„Er war seit einer Woche in unserem Hause,“ erzählte sie, „als ich ihn eines Tages beim Schreiben eines Briefes überraschte. Er hatte eben den letzten Federzug der Adresse getan und schob bei meinem Eintreten den Umschlag so hastig unter die anderen auf dem Tisch liegenden Papiere, als hätte er ein sehr großes Interesse daran, ihn nicht sehen zu lassen. Dabei mag sich dann wohl die nasse Schrift ein wenig vermischt haben, so daß er das Briefkuvert später nicht mehr verwenden konnte. Ich fand es zerrissen in seinem Papierkorb. Aber die Stücke waren so klein, daß ich trotz aller Bemühungen die Adresse nicht mehr zusammenbringen konnte. Dieses hier waren die größten der vorhandenen Fragmente. Aber auch sie haben mir unlösliche Rätsel aufgegeben.“

Während sie sprach, hatte sie die Papierschnitzel so zusammengefügt, daß sie wieder die Wortfragmente: „utnant vo— yde— ebenfel—“ ergaben.

Mit gespannter Aufmerksamkeit war Hartmann ihrem Beginnen gefolgt. „Diese Überreste können uns allerdings möglicherweise von Bedeutung werden,“ erklärte er. „Haben Sie die übrigen Schnitzel des Umschlags nicht mehr in Ihrem Besitz?“

Hanna mußte verneinen. „Ich habe sie fortgeworfen, da es doch unmöglich gewesen wäre, sie in einen Zusammenhang zu bringen.“

„Das ist sehr schade. Wir müssen uns also mit dem zu behelfen suchen, was wir haben. Da scheint mir denn so viel als sicher, daß unser Freund mit einem adligen Leutnant oder Oberleutnant oder Generalleutnant korrespondiert hat. Wenn wir die Persönlichkeit des Adressaten feststellen können, so gewinnen wir da-

mit möglicherweise einen wichtigen Anhalt für die Natur von Grevenbergs Plänen. Er hatte vor seiner Bestrafung die Manie, sich unter falschem Namen an vornehme Leute heranzudrängen, und es scheint fast, daß er sich jetzt mit einem dieser alten Bekannten in Verbindung zu setzen gesucht hat. Mit den drei Buchstaben „yde“ können wir allerdings nicht viel anfangen, denn es gibt sicherlich Tausende von Namen, in die sie hineinpassen würden. Die Ortsbezeichnung scheint schon viel verheißungsvoller, obwohl ich mir seit fünf Minuten vergebens den Kopf zerbreche, um eine Stadt ausfindig zu machen, deren Name mit diesen Silben in Zusammenhang zu bringen ist. Nebensfelde — Lebensfelde — Nebensfels — alle diese Orte existieren nicht. Aber es dürfte doch nicht unmöglich sein, den richtigen zu ermitteln. Ich werde es unverzüglich versuchen. Sie haben zu Grevenberg natürlich nichts von Ihrem Funde gesprochen?“

Hanna verneinte, und mit dem Eifer, der jede seiner Handlungen charakterisierte, machte sich Hartmann ungesäumt an die weitere Verfolgung der schwachen Fährte. Er ging aus, und als er nach etwa drei Stunden zurückkehrte, winkte er Hanna, die ihm geöffnet hatte, noch einmal in sein Zimmer.

„Ich habe ein Städtelexikon und die Karte genau durchstudiert,“ sagte er. „Ich habe dabei gefunden, daß es darin nur einen einzigen Ort gibt, der die betreffenden Buchstaben enthält. Es ist das Städtchen Liebensfelde, das glücklicherweise nur ein paar Meilen von hier entfernt ist. Ich werde also nicht gar zu viel kostbare Zeit verlieren, wenn ich dahin fahre, um an Ort und Stelle nach dem Adressaten des geheimnisvollen Briefes zu forschen. Noch in dieser Stunde gedente ich abzureisen, und sobald ich etwas ermittelt



habe, das für unseren Zweck von Bedeutung ist, werde ich Ihnen telegraphische Nachricht geben.“

„Ich bitte Sie darum, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Bemühungen von Erfolg sein möchten. Aber Sie dürfen mir natürlich nicht hierher in unsere Wohnung telegraphieren. Meine Mutter braucht nichts zu wissen. Richten Sie die Depesche also unter den Anfangsbuchstaben meines Namens postlagernd an das Haupttelegraphenamt. Ich werde morgen nachmittag dort Nachfrage halten.“

Er versprach, sich nach ihrem Wunsche zu richten, und schon nach einer Viertelstunde war er auf dem Wege zum Bahnhofe.

Als Hanna am nächsten Mittag auf dem Telegraphenamt erschien, um sich nach einer unter der Chiffre H. W. eingelassenen postlagernden Depesche zu erkundigen, reichte ihr der Beamte ein, wie er sagte, schon vor zwei Stunden eingegangenes Telegramm.

Mit bebenden Fingern löste Hanna den Verschuß und las: „Spur gefunden. Kommen Sie sofort hierher, habe Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen. Hartmann.“

Hanna wäre am liebsten gefahren, ohne zuvor noch einmal nach Hause zurückzukehren. Aber sie war fast ohne Mittel, und da sie jedenfalls nicht mehr an demselben Tage hätte zurückkehren können, mußte sie sich doch auch mit etwas Wäsche versehen. Sie fuhr also in die elterliche Wohnung zurück, wo noch immer keine Nachricht von ihrem Vater eingetroffen war, ersann unterwegs irgend ein Märchen von der Erkrankung einer Freundin, die sie notwendig besuchen müsse, und bestieg in einem Zustande fieberhafter Erwartung den Abendzug, der sie nach Liebenfelde bringen sollte.

### Neunzehntes Kapitel.

„Der Herr Doktor möchten doch sogleich zum Gemeindevorsteher Liebenow nach Hausdorf kommen. Der Mann ist von einem Pferde geschlagen worden und schwer verletzt. Seine Leute fürchten, daß es mit ihm zu Ende geht.“

Es war gegen zehn Uhr Abends, als die Haushälterin mit dieser Meldung in das Arbeitszimmer Ruthardts trat. Er war sofort bereit, seine ärztliche Pflicht zu erfüllen.

„Man hat doch einen Wagen mitgeschickt?“ fragte er.

Aber die Haushälterin verneinte. „Der Junge, der die Botschaft brachte, sagte, er sei mit der gerade abgehenden Post von Hausdorf hierher gefahren, weil das Anspannen zu viel Zeit erfordert hätte.“

„Das war sehr töricht, denn nun werden wir dieselbe Zeit hier verlieren. Gehen Sie also, bitte, zum Fuhrhalter Karstens und sagen Sie ihm, er solle mir so schnell als möglich die Halbchaise schicken. Inzwischen packe ich mir die Instrumente und das Verbandzeug zusammen.“

Es mochten kaum mehr als zwanzig Minuten seit dem Eintreffen der Meldung vergangen sein, als Doktor Ruthardt die mit zwei Pferden bespannte Chaise bestieg und in der Richtung nach Hausdorf abfuhr.

Es war ein dunkler, mondloser Abend, und trotz der verhältnismäßig frühen Stunde herrschte in den schlecht beleuchteten Straßen des Städtchens bereits tiefe Stille. Ein Nachtwächter ging bald nach der Abfahrt des Wagens an dem Hause des Doktors vorüber. Dann regte sich lange Zeit nichts mehr in der Umgebung des kleinen, unausgezeichneten Gebäudes.

Als aber die Uhr auf dem Turme der nahen Kirche

zum Schlage der elften Stunde ausholte, löste sich aus dem Dunkel eines dem Hause gegenüberliegenden Torwegs eine Männergestalt, die lautlos über den Fahrdamm huschte.

Paul Grevenberg hatte auf seinem sicheren Beobachtungsposten ausgeharrt, bis sich das letzte erleuchtete Fenster — das Fenster eines Giebelzimmers — verfinstert hatte und bis er annehmen konnte, daß alle Bewohner des Hauses im Schlummer lägen.

Nun verschwand er in dem Gange, der zwischen den beiden Gärten dahinführte, und schwang sich ohne sonderliche Mühe über das niedere hölzerne Gitter zu seiner Rechten. Als er vor einigen Tagen die Gelegenheit ausspähte, hatte er die Fenster im Erdgeschoß aufmerksam genug gezählt, um zu wissen, welches von ihnen das des Wartezimmers war. Noch eine Minute lang blieb er wie in einer Anwandlung von Furcht oder wie in einem letzten inneren Kampfe unter demselben stehen, dann begann er an den Latten des Spaliers in die Höhe zu klettern, um die Brüstung zu gewinnen. Seine Glieder waren ungelent, und seine Muskeln schwach geworden während der langen Gefangenschaft. Was für einen Menschen von normalen Kräften ein leichtes gewesen wäre, bereitete ihm ziemliche Anstrengung, und seine Brust keuchte, als es ihm endlich gelungen war, sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf das breitausladende Gesims des Fensters hinaufzuziehen.

Aber das Schwerere stand ihm noch bevor. Er mußte eine der Scheiben mit der mitgebrachten Schmierseife bestreichen und sie vorsichtig eindrücken, um dann non innen den Fensterriegel öffnen zu können. Trotz aller Behutsamkeit ging es dabei nicht ohne ein leises Klirren ab, und als er den Arm durch die entstandene Öffnung

schob, rißte ihm ein vorstehender Glasplitter die Haut. Er spürte den Schmerz kaum, aber er fühlte, wie ihm Blutstropfen über die Hand rieselten. Doch er dachte nicht einmal daran, sie abzuwischen. Seine Zeit war ja knapp genug bemessen. In wenig mehr als einer Stunde konnte der Doktor zurück sein, denn er hatte keine Veranlassung, sich in Hausdorf aufzuhalten, nachdem er erfahren haben würde, daß er durch eine falsche Meldung genarrt worden sei. In einer Stunde also mußte er seinen Schatz gehoben und in Sicherheit gebracht haben, oder alles war verloren.

Es dünkte ihn nicht zu schwer. Er hatte ja Zeit genug gehabt, alles reiflich zu überlegen und seine Vorbereitungen zu treffen. Er hatte sowohl die unentbehrliche kleine Blendlaterne mitgebracht als die Sperrhaken zum Öffnen verschlossener Türen und eine kleine feine Stahlsäge, der nach der Versicherung des Verkäufers auch das härteste Metall nicht widerstehen konnte.

Behutsam tastete er sich durch das dunkle Wartezimmer und atmete erleichtert auf, als ein Druck auf die Klinke ihn überzeugte, daß die Verbindungstür nicht verschlossen war.

Nun stand er der treuen Hüterin seines Reichthums gegenüber. Er hatte von vornherein nicht daran gedacht, die Vase zu stehlen. Sie war viel zu schwer für seine Kraft und viel zu groß, als daß er sie unauffällig hätte fortschaffen können. Da es aber eines stundenlangen Zeitaufwandes, einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit und wahrscheinlich auch besonders konstruierter Instrumente bedurft hätte, um die durch den engen Vasenhals geschobenen Papierröllchen auf demselben Wege wieder herauszubefördern, so blieb ihm nichts anderes übrig als eine teilweise Zerstörung des Kunstwerkes.

Mit Anstrengung hob er das schwere Stück von dem Postament herab und legte es auf den Teppich. Er war zu dem Schluß gekommen, daß es das Zweckmäßigste sein würde, den Fuß der Base abzusägen, und ohne Zögern ging er ans Werk.

Aber die Arbeit vollzog sich bei weitem nicht so rasch, als er vorausgesetzt hatte, und das Knirschen der Säge versetzte ihn überdies in tödliche Angst vor einer Entdeckung. Der Schweiß rann ihm in großen Tropfen von der Stirn, und das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Aber er hielt trotzdem keine Sekunde in seiner Tätigkeit inne, und endlich war der entstandene Einschnitt tief genug, daß er versuchen konnte, ihn durch ein paar energische Schläge mit dem Meißel, den er ebenfalls mitgebracht hatte, rascher zu erweitern. Das konnte allerdings nicht ohne Geräusch abgehen. Aber es war unvermeidlich, und die Erkenntnis, daß ihm vielleicht nur noch ein kurzer Zeitraum gelassen sei, erfüllte ihn mit dem Mute der Verzweiflung. Er schlug zu und versuchte dann unter Anwendung seiner ganzen Körperkraft, den halbgelösten Fuß der Base so weit zurückzubiegen, daß er mit der Hand in das bauchige Innere bringen konnte. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm in der That. Er fühlte ein paar der fest zusammengedrehten Papierrollen zwischen seinen Fingern.

Freilich, alles würde er nicht retten können, darauf hatte er sich von vornherein gefaßt gemacht, denn von den vierzehn Rollen, deren jede aus zehn Tausendmarkscheinen bestand, hatte er nur zwölf durch die obere Öffnung in die Base hinabgezwängt. Die beiden anderen hatte er durch das Astloch in den Hohlraum des Postaments geschoben, und an ihre Rettung war bei der Kürze der Zeit und der Schwierigkeit der erforderlichen Manipulationen selbstverständlich nicht zu denken.

Aber was bedeutete ihm ein Verlust von zwanzigtausend Mark, wenn er das Sechsfache in Sicherheit brachte!

Die Summe war vollständig vorhanden. Da niemand das Geheimnis der Wase erraten hatte, fehlte keines der kostbaren Röllchen. Paul Grevenberg hielt sich nicht damit auf, sie zu entfalten. So wie sie waren, schob er sie in die Tasche seines Weinkleides, und dann, als alles geborgen war, richtete er sich aus seiner knieenden Stellung auf, um wie zu einer stummen Dankfagung die Arme gegen die Zimmerbede emporzurecken.

Nun war er also doch nicht um den Preis seines Opfers betrogen. Wenn ihm auch das Glück der Liebe versagt blieb, das Glück des Reichthums wenigstens konnte er für den Rest seines Daseins in vollen Zügen genießen, denn er zweifelte nicht mehr daran, daß Doktor Rutherford ihm über seinen Gesundheitszustand die Wahrheit gesagt hatte. Die Aufregungen der letzten Tage mußten einen verhängnisvollen Fortschritt in dem Leiden bewirkt haben, dessen erste Anzeichen er schon während seiner Gefangenschaft wahrgenommen hatte.

Er hatte sich nie so hinfällig gefühlt wie gerade heute. Auf seiner Brust lag es wie eine schwere Last, die ihm zeitweilig fast das Atmen unmöglich machte, und manchmal war es ihm, als ob sein Herz aufhören wolle zu schlagen.

Aber der Doktor hatte ihm ja auch gesagt, daß er es bei ruhiger Lebensweise noch auf eine Anzahl von Jahren bringen könnte. In der milden Luft Italiens oder eines anderen süblichen Himmelsstriches ließ sich das Außerste gewiß noch lange hinausschieben, zumal wenn er sich mit Hilfe seines Reichthums, der ihm in der ersten überschwenglichen Besitzfreude schier unermes-

lich dünkte, alle jene Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verschaffen konnte, die danach angetan sind, das Leben eines Menschen zu verlängern, weil sie es verschöner.

Freilich, noch war er nicht in Sicherheit. Aber seine Besorgnisse in dieser Hinsicht waren nicht zu groß. Wohl zweifelte er nicht, daß der Verdacht, den Einbruch verübt und die Vase beschädigt zu haben, sich sogleich auf ihn lenken würde, denn nur er konnte nach des Doktors Meinung ein Interesse daran gehabt haben, das kostbare Gefäß zu zerstören, dessen Verkauf der Besitzer ihm so hartnäckig verweigert hatte, aber man würde in seinem Beginnen nur die verrückte Nachsicht eines in seinen Hoffnungen betrogenen Sammlers sehen, und es war nicht einmal sehr wahrscheinlich, daß Doktor Ruthardt überhaupt Anzeige erstatten würde. Im schlimmsten Falle konnte man den vermeinten Herbert Lyncker doch nur wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung verfolgen, und er hatte noch nie gehört, daß wegen solchen Vergehens ein Steckbrief hinter einem Flüchtigen erlassen worden wäre. Schon am nächsten Abend aber konnte er die Grenze passiert haben, und dann war er unter allen Umständen geborgen.

Er verlöschte seine Blendlaterne und steckte sie gleich dem Einbrechergerät in die Tasche, denn für den Rückweg bedurfte er des Lichtes nicht mehr. Behutsam tastete er sich durch das Vorzimmer zum Fenster, und nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß sich draußen nichts Bedrohliches regte, schwang er sich auf die Brüstung.

Der Sprung, den er wagen mußte, war kaum mehr als zwei Meter tief, ein Kinderspiel für einen halbwegs gewandten Menschen. Und das Erdreich des Gartens war überdies so weich, daß er selbst bei einem Sturz

kaum eine ernstliche Beschädigung zu fürchten hatte. Er zögerte denn auch nicht und sprang. Aber er mußte wohl ausnehmend ungeschickt auf die Füße gekommen sein, denn die Erschütterung, die er bis ins Gehirn hinein verspürte, war viel heftiger, als er es erwartet hatte. Für einen Moment versagte ihm der Atem, und er fühlte einen furchtbaren, stechenden Schmerz in der Brust. Trotzdem tat er ein paar rasche Schritte auf das Gartengitter zu. Aber noch ehe er es erreicht hatte, stieg es ihm aus der Brust herauf warm und erstickend in die Kehle empor, und ein unwiderstehlicher Hustenreiz in Verbindung mit einem beängstigenden Schwindelanfall nötigte ihn, stehen zu bleiben. Nur eine Sekunde, dann wurde der krampfhafte Husten zu einem gurgelnden Röcheln, er spürte eine widerlich süße Masse im Munde, und dann brach es unaufhaltsam wie ein dunkler, schaumiger Strom über seine Lippen.

„Blut!“ dachte er mit grenzenlosem Entsetzen, „Blut!“

Und es war, als schrie eine fürchterliche Stimme ihm ins Ohr: „Was hilfst dir nun deine Beute? — Jetzt bist du am Ende!“

Und doch war der Trieb zum Leben niemals stärker in ihm gewesen als in diesem schrecklichen Augenblick.

Seine Kniee schlotterten, und seine Arme waren wie gelähmt, aber er schleppte sich trotzdem, als er den Anfall vorüber glaubte, bis an den Gartenzaun.

Da erst brach er bewußtlos zusammen.

---

### Zwanzigstes Kapitel.

Es war schon neun Uhr vorüber, als Hanna auf dem Liebenfelder Bahnhof den Wagen verließ. Hartmann, der harrend auf dem Bahnsteig gestanden hatte, trat grüßend auf sie zu.



„Ich habe Sie schon mit einem früheren Zuge erwartet, aber ich bin froh, daß Sie überhaupt gekommen sind. Es gibt hier nur ein einziges Hotel. Darf ich Sie dahin geleiten, und wollen Sie mir gestatten, Ihre Handtasche zu tragen?“

„Nein — lassen Sie nur; sie belästigt mich nicht. Aber ich bin sehr ungeduldig, Ihre Neuigkeiten zu hören. Bitte, spannen Sie mich nicht auf die Folter.“

Schon auf dem Wege mußte er auf ihr Drängen mit seiner Erzählung beginnen.

„Die Sache ließ sich sehr viel einfacher an, als ich es hatte vermuten können. Es gibt kein Militär in diesem Nest, wohl aber ein paar pensionierte Offiziere, und unter diesen konnte nur ein einziger Name für mich in Betracht kommen, der Name des Oberstleutnants von der Hande, der in der Platanenstraße eine Villa bewohnt. Ich schlug den altbewährten Weg ein, mich an das Dienstmädchen dieses schon ziemlich bejahrten Herrn zu machen, und ich hatte das Glück, auf eine Küchenfee von ebenso leicht entzündlichem als mitteiltsamem Herzen zu stoßen. In weniger als einer Stunde mußte ich alles, was sie überhaupt erzählen konnte. Aber ich bitte Sie, Fräulein Hanna, es nicht mich entgelten zu lassen, wenn es eine beispiellose Abscheulichkeit ist, die ich Ihnen da enthüllen muß.“

„Ich sagte Ihnen doch, daß Sie mich nicht durch lange Einleitungen martern dürfen. Was hat Grevenberg mit diesem Oberstleutnant zu schaffen?“

„Er ist als angeblicher Privatier Herbert Lyncker seit mehr als zwei Jahren der Verlobte seiner Tochter, und er ist richtig vor drei Tagen hier gewesen, um seine Braut zu besuchen.“

Hanna war stehen geblieben, als ob ihre Glieder ihr plötzlich den Dienst versagten. „Der Schurke!“

stieß sie in zischenden Lauten hervor. „Und jetzt? Wo ist er jetzt?“

„Darauf habe ich leider keine Antwort. Er ist schon am nächsten Tage wieder abgereist, und es scheint, daß auch die Bewohner der Villa über den Zeitpunkt seines Wiederkommens nicht unterrichtet sind. Wahrscheinlich hat er sich von hier aus aufgemacht, seinen Schatz zu heben, und wird sich erst wieder einfänden, wenn ihm das gelungen ist. Ich halte es deshalb für das beste, einfach auf seine Rückkehr zu warten.“

„Wir werden sehen, ob es das beste ist,“ sagte Hanna mit einem Ausdruck finsterner Entschlossenheit. „Vor allem werde ich mit diesem Oberstleutnant und mit seiner Tochter reden.“

Davon wollte Hartmann nun zwar durchaus nichts wissen, weil es mit seinen Plänen nicht im Einklang war, aber er hätte leichter einen Stein durch bloßes Zureden von der Stelle bewegen können, als es ihm gelungen wäre, den Starrsinn dieses Mädchens zu brechen. Vergebens versuchte er sie zu überzeugen, daß die vorgerückte Abendstunde keine schickliche Besuchsstunde sei, und daß man sie in der Villa des Oberstleutnants gar nicht mehr empfangen würde, sie setzte all seinen Argumenten immer nur dasselbe unbeugsame: „Ich will es,“ entgegen, und sie ließ sich kaum Zeit, im Gasthose etwas zu genießen. Schweren Herzens mußte sich Hartmann entschließen, sie bis zu der Villa hinauf zu geleiten, die sie sich ohne Zweifel von irgend einem anderen hätte zeigen lassen, wenn er sich geweigert haben würde. Seine Hoffnung, daß man sie einfach abweisen würde, erfüllte sich nicht. Nachdem er zehn Minuten lang draußen am Gartengitter vergebens auf sie gewartet hatte, schlug er, wie sie ausdrücklich gewünscht hatte, den Rückweg nach dem Gasthose ein. — —

Der Oberstleutnant hatte allerdings Schwierigkeiten gemacht, die unbekante Besucherin zu einer so späten Stunde zu empfangen, aber die Ritterlichkeit des alten Soldaten hatte ihn doch schließlich bewogen, sie vorzulassen. Nach den ersten Worten allerdings, die sie an ihn richtete, war er nahe daran gewesen, es zu bereuen, denn er mußte ja glauben, eine Geistesranke vor sich zu haben.

„Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie im Begriff waren, Ihre Tochter einem bestrafteu Diebe zur Frau zu geben,“ hatte sie ihm zitternd vor Aufregung zugerufen. Schon streckte er die Hand aus, um auf den Knopf des Telegraphen zu drücken, Hanna aber, die seine Absicht erkannt hatte, fiel ihm in den Arm.

„Warten Sie noch einen Augenblick, mein Herr, ehe Sie mich hinausweisen lassen. Ich bin bereit, zu beweisen, was ich sagte.“

Es mußte ihr in der That rasch gelungen sein, es zu beweisen, denn der Oberstleutnant klingelte nicht, sondern öffnete, nachdem seine Unterredung mit der Fremden fast eine Stunde gewährt hatte, die Thür des Zimmers, in welchem er seine Tochter wußte, und ersuchte sie, hereinzukommen.

Seine Stimme hatte dabei einen so ganz veränderten, seltsamen Klang, daß Martha ihn voll Bestürzung fragte, was denn geschehen sei.

„Du wirst es sogleich hören,“ sagte er, sich schwer in einen Sessel fallen lassend. „Laß dir's von der Dame hier erzählen. Denn ich — ich bringe es nicht über die Lippen.“

Wenn Hannas Herz voll grausamen Hasses gegen die Zerstöreriu ihrer Hoffnungen war, so mußte sie jetzt eine dämonische Genugtuung in der Möglichkeit finden, ihr die ganze Schmach der schändlichen Intrige zu

offenbaren, deren Opfer sie hatte werden sollen. Sie schonte das Mädchen nicht, obwohl sie annahm, daß ihre Worte sie vernichten mußten. Nun, sie war ja auch gekommen mit dem festen Entschluß, sich an dem Anblick ihres Unglücks zu weiden.

Ihre Erwartungen gingen jedoch nicht ganz in Erfüllung, denn Martha brach nicht in verzweifelte Klagen über ihr Schicksal aus, sondern sie sank neben ihrem Vater auf die Kniee und umschlang mit beiden Armen zärtlich die Schultern des alten Mannes.

„O, Vater — mein lieber, lieber Vater — nimm es dir nicht so sehr zu Herzen! Wir haben doch von alledem nichts gewußt. Niemand wird einen Vorwurf gegen dich erheben, weil ein Unseliger uns getäuscht hat.“

Hanna sah, daß sich die Aufregung der beiden in zärtlichen Tröstungsversuchen Luft machen würde, und sie war nicht in der Laune, die Zeugin einer rührenden Familienszene zu sein. Deshalb wandte sie sich mit kurzem Gruße zum Gehen.

Martha sprang auf, um sie zu geleiten. „Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Ihre Absicht eine freundliche war,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „aber wir sind Ihnen für Ihre Mitteilungen jedenfalls zu Dank verpflichtet. Werden wir Sie morgen noch einmal sehen?“

„Weshalb das?“ gab Hanna kalt zurück. „Was ich Ihnen zu sagen wußte, haben Sie gehört, und da ich Ihnen glaube, daß Sie außer stande sind, mir den gegenwärtigen Aufenthalt Ihres — Ihres Verlobten anzugeben, so können wir wohl gegenseitig nichts mehr voneinander erfahren, was eines Wiedersehens wert wäre. — Bitte, bemühen Sie sich nicht! Ich finde wohl irgend einen Diensthofen, der mich hinausläßt.“

Martha wagte es nicht, sie nach dieser bestimmten Zurückweisung noch weiter zu begleiten. Sie hatte ein

menschliches Wesen ihr so viele Furcht eingeflößt als dies blasse junge Weib, dessen marmorstarres, hartes Gesicht ihr fürchterlicher schien als das Schreckensantlitz einer Meduse.

Sie kehrte zu ihrem Vater zurück und fand ihn mit dunkelgerötetem Antlitz mühsam nach Atem ringend. Die Aufregung hatte, wie es fast nach allen starken Gemütsbewegungen geschah, einen Anfall seines asthmatischen Leidens ausgelöst, und Martha lief angstvoll zur Hausapotheke, um die Tropfen zu holen, die ihm bei leichteren Zufällen Linderung verschafften.

Es schien, daß sie auch heute Wirkung hatten, denn nach einer kleinen Weile wurde es besser, und die schrecklichen Beklemmungen ließen nach. Aber sobald er wieder zu Atem gekommen war und zusammenhängend sprechen konnte, erging sich der Oberstleutnant in erneuten Ausbrüchen des Zornes und der Verzweiflung über die schmachliche Rolle, die ihm seiner Auffassung nach in dieser Skandalgeschichte zugefallen war. Er sah sich im Geiste schon öffentlich an den Pranger gestellt und für alle Zukunft rettungslos kompromittiert. Immer und immer wieder nannte er sich voll grausamen, selbstquälerischen Hohnes den Spießgesellen eines Verbrechers, einen Diebeshehler, dem die Jungen auf der Straße nachrufen würden, daß er seinen Anteil an der Beute bekommen habe.

Der vermeintliche Verlust seiner in einem langen, rechtschaffenen Leben als köstlichstes Besitztum gehüteten Ehre hatte ihn so ins innerste Herz getroffen, daß er außer stande war, in dieser Stunde irgendwelche Rücksicht auf die Empfindungen seines unglücklichen Kindes zu nehmen. Martha mußte ihm ebensowenig etwas Tröstliches zu sagen, als sie sich gegen seine gerechten und ungerechten Anklagen zu verteidigen vermochte. Leise

weinend kniete sie neben ihm und streichelte nur immer wieder seine Hände.

Die Diensthboten konnten nicht begreifen, warum der Oberstleutnant und das Fräulein sich heute gar nicht zur Ruhe begaben. Schließlich, da man ihrer nicht mehr zu bedürfen schien, zogen sie sich in ihre Kammer zurück, und die Mitternachtsstunde mochte wohl schon vorüber sein, als sie durch heftiges Klingeln aus dem ersten Schlummer geweckt wurden.

Das Hausmädchen war in wenigen Minuten an der Tür des Wohnzimmers, als sie von ihrer fassungslosen jungen Herrin mit den in Verzweiflung hervorgestoßenen Worten empfangen wurde: „Mein Vater ist krank — sterbenskrank! Laufen Sie schnell zu Doktor Rutherford und beschwören Sie ihn, auf der Stelle zu kommen. Sagen Sie ihm, ich ließe ihn flehentlich darum bitten.“

Das bestürzte Mädchen eilte, den Befehl auszuführen. Aber mit einem Ausruf höchsten Erstaunens prallte sie zurück, als sie an der Gartenpforte auf den stieß, den sie hatte holen sollen.

„Man hat also schon nach Ihnen geschickt, Herr Doktor! Welch ein Glück, daß Sie so schnell gekommen sind!“

„Niemand hat nach mir geschickt,“ klang es ihr merkwürdig ernst zurück. „Aber was ist denn geschehen? Ist jemand krank?“

Das Mädchen machte sich in diesem Augenblick nicht viel Gedanken darüber, was wohl den jungen Arzt veranlaßt haben konnte, den Bewohnern der Villa mitten in der Nacht aus eigenem Antrieb einen Besuch abzustatten. Sie wiederholte ihm, was sie soeben von Martha über das Befinden des Oberstleutnants gehört hatte.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, folgte Georg Ruthardt ihr in das Haus.

Auch Martha starrte ihn, durch die unerwartete Schnelligkeit seines Kommens aufs äußerste überrascht, eine Sekunde lang wie eine Geistererscheinung an, aber sie ließ sich ebensowenig Zeit zu fragen, als er sich Zeit zu Erklärungen ließ. Jetzt war er wieder nur der zu einem Kranken gerufene Arzt, und was auch in ihm vorgehen mochte, er verbarg es hinter einer undurchbringlich ruhigen Miene und hinter jenem gleichmäßig milden Wesen, das ihm trotz seiner Jugend überall das Vertrauen und die Liebe seiner Patienten eingetragen.

Er fand Marthas Sorge durch den Zustand ihres Vaters diesmal hinlänglich erklärt, und eine Viertelstunde lang befürchtete er selbst den Eintritt einer Katastrophe. Aber noch einmal bannten die von ihm angewandten Mittel die Gefahr. Die Erstickungsanfalle verloren ihren unmittelbar bedrohlichen Charakter, die Brust des alten Herrn begann sich wieder in gleichmäßigen Atemzügen zu heben, und wie immer, wenn die Krisis vorüber war, trat eine tiefe Erschlaffung und ein unwiderstehliches Schlafbedürfnis ein.

Ruthardt ordnete an, den Schlummernden in seinem Lehnstuhl zu belassen, und erklärte, daß er zur Beruhigung des gnädigen Fräuleins noch dableiben werde, obwohl er sicher sei, daß eine Wiederholung des Anfalls im Verlaufe dieser Nacht nicht zu befürchten stehe.

Er war in das Nebenzimmer getreten, durch dessen offene Thür er den schlafenden Oberstleutnant beobachten konnte. Nach einer kleinen Weile gesellte sich Martha zu ihm. Der Anblick ihres lieben, vermeinten Gesichtsrührte ihn so tief, daß er sich's nicht versagen konnte, tröstend ihre Hand zu ergreifen.

„Fassen Sie Mut, gnädiges Fräulein! Wenn es

diesmal auch schlimmer war als sonst — ich versichere Ihnen, es ist nach menschlichem Ermessen alle Gefahr vorüber.“

„Wenn es so ist, schulde ich nur Ihnen die Erhaltung meines Lebens. Aber wie konnte es geschehen, daß Sie schon zur Stelle waren fast in dem nämlichen Augenblick, als ich das Mädchen fortschickte, Sie zu holen?“

„Ich war heraufgekommen, um Ihrem Herrn Vater eine Mitteilung zu machen, die er, wie ich meinte, ohne allen Zeitverlust erhalten mußte,“ erwiderte Rutherford mit eigentümlich beklommener Stimme. „Daß ich so gerade zur rechten Zeit erschien, war nichts als ein Zufall, an dem mir kein Verdienst gebührt.“

„Und diese Mitteilung —?“

„Ich weiß in der That nicht, gnädiges Fräulein, ob ich ein Recht habe, sie Ihnen vorzuenthalten. Und doch — nach den Aufregungen, die Sie erst soeben überstanden —“

„Es ist also etwas Schlimmes? Wie könnte es auch etwas anderes sein! Aber Sie brauchen sich darum nicht zu bedenken. Nach allem, was ich heute abend erleben mußte, gibt es nichts mehr, das mich noch schmerzlicher überraschen könnte.“

„Vielleicht doch, Fräulein Martha,“ sagte er voll innigen Mitleids. „Es handelt sich um Ihren Verlobten, um einen Unfall, der ihm zugestoßen ist — und —“

„Um meinen Verlobten? — O, nennen Sie ihn nicht mehr so! Ich bin mit niemand verlobt, denn der Mann, dem Sie diesen Namen geben und dem ich mich aus falsch verstandener Dankbarkeit opfern wollte, ist ein Betrüger, der uns hinterging — ein gemeiner, eben aus dem Gefängnis entlassener Dieb!“



„Wie? Ist es möglich?“

„Wir erfuhren es an diesem Abend aus dem Munde einer Unglücklichen, die er ebenfalls hinterging.“

„Nun, dann darf ich Ihnen allerdings unbedenklich die ganze Wahrheit sagen. Dieser Herbert Snyder war vor einigen Tagen bei mir, um mir ein abenteuerlich hohes Kaufgebot auf die japanische Vase zu machen, die ich von Ihrem Vater zum Geschenk erhielt. Er mußte sich, wie Sie begreifen werden, unverrichteter Sache entfernen. In dieser Nacht nun, nachdem ich durch den Ruf an ein nicht existierendes Krankenbett aus meiner Wohnung fortgelockt worden war, ist er wiedergekommen, um die Vase zu zertrümmern. Auf dem Rückzuge aber hat ihn das Verhängnis ereilt. Als ich nach meiner Heimkehr die Spuren des Diebes verfolgte, fand ich Ihren — fand ich jenen Herbert Snyder bewußtlos im Garten. Ein Blutsturz, der bei seinem traurigen körperlichen Zustande ja früher oder später eintreten mußte, hatte ihn an der Vollendung seiner Flucht gehindert. Das war es, was ich Ihrem Vater unverzüglich mitteilen zu müssen glaubte. Der Kranke liegt in meiner Wohnung, aber ich fürchte, er wird den morgigen Tag nicht überleben.“

Martha hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Aber als Rutherford aufs neue den Versuch machte, ihr tröstend zuzusprechen, hob sie den Kopf empor und sah ihm mit festem Blick in die Augen.

„Nun sollen Sie alles wissen, Herr Doktor — selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir dann auch den letzten Rest Ihrer Achtung entziehen. Nein, verwehren Sie es mir nicht! Sie vor allen anderen Menschen haben ein Recht darauf, es zu erfahren.“

Da er sah, daß sein Widerstreben sie kränken würde, ließ Rutherford sie gewähren. Aber was er erfuhr, war

durchaus nicht dazu angetan, sie um seine Achtung zu bringen. Denn wenn sie auch nicht mit klaren Worten aussprach, wieviel es sie gelostet hatte, diesem Manne, an den sie sich mit unzerreißbaren Ketten gefesselt geglaubt, ihr Versprechen zu halten, so hätte er doch nicht das scharfe Ohr des Liebenden haben müssen, um es nicht als ein beglückendes Geständnis laut genug zu vernehmen.

Über der beseligenden Gewißheit, von ihr geliebt zu sein, vergaß er alles andere, er vergaß, daß das angebetete Mädchen vielleicht morgen dem hämischen Gerede aller bösen Zungen preisgegeben sein würde, er vergaß den Sterbenden in seinem Hause und den Kranken im Nebenzimmer — sein junges Blut wallte auf wie in jauchzendem Frohlocken über die Erfüllung einer aus dem Grabe erstandenen Hoffnung.

Ohne viele Erklärungen und Worte schloß er die wiedergewonnene Geliebte in seine Arme.

„Nun bist du mein — mein! Und den möchte ich sehen, der dich mir wieder entreißt!“

In der Abenddämmerung des folgenden Tages schloß Paul Grevenberg die Augen zum letzten Schlummer. Er hatte am Morgen den Wunsch ausgesprochen, einen Geistlichen zu sehen, und diesem, der bereitwillig dem Rufe gefolgt war, hatte er die ganze Geschichte seiner Verfehlung gebeichtet.

Mit dem falschen Namen, den er sich an jenem Konzertabend aus bloßer Großmannsjucht dem Oberstleutnant gegenüber beigelegt, hatte es begonnen. Nach seinen früheren Erfahrungen hatte er zwar nicht mehr gewagt, sich für einen Aristokraten auszugeben; aber er hatte den Namen eines Spiel- und Jugendgefährten gewählt, von dem er wußte, daß er einer der angesehensten Bremer Patrizierfamilien angehörte und daß

er sich seit Jahren in fernen Erdteilen befand. Von den einstigen Beziehungen des Oberstleutnants zu jener Familie hatte er natürlich nichts geahnt; da er aber zu feige gewesen war, seine törichte Prahlerei einzugestehen, war er Schritt für Schritt weitergedrängt worden auf dem Wege der Lüge, bis er sich eines Tages, fast ohne zu wissen, wie es geschehen war, auf dem Wege des Verbrechens befunden hatte.

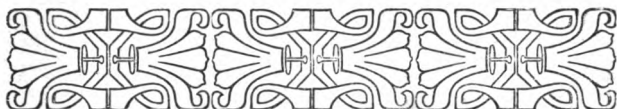
Im Angesicht des Todes erklärte er feierlich, daß Marthas Bitte wohl der letzte Anstoß zu dem von ihm begangenen Diebstahl gewesen sei, daß er sich aber mit einem derartigen Plane schon seit langem getragen und ihn sicherlich auch ohne seine Bekanntschaft mit den von der Heydes früher oder später zur Ausführung gebracht hätte. Der Gedanke, seine Beute in der japanischen Vase des Oberstleutnants zu verstecken, sei lediglich eine Eingebung des Augenblicks gewesen. Da niemand seine Beziehungen zu dem alten Herrn kannte, und da dieser selbst niemals auf den Gedanken verfallen würde, der vermeintliche Bremer Patriiziersohn könnte identisch sein mit dem Bankdieb Paul Grevenberg, von dem er vielleicht in den Zeitungen las, so konnte das gestohlene Gut in der That kaum irgendwo besser und sicherer aufgehoben sein als unter der Obhut des ehemaligen Offiziers, der nicht ahnte, welchen Schatz er in seinem Arbeitszimmer verwahrte. —

Das Bankhaus Henning war natürlich sofort telegraphisch von dem Vorgefallenen benachrichtigt worden, und noch an demselben Abend traf einer der Teilhaber in Liebenfelde ein. Er hatte eine längere Unterredung mit Doktor Rutherford und mit dem Geistlichen, der Grevenbergs Geständnisse entgegengenommen, ehe er sich in Begleitung des Arztes zu der Villa des Oberstleutnants hinauf begab.

Was dort mit Herrn von der Hende gesprochen, wurde in der Öffentlichkeit nie bekannt, wie es überhaupt nur ganz dunkle und unbestimmte Gerüchte waren, die aus Anlaß des geheimnisvollen Todesfalls in Doktor Rutherford's Hause eine Zeitlang das Städtchen durchschwirrten. Die guten Einwohner von Liebenfelde mochten endlich dahinter kommen, daß sie die Wahrheit doch nicht ergründen würden, und als an demselben Tage, wo er — einige Monate nach Grevenbergs Tode — dem bestohlenen Bankhause die letzte Rate der von dem Diebe empfangenen dreißigtausend Mark zurückgezahlt, der Oberstleutnant von der Hende die Verlobung seiner Tochter Martha mit dem praktischen Arzt Doktor Georg Rutherford im Wochenblatt bekannt machte, da erinnerte sich kaum noch jemand an die geheimnisvollen Vorgänge, über die man sich ein paar Wochen lang die Köpfe zerbrochen hatte. —

Auch Bruno Hartmann, dem das Bankhaus Henning & Co. ohne eigentliche Verpflichtung die ihm für die Herbeischaffung des gestohlenen Geldes ausgesetzte Belohnung gezahlt hatte, war mit Vergnügen auf die ihm dafür auferlegte Bedingung der Verschwiegenheit eingegangen, und weder der nach seiner Entlassung aus dem Brandensteiner Kreisstrankenhause langsam hinziehende Heinrich Wendriner noch seine Tochter, die einige Monate später als Erzieherin nach Südamerika gegangen war, hatten eine Veranlassung, der Welt die Geschichte des für sie so unglücklich ausgegangenen Kampfes um die Beute zu erzählen.

E n d e.



## Auf sinkendem Wrack.

Novellette von Ulr. Myers.

Mit Illustrationen  
von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

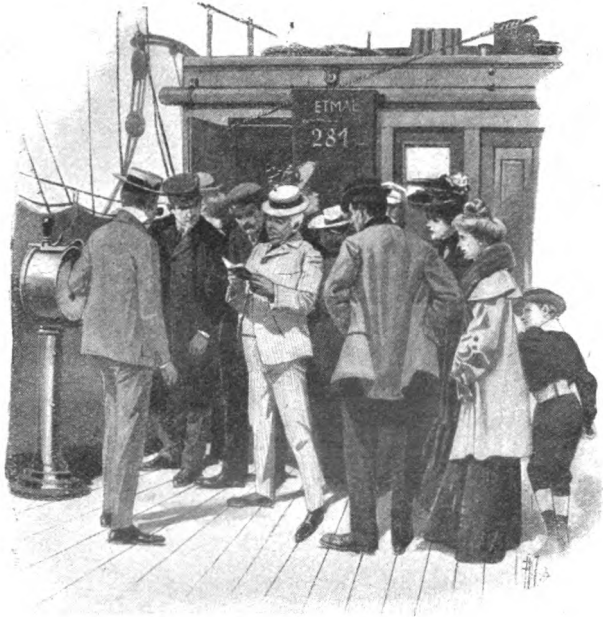
**D**ie Passagiere drängten sich um die schwarze Tafel, an welche das „Stmal“ des Tages geschrieben werden sollte. Es war Mittags gegen halb ein Uhr, und der englische Dampfer „Briton“ schoß in eiliger Fahrt durch die fast spiegelglatten Wogen des Atlantischen Ozeans. Seit drei Tagen war er von New York unterwegs, und das Wetter war geradezu ideal schön gewesen.

Das ganze Schiff zitterte unter den Stößen der sich mit höchster Geschwindigkeit drehenden Schraube. In wenigen Minuten war der Navigationsoffizier mit seiner Berechnung fertig. Jetzt würde an die schwarze Tafel mit Kreide das „Stmal“ geschrieben, das heißt die Zahl der Seemeilen angegeben werden, die das Schiff in den letzten vierundzwanzig Stunden durchgemessen hatte.

Der Zahlmeister erschien selbst heute und schrieb unter allgemeiner Spannung des aus Herren und Damen bestehenden Publikums die Zahl 281 an die schwarze Tafel.

Ein dreimaliges „Hipp, hipp, hurra!“ beantwortete diese Mitteilung.

„Wir machen es! Die Deutschen bekommen es nicht! — Wenn das Wetter so gut bleibt, sind wir mehr als vierundzwanzig Stunden früher in Liverpool, als die Deutschen ankommen können, und dann haben wir sie glänzend geschlagen. — Ein Hurra für die eng-



lischen Schiffe, ein Hurra für die englischen Seeleute und Ingenieure!“

Dann rief eine laute Stimme: „Wer hat 281?“ und ein alter Herr mit weißem Haupthaar und glattrasiertem amerikanischen Gesicht schlug ein Notizbuch nach und rief: „Missis Hawkins hat 281, sie hat gewonnen.“

„Es ist eine alte Geschichte,“ sagte einer der jüngeren Engländer zu der Dame, die neben ihm stand, „daß das Glück immer zu den reichen Leuten geht. Missis Hawkins hat es wirklich nicht nötig, noch einen Gewinn von ungefähr fünfzehn Pfund zu machen. Sie ist Millionärin von Hause aus und hat durch den Tod ihres Gatten neue Millionen geerbt.“

„Sie scheinen sich sehr für diese Millionen zu interessieren,“ bemerkte die junge Engländerin spitz zu ihrem Nachbar.

Dieser errötete und beeilte sich zu erklären: „Bah, was ist für mich diese Missis Hawkins! Sie ist eine Deutsche, eine geborene Görner. Sie stammt aus Hamburg und war an einen Amerikaner in Chicago verheiratet. Einem Engländer gefällt nur eine Engländerin!“

Ein koketter Blick aus den Augen der jungen Dame lohnte die Bemerkung des galanten Landsmannes.

Der Kapitän kam jetzt über das Promenadendeck, um nach der Kommandobrücke zu gehen. Von allen Seiten näherten sich ihm die Herren und Damen der ersten Kajüte, um ihn zu fragen, wie die Chancen der Wettfahrt stünden. Bisher waren die englischen Ozeandampfer die größten und schnellsten der Welt gewesen. Seit einigen Jahren aber hatten die Deutschen es unternommen, die englischen transatlantischen Dampfer zu schlagen, und jetzt, also im Jahre 1886, hatten sie bereits große Erfolge zu verzeichnen. Sie hatten Doppelschrauben eingeführt, gegen welche sich damals noch die alten Seeleute sträubten, und sie hatten die englischen Schiffe zuerst um Stunden, dann um Tage überholt.

Der Kapitän des „Briton“ und der erste Maschinist hatten sich nun einmal in den Kopf gesetzt, diesmal einen Rekord zu schaffen, wie es ihn noch nie gegeben

hatte. Es galt den Kampf um die Ehre des Schiffes und der Linie, denn eines der neuesten deutschen Schiffe war erst achtzehn Stunden nach dem „Briton“ von New York abgefahren, und es wäre eine Schande für die Engländer gewesen, wenn das deutsche Schiff sie überholen würde.

Eine vielleicht dreißigjährige, elegant gekleidete und recht hübsche Frau kam jetzt aus dem Damensalon an Deck und wurde glückwünschend umringt.

„Sie haben die richtige Zahl getroffen, Missis Hawkins,“ wurde ihr von allen Seiten zugerufen.

Der weißhaarige Amerikaner mit dem glattrasierten Gesicht überreichte der Dame fünfzehn Goldstücke. „Ihr Gewinn,“ sagte er.

„Bitte, werfen Sie ihn in die Büchse für die Unterstützung der Schiffsbefahrung,“ entgegnete gelangweilt Frau Hawkins.

„Welche Zahl wollen Sie für morgen besetzen?“ fragte der alte Herr.

„Gar keine,“ antwortete nachlässig Frau Hawkins. „Ich habe jetzt dreimal hintereinander gewonnen. Andere Leute wollen auch einmal gewinnen. Ich werde morgen nicht mitwetten.“

Dann wandte sie sich von der dichten Schar der Passagiere ab und ging langsam das Promenadendeck hinunter nach dem Borderteil des Schiffes zu. Sie machte erst an der Schranke halt, welche das Promenadendeck der zweiten Kajüte von der ersten Kajüte trennt, und schien ein wenig erstaunt, als ein Herr, der drüben auf der Seite der zweiten Kajüte stand, sie sehr ehrerbietig grüßte. Der Mann war ihr gänzlich unbekannt, doch sie dankte ihm mit einem leichten Neigen des Kopfes und ging dann wieder ein Stück zurück bis in die Nähe des Damensalons. Hier streckte sie sich in



halb liegender Stellung auf einen der Ruhestühle aus, welche die Passagiere mit an Bord zu bringen pflegen, und griff nach dem Buch, das sie vor einer Stunde aus der Hand gelegt hatte. Es war eine Dorfgeschichte aus den bayerischen Alpen.

Eine Viertelstunde lang las Frau Hawkins, dann begann sie aufzublicken und in immer länger werdenden Zwischenräumen zu lesen. Ihre Augen schweiften über das Buch hinweg und über die Balustrade des Promenadenbeckens hinaus über die unbegrenzte Fläche des Ozeans. Das interessante Gesicht der schönen Frau sah zornig und erbittert zugleich aus. Sie legte das Buch heftig aus der Hand, und als es zu Boden fiel, kümmerte sie sich nicht um dasselbe.

Zorn, Scham, Neid kämpften in ihr. Zorn über ihr eigenes Dasein, Scham über ihre Vergangenheit, Neid über das, was sie gelesen hatte. Wenn sie doch eines von diesen Bauernmädchen gewesen wäre, die ihrem Herzen folgen durften, die glauben durften, was ihnen von den Burschen gesagt wurde, den sie liebten! Was hätte sie darum gegeben, andere Eltern gehabt zu haben, unter anderen Verhältnissen groß geworden zu sein! Und doch hatten jedenfalls Tausende und Abertausende sie beneidet, da sie als die Tochter des reichen Reeders, als dessen einziges Kind, geboren war, das in Glanz und Überfluß aufwuchs, dem keiner ihrer Wünsche versagt blieb, bis das Leben ihr überhaupt nichts mehr bieten konnte. Wie hatten die Menschen alle sie beneidet — und doch, wie liebeleer war ihr ganzes Leben gewesen! Ihr Vater hatte im Geschäft sehr viel zu tun, so daß er sich um die Tochter nicht kümmern konnte, ihre Mutter war früh gestorben, und fremde Leute erzogen das Kind. Diese brachten ihr einen lächerlichen Stolz bei, brachten sie zu der Über-

zeugung, daß es nichts auf der Welt gebe, das sie nicht haben, das sie nicht erreichen könne. Solange sie Kind war, hatte sie sich wirklich für eines der bevorzugten Wesen gehalten, denen kein Wunsch versagt bleibt; als sie aber herangewachsen war, entstand die Sehnsucht in ihr nach irgend einem Glück, das sie erwartete und das nicht kam. Ihr Vater freute sich, als die Tochter gesellschaftsfähig geworden war, denn ihre Schönheit und ihr Geist erregten Aufsehen, als sie in die Gesellschaften der reichen Kaufleute kam. Zugleich aber warnte er sie, daß sie vorsichtig sein solle in der Wahl eines Gatten, weil sie stets annehmen müsse, sie würde nicht um ihretwillen, sondern um ihres Vermögens willen geheiratet. Sie solle einen reichen Mann wählen, denn bei diesem wäre sie wenigstens sicher, daß er sie nicht allein um ihres Geldes willen nehme.

Da war der Amerikaner Hawlins nach Hamburg gekommen, hatte in Geschäftsangelegenheiten mit ihrem Vater verkehrt und hatte angefangen, sich um Doras Hand zu bewerben. Görner war ganz damit einverstanden gewesen, daß seine Tochter den Amerikaner heirate, und da Hawlins sehr, sehr reich war, gab ihm Dora ihr Jawort ohne jede Neigung, aber doch in der Hoffnung, daß dieser Mann sie um ihrer selbst willen nehme, nicht um ihres Geldes willen. So viel Eitelkeit besaß sie natürlich, daß sie begehrenswert erscheinen wollte auch ohne ihr Geld.

Wie viele Enttäuschungen und Demütigungen hatten ihr aber die sechs Jahre ihrer Ehe gebracht, die sie drüben in Amerika verlebt hatte! Jetzt war sie seit zwei Jahren Witwe und kehrte nach der Heimat zurück. Sie wußte, sie fand dort niemand, der sie erwartete, ihr Vater war gestorben, den brieflichen Verkehr mit ihren Freundinnen hatte sie aufgegeben. Aber sie wollte

trotzdem nach der alten Heimat zurück. Daß eine Sehnen wollte sie wenigstens stillen, das nach der heimischen Scholle.

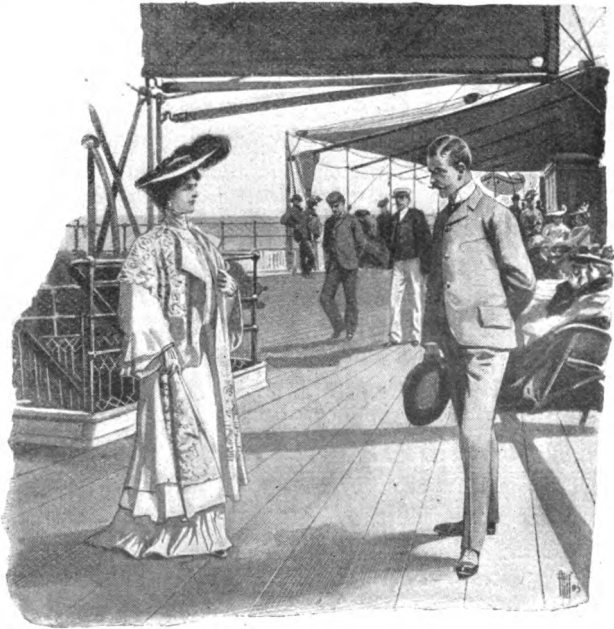
Sie hatte ein englisches Schiff gewählt, weil sie sich rasch zur Abfahrt entschlossen hatte; aber auch auf das Schiff hatte sie der Fluch verfolgt, unter dem sie litt, der Fluch des Reichthums. Jrgend jemand hatte es erzählt, daß sie reich, überaus reich sei, und eine Menge von Mitgiftjägern machten ihr sofort den Hof, drängten sich ihr auf, belästigten sie. Glaubten denn diese Herren wirklich, daß sie nicht wußte, wem ihre Huldigungen und ihre Annäherungen galten? Und hätten ihr diese geldgierigen Männer, die lüstern nach ihrem Vermögen waren, ihre Liebe mit tausend Eiden geschworen, sie hätte ihnen nicht geglaubt, sie wußte, sie würde niemand glauben, der ihr von zärtlichen Gefühlen sprach, auch dann, wenn dieser Mann es ehrlich meinte. Sie war mißtrauisch geworden, sie hatte den Glauben an die Menschen verloren und damit die Freude am Leben.

Wie beneidete sie also die Bauerndirne, von der sie soeben gelesen hatte.

Dora stand auf und ging wieder nach dem Promenadendeck hinunter, nach dem Bug des Schiffes zu. Über zwei ihrer Verehrer, die sich ihr in den Weg stellten, sah sie hinweg, als wären sie durchsichtig, und die Abgewiesenen zogen sich bescheiden zurück, um nicht den Zorn der reichen Frau zu erregen. Als sie unten auf dem Deck der zweiten Kajüte stand, mußte sie sich plötzlich umsehen, sie fühlte, daß jemand sie anstarrte. Es war der Mann, der sie vorhin gegrüßt hatte.

Verächtlich wollte sich Dora hinwegwenden, als ihr der sonderbare Ausdruck im Blick des fremden Mannes auffiel. Sie blieb stehen und musterte ihn ruhig und kühl. Der Mann war groß und kräftig, seinem Äußeren

nach ein Kaufmann. Er hatte dunkelblondes Haar und einen dunkelblonden Schnurrbart. Sein Gesicht war nicht unsympathisch, aber auch nicht besonders schön. Er schien den Blick Doras für eine Ermutigung



zu halten, denn er näherte sich und zog nochmals seinen Hut.

„Woher kennen Sie mich?“ fragte Dora kurz.

Der Fremde lächelte. „Ich kenne Sie seit länger als einem Duzend Jahren. Mein Name ist Holbert, Emil Holbert. Sie werden sich meiner vielleicht nicht mehr erinnern.“

„Nein,“ antwortete Dora.

„Ich war im Hause Ihres Vaters angestellt und kannte Sie schon, als Sie noch ein junges Mädchen waren und in die Gesellschaft eingeführt wurden. Als Ihr Herr Vater damals den großen Ball gab, war ich mit eingeladen, und ich hatte damals die Ehre und das Vergnügen, mehrmals mit Ihnen zu tanzen. Ich wurde Ihnen auch vorgestellt.“

Dora lächelte. „Das ist sehr lange her. Sie können von mir kaum verlangen, daß ich mich Ihrer noch entsinne.“

„Ich habe das auch nicht angenommen. Aber ich habe Sie sofort wiedererkannt, als ich Sie auf dem Schiffe sah.“

Dann war er also der alberne Mensch, der von ihren Reichtümern erzählt hatte, und gewiß war durch die Stewards und Stewardessen die Nachricht davon aus der zweiten Kajüte in die erste gekommen. Er hatte wahrscheinlich renommiert mit seiner Bekanntschaft.

„Ich habe Sie auch wiederholt in Chicago gesehen,“ fuhr Holbert fort. „Ich habe dort mehrere Jahre eine Stellung gehabt. Jetzt war ich zwei Jahre in New York. Ich weiß, daß Ihr Herr Gemahl gestorben ist — und nun müssen wir uns hier auf dem Schiffe treffen!“

Es lag etwas Kordiales in den Worten Holberts, das Dora verletzte. „Sie kehren gewiß mit großen Erfolgen nach Deutschland zurück,“ meinte sie ironisch.

„Meine Erfolge sind nur gering,“ entgegnete Holbert einfach, „soweit es sich um materielle Dinge handelt. Vermögen bringe ich nicht mit mir, aber ohne Nutzen ist der Aufenthalt in Amerika für mich nicht gewesen. Ich habe viel gelernt, was ich in Deutschland zu verwerten hoffe.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück,“ sagte Dora und

brach dann das Gespräch kurz ab, indem sie zu ihrem Ruheplatz zurückging.

Stetig und ununterbrochen macht das Schiff seinen Weg. Unermüdlieh dreht sich die Schraube, und vor den Feuern der Schiffsmaschine stehen die halbnackten, von Schweiß triefenden Heizer, um den unerjättlichen Schlund der Kesselfeuerung mit Kohlen zu füllen. Man fährt mit äußerster Kraft, und bis zum letzten Kohlenzieher ist man erfüllt von dem Gedanken, früher als das deutsche Schiff die englische Küste in Sicht zu bekommen. Auf Deck steht die Wache, der Offizier vom Dienst späht von der Kommandobrücke sorgfältig in die dunkle Nacht hinaus. Unter Deck ist es ruhig. Die Passagiere schlafen. Gegen elf Uhr ist es auch im Rauchsalon still geworden. Die spielenden und trinkenden Herren haben sich gleichfalls zur Ruhe begeben. Die Damen sind schon längere Zeit vorher in ihre Kabinen gegangen.

Viermal schlägt die Schiffsglocke, der Matrose ruft zur Kommandobrücke dem Offizier die Meldung zu: „Vier Glas!“

Das ist zwei Uhr Nachts.

Der Offizier prüft den Kompaß. „Zwei Strich mehr Süd!“ ruft er dem Mann am Steuer zu.

„Zwei Strich mehr Süd!“ wiederholte der Mann das Kommando, zum Zeichen, daß er es verstanden habe, und dreht das kleine Rad.

Plötzlich ertönt ein fürchterliches Krachen. Der Offizier auf der Kommandobrücke bricht fast zusammen und hält sich nur mühsam am Geländer fest. Das Schiff erzittert in seinen Grundfesten, und ein gellender Schreckensschrei, sich rasch hintereinander wiederholend, ertönt vom Deck und aus dem Innern des Schiffes.

Mit gellenden Schlägen gibt die Schiffsglocke das Notſignal.

„Schotten dicht! Schotten dicht!“ tönt laut das Kommando des wachhabenden Offiziers, und die Bootslente geben es weiter.

Die Maschine hat plötzlich zu arbeiten aufgehört. Halbbeleidete Passagiere erscheinen schreckensbleich auf Deck. Das Schiff legt sich tief nach Steuerbord hinüber.

Die Pfeifen der Bootslente schrillen über das Deck.

Der Kapitän kommt angestürzt und eilt auf die Kommandobrücke.

„Nar zum Boote aussetzen!“ schallt sein Kommando.

Das Schiff sinkt. In voller Fahrt ist es mit einem schwimmenden Eisberg zusammengestoßen, der, von Norden herkommend, den Pfad des Schiffes kreuzte. Es war einer jener heimtückischen Eisberge, die nur wenige Zoll über Wasser sichtbar sind, aber tief unter Wasser gehen. Das Schiff ist vorn vollständig auseinandergebrochen, die Maschine demolirt, das Wasser dringt mächtig in das Schiff, das sich mehr und mehr nach rechts hinüberlegt und dessen Spitze schon in das Wasser taucht.

Die gellende Stimme des Kapitäns bringt die Offiziere und die Matrosen rasch zum Bewußtsein ihrer Pflicht. Mächtige Blaufeuer flammen auf, Fackeln werden angezündet. Die Kommandos der Offiziere und Bootslente übertönen die furchtbaren Schreckensschreie der vor Angst fast wahnsinnigen Passagiere. Aus tiefem Schlafe sind die nichtsahnenden Menschen aufgeschreckt worden, um zu erfahren, daß das Schiff sinke. Ahnungslos und friedlich lagen sie in ihren Kojen, und jetzt heißt es das Leben retten, wenn solches überhaupt noch zu retten ist.

„Die Backbordboote zuerst!“ schreit der Kapitän,

denn das Schiff neigt sich immer mehr nach Steuerbord und macht das Herablassen der Boote nach der anderen Seite immer schwieriger.

„Die Frauen und Kinder zuerst in die Boote! Es kommen alle mit. Es sind genug Boote da. — Bringt das schreiende Weib dort fort, sie macht alle wahnsinnig!“ ruft der Kapitän, und die Stewardessen werfen der unglücklichen Frau, die in der Todesangst ganz von Sinnen ist, eine Decke über den Kopf, um ihr Schreien, das die anderen Passagiere vollkommen rasend macht, zu ersticken.

Ein wildes Drängen entsteht an den Booten. Keine Rücksicht gilt mehr, selbst die Bande der Verwandtschaft sind gelöst, jeder kämpft um sein Leben. Das erste Boot wird zu Wasser gelassen und kentert, weil ein paar wahnsinnige Menschen von Deck her nachspringen. Ein wildes Hilferufen beginnt um das gekenterte Boot, aber niemand kann den Unglücklichen zu Hilfe kommen.

In die Kommandorufe, in das Schreien der verzweifelten, von Todesangst geschüttelten Menschen mischte sich das Zischen des Dampfes, der aus allen Ventilen entweicht, denn im letzten Augenblick haben die Maschinisten, bevor sie den Raum im Schiff verlassen, die Kähne geöffnet, um eine Kesselplosion zu verhüten.

Mit immer schnelleren Schlägen mahnt die Schiffsglocke zum Verlassen des Schiffes. Die Bootsmannschaften lassen ihre Pfeifen ertönen, und aus dem Inneren des Schiffes kommen die letzten Mannschaften herauf, welche die wasserdichten Abteilungen, die sogenannten Schotten, geschlossen haben, so gut es ging. Auf Deck wird es dunkel. Die elektrischen Lampen sind sämtlich ausgegangen, nur zwei trübe Positionslaternen brennen rechts und links auf dem Schiffe, dessen Vordertheil jetzt fast vollständig in den Wellen verschwindet.



Der Kapitän und die Offiziere schwingen sich in das letzte Boot, und bei Fackelschein rudern die kleinen Fahrzeuge so eilig als möglich vom Schiffe fort, um nicht in den todbringenden Wirbel hineingezogen zu werden, wenn das Schiff versinkt.

Weiter und weiter entfernen sich die Fackeln, bis sie nur noch wie rothe Punkte auf der Wasserfläche erscheinen.

An der Reling des Schiffes, welche den abfahrenden Booten zugekehrt war, stand eine Frau, die zurückgeblieben war — Dora Hamkins.

Sie war zeitig genug auf Deck erschienen, um in eines der Boote zu gelangen; aber sie fühlte sich angewidert von dem wahnsinnigen Kampf der Menschen um ihr bißchen Leben.

Was lag ihr am Leben?

Außerdem war es ihr fester Entschluß, wenn sie jemals einen solchen Schiffbruch mitmachte, auf dem untergehenden Schiffe zu bleiben. Ihr Gatte hatte viel mit Schiffskapitänen verkehrt, und die alten Seeleute hatten übereinstimmend versichert, es sei viel vernünftiger, bei einer solchen Katastrophe auf dem Schiffe zu bleiben und mit diesem unterzugehen, als sich den Schrecknissen einer Meerfahrt auf offenen Booten auszusetzen. Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende.

Nein, ihr lag gar nichts am Leben. Dieses Leben war für sie ein verlorenes und hatte ihr nie etwas geboten. Einmal muß jeder Mensch sterben; ob früher oder später, was kommt es darauf an.

Dora mußte sich an der Reling festhalten, denn das Schiff sank vorn immer mehr und mehr, und sein Heck hob sich aus dem Wasser heraus. Jetzt bildete schon das Verdeck eine schiefe Ebene, deren unterer

Teil sich im Wasser befand. Hin und wieder drang ein dumpfes Glucksen und Gurgeln aus dem Schiffsinnern, wenn das Wasser wieder in einen Raum eingedrungen war, und die Luft durch die Lücken nach oben entwich.

Ein Geräusch hinter ihr veranlaßte Dora, sich umzusehen. Sie sah die Gestalt eines Mannes, und trotz des unsicheren Scheins der Positionslaternen, in deren Nähe sie sich befand, erkannte sie Emil Holbert.

Sprachlos starrt Dora den Mann an, der sie mit eigentümlichen Blicken betrachtete.\*)

„Unglücklicher, Sie sind zu spät gekommen — die Boote sind fort!“

„Ich weiß es,“ sagte Holbert, „denn ich sah sie abfahren. Ich bin absichtlich zurückgeblieben.“

Dora lächelte. Also noch ein Mensch, der sich nicht vor dem Tode fürchtete.

„Sie wollten nicht die Schrecknisse der Bootsfahrt durchmachen und zogen ein rasches Ende vor?“

„Ich suchte Sie, und als ich sah, daß Sie zurückgeblieben, ging ich nicht von Bord.“

„Um meinetwillen?“ fragte Dora erstaunt.

„Um Ihre willens. Ich wollte mit Ihnen zusammen sterben.“

„Sie sind ein Narr!“ sagte Dora entrüstet und wendete sich von dem Menschen ab, der ihr unheimlich wurde.

„Fürchten Sie nichts,“ rief Holbert, „ich werde Sie nicht belästigen. Aber im Angesicht des Todes und der wenigen Minuten, die wir noch zu leben haben, will ich Ihnen sagen, weshalb ich zurückgeblieben bin, weshalb ich mit Ihnen zusammen sterben will, weshalb ich

\*) Siehe das Titelbild

glücklich bin in diesem Augenblick, glücklicher als in den letzten Jahren meines Daseins.“

Wieder tönte das entsetzliche Gurgeln aus dem Inneren des Schiffes. Eine der Schotten mußte unter dem Andrang des Wassers gebrochen sein. Das Schiff stellte sich noch schräger, so daß das Deck noch steiler wurde. Ein Beben und Zittern war durch das Schiff gegangen, und Dora hatte fast ihren Halt an der Kelling verloren.

Mit einem Sprung stand Holbert neben ihr und hielt sie am Arme fest, damit sie nicht in das Wasser hinuntergleite.

„Sie stehen vor dem Tod wie ich,“ sagte Holbert; „was gelten Ihre Millionen? Nichts. Sie sind ebenso arm wie ich, denn Sie haben nichts mehr als das Leben, das in wenigen Minuten verloren sein wird. Jetzt kann ich sprechen, jetzt kann ich Ihnen sagen, was ich seit Jahren in meinem Inneren zurückgedämmt habe. Als ich vor vielen Jahren Sie als junges Mädchen im Hause Ihres Vaters kennen lernte, als Sie auf jenem Hausball mit mir tanzten und so lieb und freundlich zu mir waren, entstanden törichte Hoffnungen in meiner Brust, die zur leidenschaftlichen Liebe geworden sind. Ich durfte und konnte es nicht wagen, mich Ihnen zu nähern, Ihnen jemals meine Liebe zu gestehen. Aber die Hoffnung hielt mich aufrecht. Sie waren noch so jung, und ich glaubte an das Glück des Lebens. Dann kam der Amerikaner und heiratete Sie, bevor noch irgend eine meiner Hoffnungen erfüllt war, und die Verzweiflung packte mich. Aber so sehr ich mich aufbäumte gegen das Schicksal, ich konnte nichts tun, ich mußte stillschweigen und zusehen, wie ein anderer Mann Sie, die ich über alle Maßen liebte, als sein Weib heimführte. Sie gingen über den Ozean, und ich

folgte Ihnen, ich hielt es nicht aus in Europa. Ich ging nach Chicago, um in Ihrer Nähe zu sein. Ich litt fürchterlich, wenn ich Sie am Arme Ihres Gatten sah, und doch fand ich ein Glück in der Entfagung, fand ich ein Glück darin, daß ich in Ihrer Nähe sein konnte. — Ihr Gatte starb, und Sie wurden reicher als je. Alle meine Hoffnungen waren fehlgeschlagen. Ich wußte es, ich hörte es, daß Ihr Herz verbittert war, daß Sie nicht mehr an die Menschen glaubten, daß Sie keinem Menschen trauten, und ich wußte, daß ich von Ihnen verlacht worden wäre, wenn ich Ihnen je von Liebe gesprochen hätte. Ich war unglücklicher seit der Zeit, da Sie Witwe waren, als in der Zeit, in der Sie Ihrem Gatten angehörten. Ich verließ Chicago und ging nach New York, um die letzten verzweifelten Anstrengungen zu machen, Reichthum zu erwerben und mit dem Reichthum Sie, Dora. Es sollte nicht sein. Meine Unternehmungen sind fehlgeschlagen. Ich beschloß nach Europa zurückzukehren und hoffte, ich würde die Wunden, die mir die Leidenschaft für Sie geschlagen hatte, zum Verheilen bringen, wenn ich das Weltmeer zwischen Sie und mich brachte. Da wollte es das Schicksal, daß ich Sie auf diesem Dampfer traf, und alles, was ich für Sie empfunden hatte, brach wieder durch. Ich hätte trotzdem geschwiegen. Aber Gott sei Dank, die Stunde ist gekommen, in der ich zu Ihnen sprechen darf, die Stunde des Todes. Ich preise diese Stunde; sie hat mir Glückseligkeit gebracht und Ruhe für mein Herz, das bald zu schlagen aufhören wird.“

„Und Sie denken nicht daran, daß Sie mir die letzten Minuten, die ich noch zu leben habe, verbittern, indem Sie mich zum Mitschuldigen an Ihrem freiwilligen Tode machen?“

„Sie — mitschuldig?“ fragte Holbert. „Wieso? Ich

bin freiwillig hier geblieben. Sie trifft keine Schuld. Wie können Sie sich einen Vorwurf machen um einer Sache willen, die ich freiwillig auf mich nahm?"

Dora schwieg und sah nach Osten hinüber, wo ein grauer Strich am dunklen Horizont erschien. „Wie lange wird das Schiff noch brauchen, bis es sinkt?“ fragte sie dann.

„Es kann noch eine ganze Zeitlang dauern,“ antwortete Holbert, „denn es ist gelungen, sämtliche Schotten im hinteren Teil des Schiffes zu schließen. Solange die Türen nicht brechen, welche die wasserdichten Abteilungen abschließen, wird das Schiff schwimmen. Das kann so lange dauern, bis ein Sturm kommt.“

Holbert hatte eines der Tauende durchschnitten, die noch in den Bootsbovits hingen. Er befestigte das Tauende so an der Reling, daß es einen Halt bot für Doras Hände. Er selbst trat einen Schritt zur Seite und hielt sich an dem Bootsrand fest.

Der Horizont im Osten rötete sich. Feurige Strahlen fuhren am Himmel empor und erleuchteten das Firmament; der glühende Sonnenball tauchte aus den Fluten empor.

Die beiden Schiffbrüchigen konnten jetzt ihre traurige Lage übersehen. Um das Schiff herum trieben Trümmer von Booten, Holzteilen und Floßstücke, die man der Instruktion gemäß in das Wasser geworfen hatte. Aber man sah auch Leichen von Ertrunkenen treiben, die mit dem ersten Boot gekentert oder in der Verzweiflung in das Wasser gesprungen waren.

Jetzt betrachteten sich auch der Mann und das Weib, die auf dem Wrack zurückgeblieben waren. Sie prüfte ihn mit kalten, ruhigen Blicken, seine Augen leuchteten in eigentümlichem Glanz. Dora mußte ihre Augen abwenden. Dieser Blick des Mannes, der sich da müß-

jam am Bootsstran festhielt, hatte etwas Vorwurfsvolles für sie.

Ein dumpfes Krachen kam aus dem Schiff. Dann tönte wieder ein Gurgeln, und eine Wasserfäule drang aus der Gegend, wo sich die große Luke befunden hatte. Das Schiff sank sofort tiefer. Wieder eine Schottentür gesprungen.

Hätte nicht Holbert vorsichtshalber das Tauende für Dora befestigt, so wäre diese jetzt abgeglitten. So aber stand er wieder neben ihr, umfaßte ihre Gestalt und zog sie höher hinauf, wobei das Tau gute Dienste leistete.

„Wozu die Bemühung,“ sagte Dora, „das verlängert doch nur das Ende. Lassen Sie mich los.“

„Nein, Sie sollen nicht sterben, Sie sollen wenigstens nicht absichtlich sterben,“ entgegnete Holbert. „Es ist Zeit genug, wenn Gott es will. Nach menschlichem Ermessen haben wir keine Hoffnung, gerettet zu werden oder überhaupt noch lange auf diesem Schiffe zu weilen. Aber wir sind es uns und unserem Gottesglauben schuldig, auszuharren. Mag dieser Todeskampf die Sühne sein für das, was wir vielleicht im Leben gesündigt haben, wenn auch unbewußt.“

Seine Worte wirkten auf Dora eigentümlich tröstend und waren ihr doch schmerzlich. Sie fühlte, wie seine Kräfte erlahmten; er mußte sich mit der rechten Hand an dem angebundenen Ende des Taus festhalten und mit der linken umschlang er sie. Sie legte ihren Arm um seinen Hals, um sich an ihm festzuhalten und ihm die Last zu erleichtern.

Wieder sprang eine Schotte, und das Schiff neigte sich jetzt so bedenklich, daß das nächste Springen einer Schottentür die Katastrophe sicher herbeiführen mußte.

„Es dauert nur noch wenige Minuten,“ murmelte

Holbert, und Dora, deren Kopf an seiner Brust lag, hörte das Schlagen seines Herzens.

„Sie haben mich immer geliebt?“ fragte sie halblaut. „Ohne Hoffnung?“

„Stets, immer, in jedem Augenblick der letzten Jahre meines Lebens,“ sagte Holbert und drückte leise die Gestalt Doras an sich.

„Sie waren sehr unglücklich?“

„Ich war unglücklich und doch glücklich. Ich hoffte immer noch, es würde eine Stunde kommen, in der ich Ihnen sagen könnte, wie sehr ich Sie liebe. Und diese Stunde ist ja auch gekommen.“

„Warum haben Sie früher nie gesprochen, warum haben Sie mir früher nie gesagt, was Sie für mich empfinden?“

„Weil Sie mir nicht geglaubt hätten.“

„Ich hätte Ihnen auch nicht geglaubt,“ sagte Dora und neigte ihren Kopf. Holbert fühlte ihre Gestalt zittern und hörte ihr Schluchzen.

Sie hatte an nichts mehr geglaubt, sie hatte niemand mehr getraut. Und jetzt kam ihr der Glaube, jetzt — im Angesichte des Todes.

Ein dumpfes Dröhnen drang aus dem Inneren des Schiffes, eine Wassersäule sprang auf, und dann überflog sich das Schiff, in die Tiefe sinkend.

Beide Arme schlang Dora um Holberts Hals.

Dann versank sie mit ihm in dem Strudel des sinkenden Schiffes.

---

Mit der Kraft der Verzweiflung arbeitete Holbert sich aus dem strudelnden Wasser heraus, das ihn zuerst nach unten zog und dann wieder hinauffieß. Mit seinem rechten Arm machte er Schwimmbewegungen, mit seinem linken Arm hielt er die Gestalt der ohn-

mächtigen Frau gefaßt. Mit übermächtiger Anstrengung hob er sie über die Wasserfläche. Ein Stück Floß, wie es als Bodenbelag und zusammengeklappt als Bank auf dem Oberdeck jedes Schiffes steht, schwamm in seiner Nähe. Es war eine Fläche von mehreren Quadratmetern Latten, ähnlich einem Stück Planenzaun. Mit zwei Stößen hatte Holbert das Floß ergriffen und hielt es fest. Sechsmal setzte er an, um mit fast übermenschlicher Kraft den Körper Doras auf das Floß zu bringen; immer wieder mißlang es ihm, bis seine Kräfte ihn fast verlassen hatten. Dann endlich brachte er den Oberleib der ohnmächtigen Frauengestalt auf das Floß, und mit der letzten Kraft schob er ihren Unterkörper nach. Dann schwamm er längere Zeit, sich an dem treibenden Floß festhaltend, weil er nicht mehr die Kraft hatte, sich selbst aufzuschwingen.

Seine Kräfte verließen ihn. Aber er dachte nicht an sich, sondern an die Frau, die er retten wollte. Eine Hoffnung lebte jetzt in dem um sein Leben kämpfenden Manne, nachdem er dem Strudel des sinkenden Schiffes entgangen war. Der deutsche Dampfer, der jedenfalls alles aufbot, was in seinen Kräften stand, um den „Briton“ einzuholen, mußte in der Nähe sein. Wenn es nur gelang, ein paar Stunden sich auf dem Floß zu halten, war Aussicht vorhanden, daß der Dampfer vielleicht die Schiffbrüchigen fand. Er fuhr jedenfalls in demselben Kurs wie der englische; die transatlantischen Dampfer halten ja immer denselben Pfad über den Ozean ein, schon aus dem Grunde, um bei Unglücksfällen einander zu helfen.

Ein heftiger Westwind hatte sich erhoben. Die Wellen schlugen über das Floß. Es war ein verzweifeltes Ringen und Kämpfen, bis es Holbert gelang, ein zweites, kleineres Stück Floß, das im Wasser um-



hertrieb, zu erreichen und sich mit dessen Hilfe dann auch auf das größere Floß zu schwingen. Hier konnte er sich zurechtsetzen und den Kopf der ohnmächtigen Frau auf seinen Schoß legen. Auf schwankenden Brettern



saß er da, jede unvorsichtige Bewegung konnte ihn mit-  
samt dem ohnmächtigen Weibe wieder in die Flut  
schleudern. Aber wenn es auch sein Leben gekostet  
hätte, er mußte ihren Kopf emporheben und mußte ihre  
bleichen Lippen küssen.

Im Augenblick des Todes hatte sie ihn geküßt, er

wollte diesen Ruf erwidern. Die Sonne begann heiß zu brennen. Hunger, Durst und Müdigkeit, die Abspannung nach der Aufregung machten sich auch bei Holbert bemerkbar. Das Wasser und der Himmel über ihm schienen ihm in ein einziges graues Etwas zu verschwimmen.

Das Stöhnen Doras, die wieder zur Besinnung kam, weckte ihn aus seiner Betäubung.

„Ich will leben!“ flüsterte sie.

Mit zärtlichen Blicken betrachtete sie Holbert.

„Ich will leben mit dir!“

---

Zwei Stunden später fischte der deutsche Dampfer die Schiffbrüchigen auf. Er hatte bereits die Boote des „Briton“ mit den anderen Passagieren getroffen und an Bord genommen und suchte die Unglücksstelle genau ab.

Auf deutschem Schiff fuhr Dora zur Heimat zurück, einem neuen Leben des Glückes und der Liebe entgegen.





# Im Schatten des heiligen Berges.

Eine Wanderung durch das Athosgebiet.

Von W. Helmuth.



Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

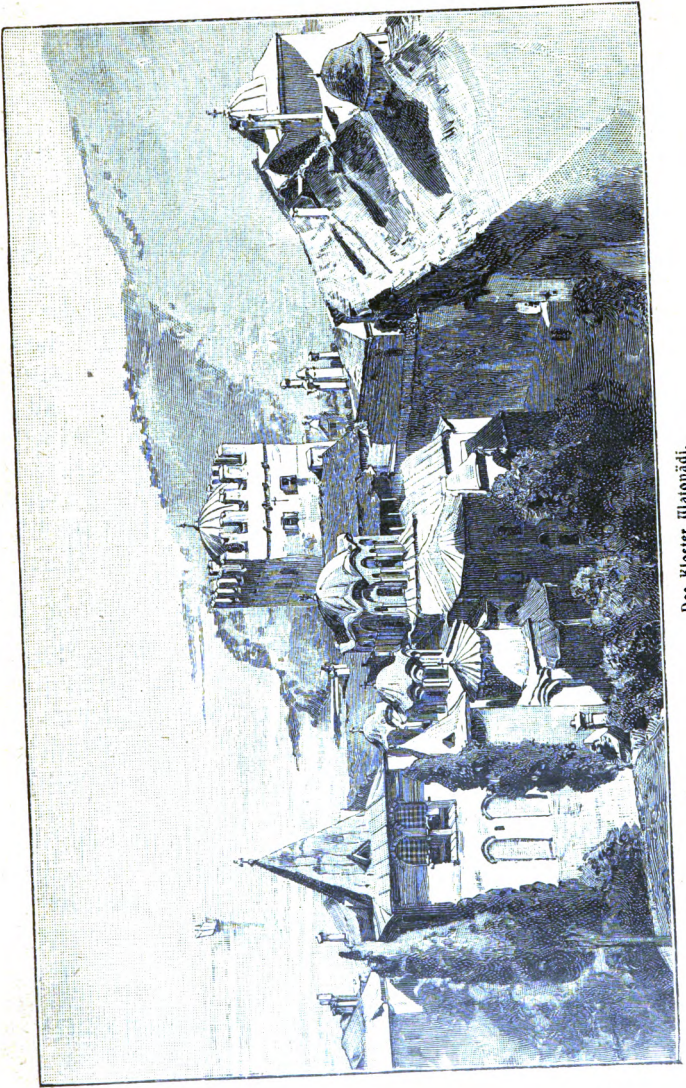
**W**ir alle kennen aus den Landkarten die charakteristische Gestalt der handförmigen Halbinsel Chalkidike, die wie zur Abwehr drei ihrer Finger weit in das Meer hinausstreckt. Hagion Dros, Longos und Kafsandra sind die Namen, welche die drei langen, schmalen Landzungen heute führen. Ein mächtiger Gebirgskegel, der sich auf der erstgenannten von ihnen erhebt, gibt uns die Erklärung für ihre Bezeichnung als „heiliger Berg“, und wir wissen, daß es das Vorgebirge Athos ist, welches da zu uns herüberwinkt.

Wir wissen es schon aus den Tagen her, da man uns zuerst die Geschichte der Perserkriege erzählte. Denn das Vorgebirge Athos mit seinen wildumbrandeten Klippen machte die Umschiffung der Halbinsel Chalkidike zu einem so gefährlichen Wagnis, daß Xerxes nicht vor dem ungeheuren Unternehmen zurückschreckte, für seine Kriegsflotte einen Kanal graben zu lassen, der ihr diese Umschiffung ersparte.

Die Spuren des gigantischen Werkes sind heute kaum noch wahrnehmbar. Aber der Reisende, der von Saloniki her das weite Gebiet des heiligen Berges Athos betritt, sieht sich da in eine so fremdartige, seltsame und in sich abgeschlossene Welt versetzt, als wäre der Kanal des eroberungsfüchtigen Perserkönigs bis in die jüngste Zeit hinein ein trennendes Hemmnis für den Verkehr der hier ansässigen Menschen mit den Bewohnern der übrigen Welt gewesen. Man sollte in der That glauben, daß Verhältnisse, wie sie sich hier herausgebildet haben, nur auf einer einsamen Insel inmitten des weiten Ozeans entstehen und sich erhalten könnten. Die Halbinsel trägt nämlich zwanzig, zum Teil befestigte Klöster mit etwa 7000 Mönchen und Einsiedlern aus allen Nationen der griechisch-orthodoxen Kirche. Die Mönche leben als Handwerker, Winzer, Ackerbauer, Bienenzüchter u. s. w. in klösterlicher Verbindung und bilden eine Art von Republik unter einem Verwaltungsrate, der heiligen Synode. Und was wir von dem Leben der hier angesiedelten weltflüchtigen Männer sehen, mutet uns in unserer Zeit des Hastens und Jagens, des Kämpfens und Vorwärtsdrängens beinahe an wie ein Märchen.

Auf einer Bodenfläche von 40 Kilometer Länge und 20 Kilometer Breite seit Jahrhunderten kein weibliches Wesen — und dennoch keine Verminderung der Seelenzahl, kein Verfallen und Absterben des vor langen Zeiten Geschaffenen, keine Erschütterung des seltsamsten aller Gemeinwesen, das diese Tausende von Männern mit seinen ungeschriebenen und doch unantastbaren Gesetzen zusammenhält!

Georg Ebers entwirft von dem Leben am Berge Athos folgendes ebenso poetische wie anschauliche Bild: Weber auf dem Lande, noch in der Athosstadt Rarzás

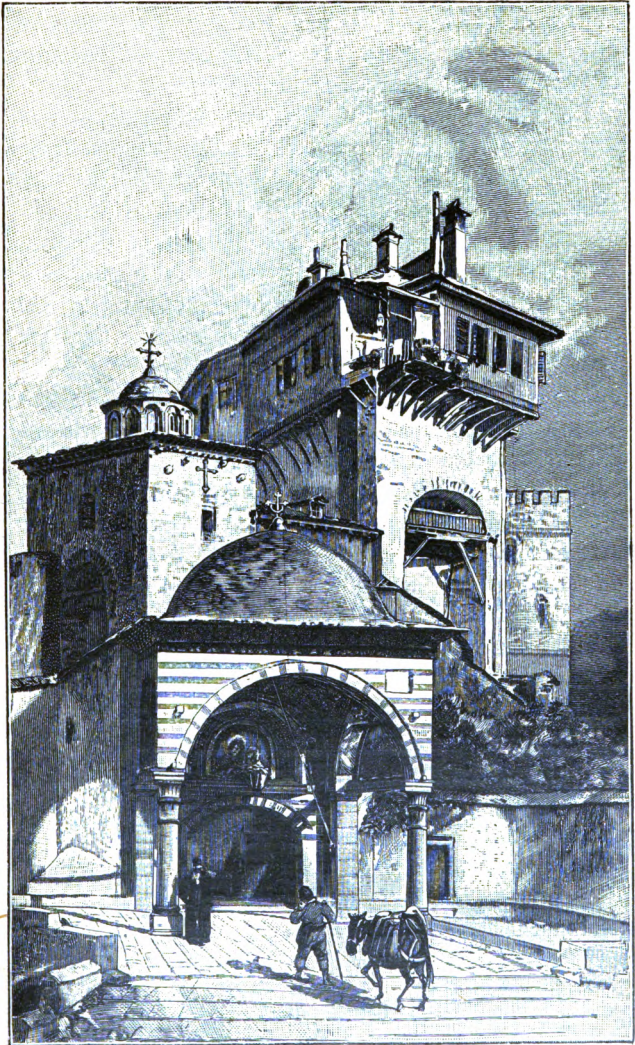


Das Kloster Watopädi.

läßt sich ein Laut aus Frauenmunde, ein fröhlicher Ruf von den Lippen eines Kindes, ein Lied, das heitere Mädchen singen, eine Mahnung der Mutter oder der Schrei eines Säuglings vernehmen. Auch kein Rasseln eines Wagens, kein Knall einer Peitsche, kein kriegerischer Trommel-, Pfeifen- oder Trompetenklang läßt sich hier hören, und wo man Männern im Gespräche zusammen begegnet, hört man sie selten anders als gelassen und mit gedämpfter Stimme reden. Die Leidenschaft soll ja hier schweigen, und es fehlt das Weib und sein das Herz und den Geist, das Denken und Streben des Mannes anfeuernder Einfluß. Die spärlich vertretene Jugend teilt hier mit dem Greise das nämliche Streben. Der Zwanzigjährige geht gelassen und wunschlos dahin wie der Alte, und trotz seiner feurigen Augen und elastischen Gestalt wird der Jüngling, der dort so kräftig die Hacke schwingt, „Kalogeros“, das ist „guter Alter“, gerufen.

Keine Geburt, kein Bezug auf Befehl eines Herrschers und ebensowenig die Hoffnung auf Gewinn oder günstigere Bedingungen für die Verwertung der Kraft hält die Zahl dieses merkwürdigen, nur aus einem Geschlecht bestehenden Volkes seit vielen Jahrhunderten auf der nämlichen, in der letzten Zeit sogar wachsenden Höhe. Es ist nur das gleiche Seelenbedürfnis, die gleiche Sehnsucht, die fort und fort, und als folgten sie einem zwingenden Gesetze, die Tausende am heiligen Berge zusammenführt, und sie werden sich nicht vermindern, solange noch der Ruf, der durch die ganze Welt des griechischen Morgenlandes schallt, offene Ohren findet.

„Auf dem Athos,“ so lautet er, „findest du Waldesschatten, Quellengeriesel, milde Lüfte, ungestörte Ruhe, und das höchste der Güter, die Freiheit. Den Frieden



Eingang des Klosters Watopädi.

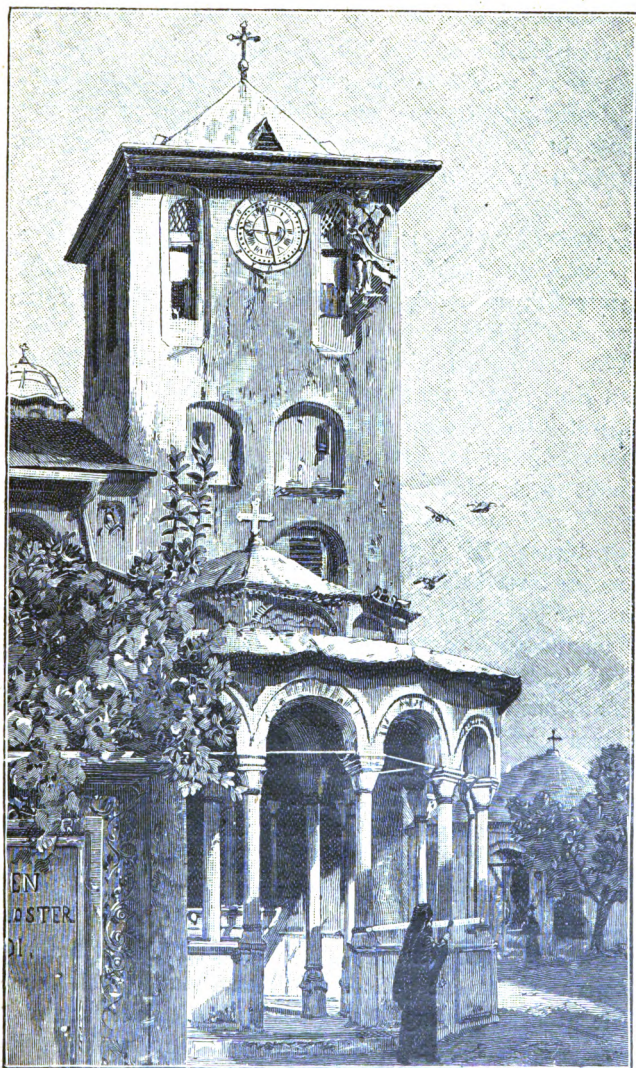
mit sich selbst, den findet nur, wer die Welt übermunden und einen Sitz in der Werkstätte aller Tugenden auf dem Berge Athos gewonnen hat.“

Daß diese Stätte des Friedens immer aufs neue ihren wunderbaren Reiz auf so viele ruhebedürftige Seelen ausübt, mag sich freilich zum guten Teil wohl auch aus ihrer landschaftlichen Schönheit erklären.

„Reichtum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchses,“ sagt Griesebach in seinem ausgezeichneten Reisebericht, „wie man sie hier erblickt, müssen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Gesträuch ist bis 15 Fuß hoch und wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künstlich ausgeschnitten, Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in so üppigem Triebe, daß sie an vielen Orten, besonders bei den Wasserfällen der ersten Einsenkung, gleichsam ein Laubdach über dem Kopf des Wanderers bilden, der voll Erstaunen an den Einsiedeleien und zaubervollen Szenen dieser unbekanntem Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüsch dichter durchwachsene Hochwald mit riesigen Walnuß- und Kastanienbäumen, Steineichen und Zypressen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.“

In drei verschiedenen Niederlassungsweisen sind die 7000 „guten Alten“ über den schmalen Streifen malerischen Gebirgslandes verteilt. Die meisten leben in den Klöstern, deren es zwanzig von verschiedener Größe gibt, andere wohnen in Skiten oder dorfartigen Ansiedlungen beieinander, und ein nicht unerheblicher Bruchteil endlich bringt sein beschauliches Dasein in sogenannten Zellen, das ist in einzelfstehenden Häusern oder Hütten zu, die sich zuweilen in den wildesten und abgelegensten Gebirgstälern finden. Diese Einsiedler er-





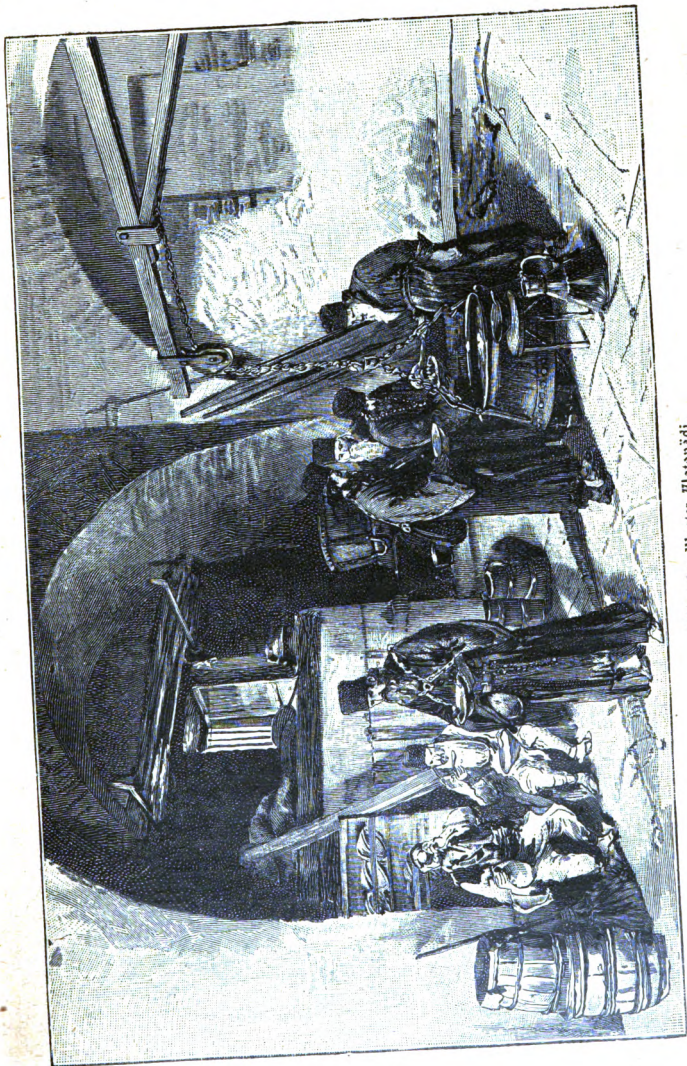
Weihbrunnen und Uhrturm im Kloster Watopädi.

freuen sich der vollsten Unabhängigkeit, suchen aber in ihrem eigenen Interesse zumeist Anschluß an das nächstgelegene Kloster, um die Kirche desselben zu besuchen und in Tagen von Krankheit und Not auf Beistand rechnen zu dürfen.

Eines der größten und sehenswertesten unter diesen ist das Kloster Watopädi, das mit seiner verwirrenden Menge von Gebäuden, Thürmen und Kuppeln mehr einer kleinen besetzten Stadt als einer Zufluchtsstätte ruhebedürftiger und friedensuchender Seelen gleicht. Aber man darf nicht vergessen, daß die Athosklöster zu einer Zeit entstanden sind, wo sich die Mönche gegen Piraten und anderes räuberisches Volk zu wehren hatten, und daß sie der starken, zinnengekrönten Wachtürme nicht wohl entraten konnten.

Heute, wo von Seeräubern nichts mehr zu fürchten ist, dienen diese Türme entweder zu Wohnzwecken oder wegen ihrer besonders festen Bauart zur Aufbewahrung wertvoller Schätze, wie sie die Bücher und Handschriften-sammlungen der meisten Athosklöster darstellen. Sollen sich hier doch im ganzen noch 11,000 bis 12,000 griechische Handschriften befinden, und sind doch unter den Miniaturen, welche diese Handschriften schmücken, vielfach wahre Perlen klösterlicher Kunst.

Von strenger Mönchszucht ist in dem nach einer gewissermaßen republikanischen Verfassung geleiteten Kloster Watopädi kaum die Rede. Jeder fromme Mann, der sich seinem Schutze anvertraut, kann darin ganz nach seinem Gefallen leben, sich, wenn seine Mittel es gestatten, sogar seinen eigenen Koch oder Diener halten, sofern er nur die gottesdienstlichen Übungen teilt und die strengen Fastengesetze innehält. Diese Unterwerfung setzt indessen eine nicht geringe Entsfugungsfähigkeit voraus, denn der Gottesdienst in den Kirchen eines



Küche im Kloster Watopädi.

Athosklosters währt mitunter ohne jede Unterbrechung 16, 17, ja selbst 24 Stunden, und die Fasttage, an denen selbst der Genuß von Eiern, Öl und Fischen — Fleisch darf überhaupt nie genossen werden — verboten ist, füllen in ihrer Gesamtheit etwa acht Monate des Jahres aus.

Gleich allen anderen Athosklöstern hat auch Wato-pädi nur ein einziges Eingangstor, über dem sich das Bild der Panagia, der heiligen Jungfrau, befindet. Unbarmherzig weist der Pförtner hier jeden Unberufenen zurück; und der Reisende, der nicht von Saloniki oder von Karyäs her mit den erforderlichen Legitimationen versehen ist, darf sich nicht die geringste Hoffnung darauf machen, Eintritt zu erlangen. Dem Zeichner unserer Bilder dagegen wurde die Vergünstigung zu teil, mehrere Tage im Innern des Klosters zu verbringen, und er fand somit nicht nur Zeit genug, mehrere besonders malerische Partien, zu denen auch der Uhrturm mit dem in keinem griechischen Kloster fehlenden Weihbrunnen zu rechnen ist, auf dem Skizzenblatt festzuhalten, sondern er konnte auch allerlei interessante Beobachtungen über das Leben der frommen Brüder anstellen.

Besonders lebhaft ging es nach seinem Bericht um die Mittagszeit in der gewaltigen Küche zu, wo Bruder Nypios (zu deutsch etwa Kleinsorge) die Rationen aus einem ungeheuren, an eisernen Ketten von einem drehbaren Kran herabhängenden Kessel verteilte. Denn es fanden sich da stets zahlreiche Skitenbewohner und Einsiedler ein, denen die eigene Nahrung ausgegangen sein mochte, und die sich nun hier ihren Napf mit Bohnenbrei, Stockfisch, in Wasser abgekochtem Gemüse oder anderen Leckerbissen füllen lassen wollten. Ohne Entschädigung aber wurde niemand auch nur die kleinste Portion verabfolgt; nur daß es eben nicht klingende



Wachturm am Strand von St. Lawra.

Münze, sondern irgend eine von dem Hungrigen verfertigte Arbeit war, in der die Bezahlung geleistet wurde. —

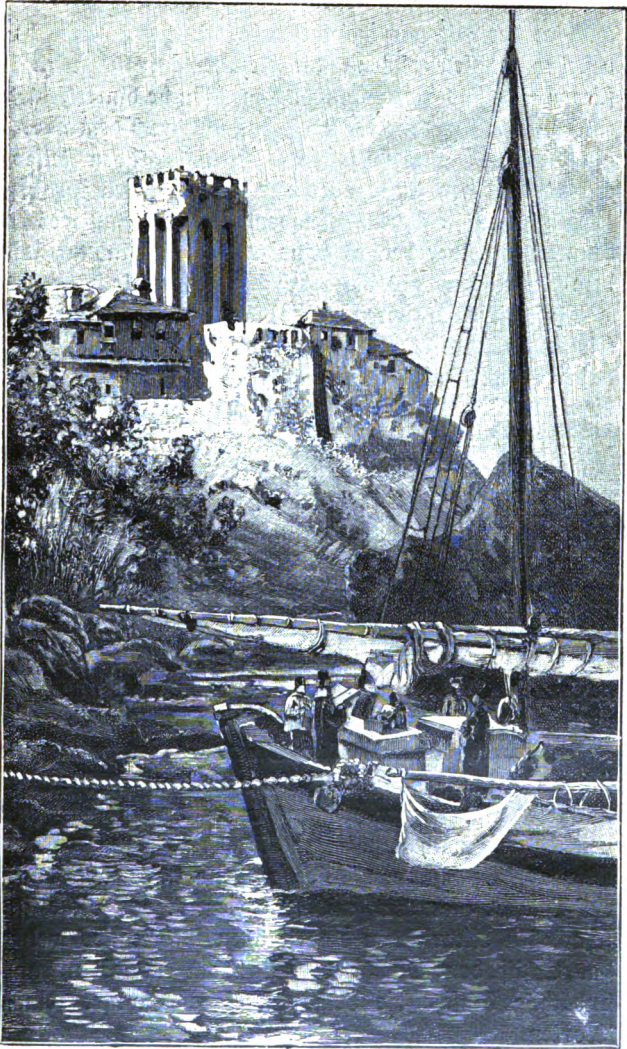
Ein anderes bemerkenswertes Athoskloster ist das



Eingang in das Kloster Lawra.

von St. Lawra, das, hoch oben auf einer Felsentlippe des zerklüfteten Meeresstrandes gelegen, auf den ersten Blick sehr wenig von seiner frommen Bestimmung erkennen läßt.

Der zinnengekrönte Wachturm hat hier ein besonders drohendes und trutziges Aussehen, weil er denn



Einsegnung eines Schiffes im Hafen des Klosters Lawra.

auch in der That gar manche recht ernsthafte Fehde hat bestehen müssen. Wenn die Gefahr am höchsten gestiegen war, suchten die bedrängten Mönche hinter seinen cyclopischen Mauern eine letzte Zuflucht, nach dem Meere hin durch den schroff abfallenden, unersteiglichen Felsen, auf der anderen Seite aber durch einen tiefen Graben geschützt, der mit schnell fließendem Wasser gefüllt werden konnte, und über den es keine andere Verbindung mit dem Turme gab als die durch die Zugbrücke.

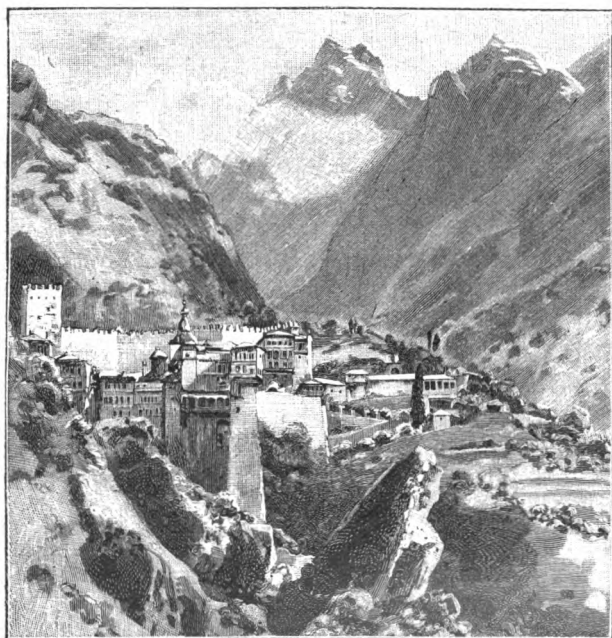
Auf einem weiteren Bilde sehen wir das nämliche Kloster von der Landseite, und es fallen dem Beschauer dabei die Wipfel zweier mächtigen Zypressen ins Auge, die das eigentliche Wahrzeichen dieses alten Mönchskaustells bilden. Sie sollen von dem Begründer des Klosters, dem heiligen Athanasius aus Trapezunt, im Jahre 963 gepflanzt worden sein, hätten also heute ein Alter von nahezu tausend Jahren. Griesebach, der sie genau untersuchte, fand, daß der Umfang der einen 15 und der der anderen 12 Fuß betrage. Bei dem bekanntlich außerordentlich langsamen Wachstum der Zypressen hegt der berühmte Botaniker nicht den mindesten Zweifel, daß die beiden Bäume wirklich das ihnen von der Legende zugeschriebene Alter haben.

Unterhalb des Klosterfelsens von St. Lavra befindet sich ein kleiner geschützter Hafen, der den Schiffen der Mönche Zuflucht gewährt, und in welchem sie vor jeder neuen Fahrt nach orthodoxem Ritus eingeseget werden. Wie es auf unserem Bilde dargestellt ist, liest dabei ein Priester vor dem mit dem Muttergottesbilde geschmückten Altarschrein die üblichen Gebete ab, welche das Schiff dem Schutze der Panagia empfehlen, und andächtig lauscht die Besatzung des Schiffes seinen Worten.

Das schönstgelegene aller Athosklöster ist das des



heiligen Paulus, Aji Pawlu, das, seinem Namen zum Troß, dem heiligen Georg und der Darbringung Christi gewidmet ist. Nichts ist malerischer, sagt Griesbach, als der Anblick des Klosters Pawlu, das man,



Ansicht des Klosters Aji Pawlu. Im Hintergrund die Vorberge des Athoskegels.

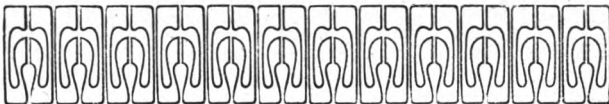
plötzlich in die erste bewässerte Talschlucht einbiegend, wie ein Schloß an die Felsmauer geklebt, vor sich sieht.

Zu dem Kirchlein auf dem Gipfel, dem höchsten und luftigsten Gotteshaus der morgenländischen Christen, wird nur einmal im Jahre, am Tage der Verkörperung Christi, Gottesdienst gehalten. In dem herrlichen

Walde, der die Berghänge bedeckt, vereinigen sich fast alle Laubholzarten des südlichen Europa, und kaum irgendwo auf unserem Erdteil dürfte eine gleiche Fülle und Üppigkeit der Vegetation anzutreffen sein. Mächtiger vielleicht als an irgend einem anderen Punkte des landschaftlich so reizvollen Athosgebietes mögen sich dem fremden Wanderer hier jene Empfindungen aufdrängen, die Ebers in die Worte zusammenfaßt:

„Schön ist der Schauplatz, den sie sich erwählten; denn den grünen Waldesshatten auf den Bergen und in den Tälern durchrieseln kristallhelle Bäche; in erhabener Herrlichkeit überragt der Athosriese die Berge und Hügel, und an die felsigen Küsten schmiegt sich in köstlicher Bläue oder brandet in schäumendem Ungestüm das schönste der Meere, das Mittelländische. Von überallher ist es sichtbar und lockt mit seinen Dampfern und weißen Segeln in der Ferne wie mit rufenden Stimmen. Aber, was sie heischen, will hier niemand verstehen. Sein Rauschen erweckt nur neue Träume, sein wildes Brausen, wenn der Sturm es heulend aufregt und gischtende Wogen an die Klippen des Ufers peitscht, veranlaßt die Klausner, nur höher zu schätzen, was sie hier so geduldig suchen: Sicherheit, Ruhe, Frieden.“





## Mamsellchen.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.



1.

(Nachdruck verboten.)

**A**uf den großen Wiesen bei Jaspershagen im gesegneten Lande der Obotriten herrschte emsige Tätigkeit. Die Sonne lag auf den frischgemähten Schwaden des langhalmigen Grases und ließ den würzigen Kräuterduft doppelt stark daraus emporsteigen. Sie lag auch auf den Köpfen der unermüdlich die Sense schwingenden Mäher, die erst bis an die Hälfte der weiten grünen Flächen mit ihrer Arbeit herangekommen waren; sie drang durch die weißen und bunten Kopftücher der fleißig rechnenden Mägde, die nur selten einmal die Harke als Stütze in den Arm nahmen, um sich eine kurze Rast zu gönnen; sie setzte den Knechten so tapfer zu, wie sie nur konnte, um ihnen das Aufladen der zur Einfuhr fertigen, hochaufgestapelten Heuhaufen so fauer wie möglich zu machen; aber sie richtete mit all dieser ausdauernden Bosheit so gut wie nichts aus. Die Leute schwitzten weiblich, stöhnten auch wohl ab und zu, aber sie ließen nicht nach in ihrem Eifer, die Grummeternte so weit wie möglich zu fördern, obgleich anscheinend keine Men-

schenseele vorhanden war, die ihre Tätigkeit kontrolliert hätte.

Freilich, der Schein trügt wohl mitunter. Denn plötzlich, gerade als Jochen Sötebier sich hinter den einen der halbgefüllten Erntewagen geschoben hatte, um da zu prüfen, ob die Last auch gut verteilt sei, nebenbei aber auch den Inhalt seiner Branntweinflasche einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, stand eines der bisher mit der Harke tätig gewesenen weiblichen Wesen neben ihm und rief den Verduktigen an: „He, Jochen, ist das Kaffee?“

Wie von einem Schlage getroffen, sank ihm der Arm herunter, aber doch nicht gleich so, daß das edle Maß aus der Flasche unnutzerweise in das nebenbei gefallene Heu geflossen wäre.

„Na, Frölen!“ stotterte er dann und steckte den Pfropfen sacht auf die Trostibouteille, um sie möglichst unbemerkt in der Hosentasche verschwinden zu lassen.

„Hat der Herr nicht ausdrücklich verboten, bei der Arbeit Branntwein zu trinken?“ rief darauf das „Frölen“.

„Ja harr so 'n bannigen Dorscht, Frölen,“ sagte Jochen.

„Das hab' ich wohl gemerkt,“ entgegnete sie, „und das zum dritten Male, mein lieber Jochen. — Her mit der Buddel!“

Zögernd holte Jochen die Halbgeleerte wieder hervor und lieferte sie ab.

„Deine Strafe kann dir mein Vater bestimmen. Er wird ja wohl noch herüberkommen,“ schloß sie den kleinen Zwischenfall und trat dann wieder in die Reihe, an ihren Platz zurück.

Mit leisem Grauen bemerkte Jochen eine Viertelstunde später einen Reiter am Horizont, der gerade-

wegs auf die Wiesen zuhielt. Es dauerte auch nicht lange, so war er heran.

„Dag, Kinnings!“ schrie er schon von weitem und ließ seinen Braunen langsamer gehen. „Das geht ja forsch vorwärts — alles, was wahr ist.“

Dabei reichte er seiner Tochter, die zu ihm herangetreten war und dem Braunen den Hals klopfte, die Hand und sah ihr zärtlich in die Augen.

„Du siehst, Papa,“ sagte sie halblaut, aber mit unverkennbarer Freude in der Stimme, „daß dir ein heimtückischer Verwalter jetzt nicht mehr schaden kann. Ich stehe meinen Mann.“

„Das tust du, min Deern!“ erklärte er vergnügt. Leiser fuhr er dann fort: „Es fragt sich bloß, ob ich dich das nächste Mal noch habe, wenn mir so 'n Jesu- miten wieder mitten in der Ernte durch die Wicken geht.“

„Wirst schon, Väterchen!“ sagte sie beruhigend und bligte ihn mit ihren blauen Schelmenaugen an.

„Das werd' ich nicht,“ behauptete er eigenfinnig. „Will es auch gar nicht! Jrgend einer kommt schon, der dich mir wegstibigt. Nur ein recht braver Kerl soll's sein. Nicht so 'n Windhund wie der Bodenecker, der dir am Sonntag ja schöne Augen gemacht hat bei der Taufe in Kösterhusen.“

„Hat er das?“

„Ach, tu nicht so, Mädchel! Du weißt es selber ja gut genug.“

„Na, um den laß dir keine grauen Haare wachsen. Der hat schon Bescheid.“

„War er etwa hier auf Jaspershagen, wo er weiß, daß —“

„Nein. Aber geschrieben hat er.“

„I kiel doch, so 'n Slaufopp! — Na — und hat

etwa Wilzendorf auch geschrieben, min Deern?“ forschte der Alte.

„Nein. Er weiß wohl, daß es keinen Zweck hat,“ entgegnete sie kurz.

„Is aber 'n forscher Kerl und weiß zu wirtschaften.“

„Mir gar zu forsch, Väterchen.“

„Om . . . und Fritz v. Kladow?“

„Der ist mir wieder nicht forsch genug!“ lachte sie übermütig.

„So? Segg mal, Deern, kennst du die Geschichte von dem fleckrigen Fischreißer, dem die Male zu fett und die Karpfen zu lütt und die Gleie zu weich und die Barse zu —“

„Babbing, erzähl mir das lieber 'n ander Mal!“ wehrte sie sich lachend.

„Nä, Deern, du mußt Farbe bekennen, heute noch. Fritz kommt und will wissen —“

„Was will er wissen?“

„Das wird er dich selber fragen.“

„Er soll es lieber bleiben lassen,“ sagte sie ernst. „Und damit er nicht in Verlegenheit kommt, bleib' ich die Nacht wieder auf Jaspershagen, und du bringst ihm bei einer guten Flasche Rudesheimer bei, daß dein Inspektor auf Jaspershagen nicht die Absicht hat, nach Groß-Kladow überzuziebeln, und er sich deshalb beizeiten wo anders umtun soll.“

„Gilde, daß ist verkehrt. Kladow ist wirklich ein guter Kerl.“

„Ich mag ihn ja auch ganz gern, Vater, aber nicht zum Mann.“

„Fauler Kram! Solche Männer gibt's nicht, wie du dir einen wünschst. Ober es müßte direkt mal einer vom Himmel herunterfallen,“ knurrte der Alte mißmutig. „Übrigens steigt da drüben ein schönes Wetter

auf. Daß gibt doch noch einen Kladderadatsch heute. Paß auf, ob ich nicht recht habe.“

„Es scheint so,“ sagte Fräulein Hilde und rechte prüfend das Näschchen in die Luft. „Dann wird wohl heute keiner mehr kommen.“

„Wer denn?“

„Einer vom Himmel! ... Wie ich ihn mir wünsche!“ lachte sie ausgelassen. „Aber nun haben wir wahrhaftig genug geschwaht, Väterchen. Jetzt mach, daß du nach Wildenhorst kommst. Ich will hier sehen, was wir noch unter Dach und Fach kriegen können, ehe es losgießt.“

„Und du kommst wirklich nicht herüber heut' abend?“

„Auf keinen Fall. Morgen früh um vier ist die Nacht vorbei. Da heißt's zeitig schlafen gehen,“ beschied sie ihn.

„Na, denn adjüs ook, du Dickkopp!“ brummte er und galoppierte davon.

„Gott sei Dank!“ dachte Jochen Sötebier. —

Aus dem heißen, sonnigen Frühseptembertag war inzwischen ein recht unangenehmer Gefelle geworden. Ein heftiger Gewitterwind hatte im Handumdrehen ein ganzes Geschwader weißer Wolkenrosse zusammengepeitscht, die sich grau und grauer färbten; immer winziger wurden die Ausschnitte dazwischen, durch die der blaue Himmel noch herniederlugte; immer schmaler die grelleuchtenden Ränder der wampigen Wolkenballen, die an diesen Ausschnitten noch Strahlen der verdeckten Sonnenscheibe reflektierten. Nun verschwand der letzte blaue Fegen droben, und ein drohendes Schiefergrau überzog eintönig das ganze Firmament. Aber es fiel noch kein Tropfen. Nur der Wind heulte in kurzen Zwischenräumen wild auf und wirbelte die Heuhaufen durcheinander, und von vornher verkündete ein schwaches

dumpfes Grollen, daß das Unwetter weiter südlich schon in vollem Gange sei.

An den Heuwagen arbeitete man fieberhaft. Es galt, die ziemlich vollgeladenen Fuhrwerke wenigstens noch trocken heimzubringen. Alles beteiligte sich bei dieser Arbeit. Auch Hilde v. Reidersberg schwang tapfer die Heugabel, als ob sie ihr Leben lang nichts anderes getan habe, und ihr Tun war den Leuten ein anspornendes Beispiel, das ihnen der durchgebrannte Inspektor niemals gegeben.

„Dat regent all,“ sagte plötzlich die Stimme einer Jungmagd.

„Ja, regnen deiht dat,“ antwortete darauf, sich verwundert an den Kopf fassend, Jochen Sötebier, „äwer Sand.“

„Büßt du däsig, Jochen?“ lachte seine Nachbarin. „Wo kann denn dat Sand regnen?“ Und offenen Mundes sandte sie einen prüfenden Blick in die Höhe. Dabei aber bekam sie wirklich eine Ladung feinen Sandes in ihr heißes, schweißtriefendes Antlitz, und spuckend und sprudelnd schrie sie nun: „Pfui Düvel, dat is doch wahrhaftig Sand!“

Ein förmlicher Regen der weißen winzigen Körner segte jetzt hernieder, mitten unter die Arbeitenden, die sprachlos über solch Naturwunder zum Himmel empor schauten, allerdings mit geschlossenen Lippen und die Hand als Schutz über die Augen gelegt.

Auch Hilde war einen Augenblick lang verduzt gewesen. Aber ihre Heuwagen waren ihr wichtiger als unnütze Himmelsbetrachtungen.

„Vormwärts, Leute!“ sagte sie. „Den Sand bringt der Wind von irgendwo mit, wo sie ihn scheffelweise haben. — Jochen, dein Fuder ist voll. Fahr zu!“

Doch Jochen hatte offenbar eine stärkere Neigung



zur Beobachtung seltsamer Naturerscheinungen. Er hing noch immer mit den Blicken an dem unheimlichen Gemitterhimmel, von dem sich der Sandregen wie aus einem Trichter geschüttet auf die Wiese ergossen hatte. Und jetzt warf er plötzlich die Peitsche von sich, die er sonst in der Hand gehalten und schrie: „Kinnings, loyt, wat ji lopen könnt! Da fällt de Wand dörch de Wolken, grad up uns tau!“

Mit Riesenschritten sprang er blind über die Wiese weg, über Heuhaufen, Gräben und Strauchwerk fort, ohne sich umzusehen, und die Mägde und Knechte samt den Mähern taten's nach einem kurzen Aufblick ihm schreiend und kreischend nach. Nur ein paar der Erfahreneren unter dem Schwarm blieben zurück, traten aber unwillkürlich näher an ihr „Frölen“ heran, gespanntes Blickes das Ungetüm betrachtend, das sich mitten durch die düstere Wolkenwand durchgearbeitet hatte und nun näher und näher kam.

„Dat is ja woll 'n Luftballon,“ sagte einer der Tapferen, die bei Hilde ausgehalten hatten.

„Und was für einer,“ entgegnete Hilde.

„Nu kief bloß, Krischan, da sin oof Minschen in!“ rief ein zweiter.

„Nä, so wat!“

Gleich darauf stieß Hilde einen leisen Schrei aus, denn der eine der Gondelinsassen hatte sich unvermutet mit einem kühnen Ruck über den Rand der korbartigen Gondel geschwungen, hing einen Augenblick lang, die Entfernung vom Erdboden messend, und sprang dann sicher und geschickt ab. Dabei kam er allerdings nicht gleich auf seine Füße zu stehen, sondern glitt in einen der kleinen Heuhaufen, aus dem er sich jedoch schnell herausarbeitete und nun mit Gesten und Rufen um Beistand warb.

Eine Minute später war das ganze Kontingent von Jaspershagen um ihn versammelt, das aus einiger Entfernung beobachtet hatte, wie der mörderische „Mond“ Jochen Sötebiers sich als das Wunderwerk eines Luftballons erwies, der auf pommerischer Erde Station machen wollte. Hurtig folgten sie den kurzen, klaren Anweisungen des Luftschiffers, griffen nach den Schleppseilen des in langgezogener schräger Linie heruntertaumelnden Fahrzeuges und zogen schließlich an dem vielfältigen Strick- und Maschenwerk das Ungetüm langsam auf die gemähte Wiesenhälfte hinüber.

Während der Offizier, der aus der Gondel gesprungen war, sich bemühte, sein Luftschiff in transportfähigen Zustand zu bringen, wobei die Jaspershagener sich zunächst ein bißchen ungeschickt anstellten, kroch aus dem mächtigen Korbe noch ein zweiter Insasse hervor, dessen bleiche Gesichtsfarbe in ein brennendes Rot umschlug, als irgend eine der drallen Dirnen, ihn beobachtend, den anderen zurief: „Kiel doch, da wär' jo noch ein'n in! De hät ja woll de Leib verflapen!“

In das hierauf erschallende Gelächter der Knechte und Mägde klang die Stimme des Offiziers, der wohl Führer des Ballons war und den anderen nur als Passagier mitgenommen hatte: „Na, Malwitz, sind wir nicht famos gelandet — was? Nun trinken Sie bloß 'nen ordentlichen Schluck Feuerwasser, damit Sie Leib und Seele wieder zusammenkriegeln! Das erste Mal wird einem gewöhnlich 'n bißchen schwach. Aber mit der Zeit legt sich das.“

„O, mir ist ganz gut,“ renommierte Malwitz. „Aber ein Rognaß könnte vielleicht doch —“

„Rognaß werden Sie von unseren braven Obotriten kaum erwarten dürfen, und die Flasche, die wir mit hatten, muß uns unterwegs jemand ausgetrunken haben.“

Aber 'nen Kornschnaps werden wir schon auftreiben, den! ich. — He, Rinnings, hett denn kein'n von jü 'n Lütten?" rief der Offizier und machte mit der Hand eine kippende Bewegung vor den Lippen.

Aber die Jaspershagener schüttelten verlegen die Köpfe und sahen nach ihrem „Frölen“, die mit den Mägden zusammen tapfer Hand angelegt hatte, um den Ballon auf die Erde zu bringen und den beiden Ankömmlingen deshalb auch nicht weiter aufgefallen war, obwohl sie statt des Kopfstuches einen breitrandigen Strohhut aus grobem Geflecht trug.

Hilde ward ein wenig rot, als sie jetzt in die Rocktasche griff und daraus Focher Sötebiers konfiszierte „Trostbouteille“ hervorholte.

„Hier,“ sagte sie, „wenn das genügt?“

„Nu süh doch, min Döchtig,“ lachte der Offizier und schaute dem hübschen Mädchen lustig zwinternd in die blauen Augen, „drünkst du so wat ool?“ Und nun nahm er den Kork von der Flasche, tat einen tüchtigen Zug und reichte sie darauf dem Kameraden. „Proffit, Malwiß!“ sagte er, sich ein bißchen schüttelnd. „Wenn Ihnen der nicht schmeckt, haben Sie kein Herz im Leibe. Das ist ein Damenlikör allererster Sorte.“

Natürlich sicherten die Jaspershagener vergnügt, wie sie ihr „Frölen“ so in Verlegenheit sahen, und Hilde wurde nicht wenig zornig. Aber ein recht kräftiger Trumpf zur Abwehr wollte ihr nicht gleich einfallen, obgleich sie sonst schlagfertig genug war. So schwieg sie. Es war auch keine Zeit mehr, lange Wortgefechte zu beginnen. Ein jäh aufleuchtender Blitz blendete ihnen allen die Augen für einen Moment und erinnerte sie an das Wetter droben. Und nun hörte sie im Geräusche des polternd einsetzenden Donners die eben noch so übermütige Stimme des Luftschiffers kurz und scharf wieder Befehle erteilen.

„Als ob wir alle nur feinetwegen hier herausgefahren wären!“ dachte Hilde und wollte nach den Kutshern rufen, um sie zur schleunigen Abfahrt mit den ganz und halb beladenen Wagen zu treiben.

Da schallte die sonore Stimme noch einmal auf: „Kinnings, noch eins: wo sind wir hier eigentlich?“

„Dat hürt all tau Jaspershagen,“ antwortete einer der Knechte und beschrieb einen Kreis mit der ausgestreckten Hand.

„Weit von der Bahn?“ erkundigte sich der Lustschiffer.

„Bier Stunn’.“

„Dunnerlichting! . . . Ihr habt aber doch ’nen Gasthof im Ort?“

„Nä.“

„Malwitz, ich glaube, wir werden diese Nacht in einem Heustall logieren!“ rief er darauf launig seinem noch immer geknickten Begleiter zu, ohne sich jedoch in der flinken Art seiner Tätigkeit zu unterbrechen.

„Sollte sich nicht ein gastliches Gutshaus oder so etwas finden?“ entgegnete der Angerufene kleinlaut.

„Sie scheinen ein großes Vertrauen in mein geliebtes Pommern zu setzen!“ schallte es zurück. Dann flog ein schneller Blick des Umsichtigen zufällig über die noch ihrer Führer harrenden Heufuhren, und als ob er es darauf angelegt hätte, Hilde speziell zu reizen, rief er: „Bringt mal einen der leeren Wagen hierher, und dann schafft die anderen unter Dach! Oder soll das alles erst klaternaß werden? Ist denn hier kein Inspektor?“

Das ging ihr denn doch über den Spaß, und zornig erwiderte sie: „Wir wären längst zu Hause mit unserem Heu, wenn Sie nicht —“

„So unangemeldet vom Himmel heruntergefallen

wären, wollen Sie sagen?“ ergänzte er lachend, da sie zögernd nach Worten suchte. „Wie mir scheint, habe ich die Ehre, den Herrn Inspektor, das Fräulein Gutmamsfell und so weiter in einer Person begrüßen zu dürfen? Ich bitte demütigst um Verzeihung wegen der eben geübten, unüberlegten Kritik, denn ich möchte es um keinen Preis der Welt mit Ihnen verderben — schon weil wir heute abend auf Jaspersshagen zu Bett gehen wollen — und nicht etwa hungrig wie unartig gewesene Kinder. — Dürfen wir anklopfen nachher?“

Nun mußte sie doch lächeln. „Sie sollen willkommen sein,“ sagte sie.

„Malwiß, danken Sie Ihrem Schöpfer und diesem Engel hier: Sie kriegen ein Bett!“ rief er dem Freunde zu, um sich dann wieder an Hilde zu wenden: „Nein, wirklich, ein richtiger Engel sind Sie, Mamsfellen, wie wir droben in den höheren Regionen keinen gefunden haben. Hatten Sie nicht auch die Hausapotheke vorhin bei sich? — O, werden Sie nicht rot deswegen, obgleich Sie das nur noch niedlicher macht. — Und wenn Sie jetzt davonfahren, nehmen Sie meinen Freund Malwiß mit. Der arme Kerl darf mir nicht krank werden. . . . Vielen Dank schon im voraus — und auf Wiedersehen nachher!“

Das letzte sagte er schon, als seine Füße in einen kleinen Trab verfallen waren, weil er gesehen hatte, wie man mit dem Netzwerk in Verwirrung geriet.

Eine Minute später knallten die Peitschen und ächzten die Räder. Es bedurfte weder des ermunternden Zurufs Jochen Sötebiers noch seiner Fuhrgenossen, denn von den schnell aufeinander folgenden Blicken zur Eile angespornt, jagten die Pferde mit ihren Lasten den holprigen Weg auf Jaspersshagen zu in der Hälfte der sonst dafür benötigten Zeit. Noch ehe die ver-

einzelt herniederklatschenden großen Tropfen sich in prasselnden „Strippenregen“ gewandelt hatten, waren die Heufuhren glücklich unter den Schutzbächern des Gutshofes geborgen.

Egon v. Malwitz lag bald danach in einem schönen, weichen Bett auf Jaspershagen und fühlte sich darin offenbar molliger als in der „Luftkutsche“ seines Freundes Wimbach, die er aus purem Übermut, mit einem Schuß Langeweile vermischt, auf dem Tempelhofer Felde bei der Reichshauptstadt am Vormittag bestiegen hatte.

Hilde v. Reidersberg stand am Fenster und sah sinnend in das endlose Geriesel hinaus. Der pflichteifrige Hauptmann samt den Leuten, die ihm helfen mußten, Seiner Majestät Luftballon „Libelle“ zu bergen, wurden draußen auf der Wiese sicher pudelnäß.

Hilde mußte nicht recht, ob es Bedauern oder Schadenfreude war, was ihr Herz bei diesem Gedanken ein klein wenig schneller klopfen machte.

## 2.

Das Gewitter hatte sich verzogen, schneller noch, als es gekommen war. Hauptmann Wimbachs Ballon stand längst im Schuppen von Jaspershagen verpackt, als die ersten Schatten der Dämmerung ihr Goldnetz über die Fluren senkten, die nach dem erfrischenden Regen beinahe etwas Frühlingshaftes bekommen hatten.

Nach einem kleinen Imbiß, den ihm Hilde durch eine der Mägde gesandt, hatte er sich umgezogen und war dann beschäftigt gewesen, seinen Bericht zu verfassen, den er mit einem Telegramm zusammen nach dem nächsten Postamt schaffen lassen wollte.

„Haben Sie einen Boten, Mamsellchen?“ fragte er Hilde, die ihm auf der mächtigen Diele des einfach

gebauten Gutshauses in den Weg lief. „Aber er muß zuverlässig sein.“

Sie versprach ihm, einen Ausbund von Gewissenhaftigkeit zu senden, und bat ihn zugleich, bei seinem Freunde anzufragen, ob er zur Abendmahlzeit herunterkommen wolle.

Eine Viertelstunde später ritt Klaus Wittensand, der bei den Ulanen in Demmin gestanden hatte, mit den Postfächern des Hauptmanns in den leise hernieder sinkenden duftharen Abend hinaus, während aus den Fenstern des großen, selten benutzten Eßzimmers im Erdgeschoß des Gutshauses schon das Licht der Lampen blinkte.

Malwiß hatte sich nach langem, vergeblichem Zureden des Hauptmanns ermuntert und war wieder aufgestanden, wiewohl er diese Nötigung für eine geradezu grausame Maßregel erklärte, da man bei Abwesenheit jedes herrschaftlichen Familiengliedes keine Rücksichten zu nehmen brauche, er also ebensogut im Bette hätte speisen können. Aber Wimbach hatte schließlich mit dem Hinweis auf die außergewöhnlich nette und hübsche Gutsmamsell den Sieg davongetragen.

Nun saßen die beiden sich in dem altmodisch ausgestatteten, mäßig beleuchteten Riesenzimmer gegenüber, lauter gute Dinge vor sich, wie der ländliche Tisch sie auch bei Überraschungen zu bieten im Stande ist, und dennoch hatte bisher keiner von ihnen sein Gedeck angerührt. Sie warteten nämlich auf „Mamsellchen“, für das sie aus eigener Machtvollkommenheit ein drittes Gedeck hatten auflegen lassen.

Aber „Mamsellchen“ wollte sich nicht blicken lassen, trotzdem sie schon zweimal nach ihr geschickt hatten, und Malwiß, der Leutnant von den Garbedragonern in seinem schick sitzenden Jagdkostüm, knurrte unwillig: „Da haben Sie's, Wimbach! Ich bin wirklich wieder

der Dumme! Aber warum bin ich nicht konsequent gewesen und liegen geblieben! So 'ne kleine pommerische Gans hat ja doch keine Ahnung!"

„Sagen Sie das nicht, lieber Malwiß!“ meinte lächelnd Wimbach, der schon seit fünf Minuten immer heißer mit einem köstlich duftenden gebratenen Hähnchen liebäugelte. „Das Mädel ist nicht halb so dumm, wie Sie sich einbilden. Steht hier dem ganzen Kram vor, seitdem der Inspektor durchgebrannt ist. Mitten in der Ernte! Ach nein, allen Respekt! Sie führt für ihr Alter ein bewundernswertes Regiment.“

„Meinetwegen,“ brummte Malwiß und stocherte rücksichtslos an einer Platte mit allerhand Schinken-, Wurst- und Gänsebrustschnitten herum. „Aber da es mein Regiment nicht ist, das sie führt, so —“

„Still! Das wird sie sein!“ flüsterte der Hauptmann und sah gespannt nach der Thür. Richtig, da trat die Erwartete über die Schwelle. Sie hatte offenbar Toilette gemacht, aber sich nicht etwa in städtische Kleidung gesteckt. Ein dunkler Rock mit dem landesüblichen Faltenreichtum schloß dicht über den Knöcheln ab, und ein heller Schimmer zwischen dem sich leise wiegenden Saum und den koketten Halbschuhen verriet, daß die Füßchen in leuchtend weiße Strümpfe geschlüpft waren. Aus dem straff sitzenden Nieder kräufelte sich bis dicht an den Hals ein schneeweißes, sauber gebügelttes Hemd, das auch die Arme hauschig umkleidete. So oder ähnlich mochten die jungen Mädchen der Umgegend wohl Sonntags zur Kirche wandern. Aber ob es ihnen allen so entzückend zu Gesichte stand wie dem Mamsellchen, war entschieden fraglich. Denn sie sah bezaubernd darin aus mit ihren frischen Farben, die mit den rotbäckigen Äpfeln auf dem Gesims ringsum wie um die Wette leuchteten.



„Das ist recht, meine liebe Landsmännin, daß Sie so kommen,“ sagte fröhlich der Hauptmann, der ein Sohn der Kolberger Gegend war. „Nun wird es uns noch einmal so gut schmecken.“

Zuvorkommend rückte er ihr den Stuhl zurecht.

„Ich glaube, Sie haben meinetwegen gewartet,“ bemerkte sie nach einem Blick über die Tafel und nahm Platz. „Das ist aber gar nicht in der Ordnung.“

„Ich bin sogar Ihretwegen nur noch einmal zum Vorschein gekommen heute,“ erklärte in seiner fecken Manier Malwik, der von so viel ländlicher Anmut ganz bezaubert war.

„O wirklich, Herr Leutnant?“ fragte sie, offenbar freudig erstaunt über so viel Artigkeit. „Das ist aber viel zu viel Ehre für mich. Wenn's noch um unsere Leutemamsell gewesen wäre! Die könnte schon eher Anspruch darauf machen.“

„Weshalb denn?“

„Weil sie älter ist als ich.“

„Wie alt ist sie denn?“ erkundigte sich Wimbach lächelnd.

„Ich glaube achtundvierzig,“ gab sie nachdenklich-treuherzig Auskunft und zuckte nicht einmal mit der Wimper dabei.

Der Leutnant gab einen Ton von sich wie eine besonders gelungene Rakete, wenn sie aufsteigt, und fing dann unbändig an zu lachen.

„Aber was haben Sie denn?“ fragte sie kopfschüttelnd. „Habe ich eine Dummheit gesagt?“

„Sie sind entzückend, Mamsellchen,“ rief er endlich. „So eine alte, langweilige Leutemamsell soll mich veranlassen —“ Und er ließ die zweite Rakete steigen, um einen zweiten Sachanfall einzuleiten.

„O, Mamsell Runzen ist sehr unterhaltsam,“ er-

klärte sie beinahe gekränkt. „Soll ich sie hereinbitten? Sie glaubt zwar, sie passe nicht recht zu Ihnen, aber —“

„Liebes Mamsellchen, man soll niemand in seinem Glauben stören!“ unterbrach sie Malwiz abwehrend. „Wenn Sie schon jemand nötigen wollen, so nötigen Sie lieber uns beide hier zum Zugreifen.“

„Ja, aber bitte, genieren Sie sich doch nicht,“ entgegnete sie und präsentierte die Schüssel mit den Hühnern. „Es ist doch alles da —“

„Und nicht etwa wie bei armen Leuten,“ sekundierte Malwiz.

Darauf gab sich das Kleeblatt eine ganze Weile den Genüssen der Abendtafel hin, bis Wimbach fragte: „Wie kommen Sie eigentlich in diesen abgelegenen Hansjochenwinkel, Mamsellchen? Sie sprechen ja ein unverfälschtes Pommerisch, aber Ihre Wiege hat sicherlich nicht in Jaspershagen gestanden.“

„Wie man so herkommt,“ wich sie ihm unmerklich aus. „Sie haben's heute früh ja auch noch nicht gewußt, wie Sie von dem schönen Berlin fortfliegen, daß Sie sich heute abend in Jaspershagen mit einem armen pommerischen Mamsellchen langweilen würden.“

„Aber wie können Sie so etwas sagen! Es ist einfach himmlisch in diesem famosen pommerischen Winkel. Nee, nee, in allem Ernst!“ entrüstete sich Malwiz und goß von dem Wein, der auf der Tafel stand, die Gläser voll. „Bah, Berlin — was ist Berlin? Jaspershagen soll leben! Profit, Wimbach!“

„Profit!“ sagte der Hauptmann und nickte fröhlich zu dem Mamsellchen hinüber. Da griff sie zögernd nach dem für sie bestimmten Glase, führte es lächelnd an die Kirschrotten, sanft geschwungenen Lippen und nippte vorsichtig daran.

„Ach, bloß nicht zieren!“ tadelte Malwiz, der sie

beobachtet hatte. „Ihr Damenlikör von heute nachmittag war doch eine ganz andere Nummer.“

„Ach Gott, Herr Leutnant —“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Haben Sie sich nicht, kleine Heuchlerin! Es ist ja nichts dabei. Oder denken Sie vielleicht, unsere Stadtdamen nehmen nicht auch mal so 'ne kleine Herzstärkung? Ach, da könnten Sie was erleben, sag' ich Ihnen!“

„Bitte, erzählen Sie doch ein bißchen davon. Was für Damen sind denn das?“ fragte Mamsellchen neugierig.

„Na natürlich — das möchten Sie wissen!“ lachte er vergnügt. „Aber das ist nichts für Kinder, mein liebes Fräulein. Denn Berlin ist ein Sündenpfuhl, ein gräßlicher Sündenpfuhl, von dem ein braves pommerisches Mädchen am besten gar nichts zu hören bekommt.“

„Pommersches Gänschen, denken Sie inwendig.“

„O... Mamsellchen, wie könnte ich...“ beteuerte er.

„Na, na! Oder ist es wirklich so furchtbar, was Sie in dem schlimmen Berlin schon alles erlebt haben?“

„Beobachtet haben, meinen Sie!“ verschanzte der Leutnant sich vorsichtig.

„Ach so, nur beobachtet?“ sagte sie, und aus ihrer Stimme klang eine deutliche Enttäuschung, die ihm eine heimliche Freude bereitete.

„Sind sie nicht in der ganzen Welt egal, diese naschigen Dinger?“ dachte er schmunzelnd und sah seine Leporelloliste schon um eine neue reizvolle Eroberung vermehrt. „Je mehr man auf dem Kerbholz hat, je verrückter sind sie hinter einem her.“

Laut aber sagte er auf ihre Frage: „Manches ist natürlich auch dabei erlebt; denn zum Säulenheiligen hab' ich vorläufig die Qualifikation noch nicht.“

Und dabei sandte er ihr einen übermütigen Blick, der nur dürrig verhehlte, wie er sich seiner steghaften Unwiderstehlichkeit in dieser Minute voll bewußt war.

„Ja, so ein Leutnant hat's doch zu gut!“ seufzte sie darauf herzbrechend.

Er lachte laut auf, so köstlich berührte ihn dieser naive Meid. „Möchten Sie nicht gar mit mir tauschen?“ erkundigte er sich und zwirbelte selbstgefällig an seinen Gabenspizzen herum, die nicht gerade üppig geraten waren.

„Sofort,“ erklärte sie.

„Na natürlich, Sie kleine Unschuld! Aber ich nicht mit Ihnen, so niedlich Sie auch sind. Vielleicht auch gerade deswegen. Ah . . .!“

„Schmeicheln müssen Sie nicht, Herr Leutnant! Ihre Berliner Damen sind ja doch alle viel hübscher!“ wehrte sie sich kokett, was ihn zu einer neuen kleinen Attacke reizte.

„Pardon, Mamsellchen,“ erklärte er mit einem feuergefährlichen Blicke, „das ist noch sehr die Frage. Mit Ihren frischen Farben und Ihrer famosen Figur würden Sie an der Spree überall Furore machen. Ach, ich wollte, ich könnte in Halensee mal so mit Ihnen dahinschweben!“ Und mit etwas krähender Stimme begann er zu singen: „Schlösser, die im Monde liegen . . .“

„In Halensee?“ fragte sie erstaunt. „Wo ist denn das?“

„Ah — das ist eine hochfeine Gegend in Berlin! . . . Nicht weit von Charlottenburg, ja! Da halten wir manchmal unsere Bälle ab,“ gab er Auskunft.

„Die Kasinobälle?“ fragte sie treuherzig.

„Na natürlich, die Kasinobälle!“ rief er lachend. „Was denn sonst?“ Und dabei blinzelte er Wimbach amüsiert zu.

„Aber davon müssen Sie mir ganz entschieden was erzählen,“ bat sie.

„Nee, nee, nich zu machen,“ wehrte er sich und nahm eine ernsthafte Miene an. „Das sind Dienstgeheimnisse, was, Wimbach?“

Wimbach nickte bestätigend. „Minnegeheimnisse,“ sagte er trocken und vertiefte sich dann in die Prüfung der aufgefahrenen Wurstsorten.

„Und davon plaudern auch Sie nichts aus, Herr Hauptmann?“ fragte sie schalkhaft.

„Der Mann redet überhaupt nicht, wenn er so ernsthaft beschäftigt ist wie jetzt,“ spöttelte Malwiß.

„Ich finde auch, daß Sie recht einsilbig sind, Herr Hauptmann. Sie sollten mir wirklich ein bißchen von Berlin erzählen. Ihr Freund bringt ja doch nichts Geseheites an den Tag,“ ermunterte sie.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte er darauf, „wenn unser guter Malwiß das Wort hat, kommt ein anderer nicht auf. Ich kenne auch Berlin nicht halb so gut wie er. Zumal von den Kasinobällen habe ich mich ganz zurückgezogen.“

„Er ist nämlich ein kleiner Philister, der arme Hauptmann,“ unterbrach ihn Malwiß lachend. „Aber Sie haben ja noch immer nichts getrunken, Mamsellchen? Nichts da — gemogelt wird nicht! Trinken Sie mal aus damit ich wieder einschenken kann.“

„Ach nein, Herr Leutnant,“ erklärte sie hastig und hielt beide Hände über ihr Glas, „ich danke wirklich sehr, ich möchte lieber nichts mehr trinken. Ich glaube, es bekommt mir nicht.“

„Unfinn!“ polterte er heraus. „Reden Sie mal ein Nachwort als Alterspräsident, Wimbach! Sie glaubt, es bekommt ihr nicht. Hahahaha!“

Der Hauptmann warf erst einen Blick auf das

junge Mädchen, aus dessen Händen er Nachmittags eine halbgefüllte Branntweinflasche in Empfang genommen hatte, dann zuckte er die Achseln und sagte lächelnd: „Haben Sie nicht selbst vorhin den Grundsatz aufgestellt, daß man niemand in seinem Glauben stören solle?“

„Ach, das war doch etwas ganz anderes,“ rief Malwiz verdrießlich. „Aber ich merke schon, daß ich mich korrigieren muß in Beziehung auf Philistertum: Sie sind nicht ein kleiner, wie ich vorhin gutmütig, wie ich nun mal bin, gesagt habe, Sie sind ein ausgewachsener, ein linker Flügelmann, ein —“

„Und alles bloß, weil ich Mamsfellenchen so hübscher finde?“ entgegnete der Hauptmann belustigt. „Bester Malwiz, ich liebe nun mal die Weiblichkeit, wenn sie sich hold zeigt, mehr als vom Becher exaltiert. Bacchantinnen sind mir ein Greuel.“

Hilde war ein bißchen rot geworden bei dieser Äußerung Wimbachs. Klang es nicht, als ob er fürchtete, sie könne sich wirklich einen Rausch antrinken, wenn sie dem Leutnant Bescheid täte? Einen Augenblick lang zuckte es ihr in den Fingerspitzen, nun erst recht nach dem Glase zu greifen und den Zutrunf des guten Jungen mit dem offenen, lustigen Wesen zu erwidern. Aber dann fühlte sie, ohne hinzusehen, wie die Augen des ernstern Mannes erwartungsvoll auf ihr ruhten. Und diese Augen hatten eine eigentümliche Kraft, der sie sich vergeblich zu erwehren suchte. Die trohige Anwendung verflüchtigte sich unter diesem Blick, und sie erklärte, sich zu Malwiz wendend: „Also es bleibt dabei: genötigt wird nicht!“

„Natürlich, da Sie Beistand gefunden haben, müssen Sie sich noch mehr zieren. Aber es ist ein Unsinn,“ redete sich der Leutnant in Eifer, „denn wer bei Tage

einen kräftigen Korn nicht verschmäh't, der kann auch Abends —"

„Fangen Sie schon wieder von der dummen Flasche an?“ unterbrach sie ihn, zornig werdend. „Die gehörte ja gar nicht mir.“

„Na natürlich!“ lachte er spöttisch. „War nur aus Versehen in Ihre Tasche geraten! Na, Mamsellchen, Schwamm drüber! Aber nun stoßen Sie endlich hübsch mit mir an; denn so jung kommen wir auf keinen Fall wieder zusammen.“

„Wenn Sie mich so abfertigen, erst recht nicht,“ erklärte sie entrüstet. „Essen Sie lieber einen Apfel, der stillt den Durst auch, aber steigt nicht in den Kopf.“

„Na, so was!“ rief er ärgerlich lachend und leerte dann übermütig sein Glas.

Wimbach nickte ihr lächelnd zu und sagte: „Sie haben da wundervolle Äpfel auf dem Wandsim's stehen. Das ganze Zimmer duftete danach, als wir eintraten.“

„Sommermaränen!“ bestätigte sie stolz. „Die schönsten suche ich immer heraus als Zimmerschmuck. Urväter-sitte in Pommern. Aber das wissen Sie gewiß selbst.“

Er bestätigte es ihr, worauf sie sich erhob und eine der rot leuchtenden Früchte vom Brett nahm. „Wer hat Appetit von den Herren?“ fragte sie und ließ ihre heiteren blauen Augen von einem zum anderen gehen. „Es ist der schönste, den wir in diesem Jahre gepflückt haben.“

„Na, da geben Sie ihn mir als Veröhnungszeichen und erste Gunstbezeugung, Fräulein Paris!“ rief der Leutnant launig.

Wimbach wollte sich bei diesem Wettbewerb nicht ausschließen. „Wenn Sie ihn also opfern wollen, so —“

„Wieso Fräulein Paris?“ fragte sie jedoch zunächst. „Was soll das heißen?“

„Ja so,“ bemerkte Malwiz darauf, „Monseur Paris kennen Sie hier nicht? Ist am Ende auch nicht zu verlangen in Hinterpommern. Oder ist das noch Vorpommern hier? — Na, also dieser Glückspilz kriegte eines Tages mal Besuch von drei wundervollen Frauenzimmern, die nebenbei auch noch Göttinnen waren, was bei wirklichen Schönheiten ja eigentlich selbstverständlich ist. Die hatten nun einen beinahe ebenso großen Apfel wie diesen, um den sie sich in den Haaren lagen, weil er für die Schönste von ihnen bestimmt war. Der liebe Paris aber sollte nun entscheiden, wer von ihnen den größten Anspruch darauf hätte.“

„Und wie entschied er?“ fragte sie, als er innehielt.

„Natürlich sah er sich die drei erst höllisch gewissenhaft an; dabei ließ sich jedoch der Schlauberger auch noch von jeder etwas versprechen, damit er ihn an die Meistbietende losschlagen konnte. — Gerieben nicht? — Die eine nun wollte ihm die Weisheit mit Löffeln beibringen; von der anderen sollte er Serbien, Bulgarien und die angrenzenden Raketenkisten geschenkt bekommen; die dritte endlich versprach ihm eine gewisse Frau Helena, geborene Leda, die aber schon mit einem Herrn Menelaus verheiratet war, zum Weibe. Das war nämlich ein richtiger Ausbund von Schönheit, wenn auch nicht gerade von Tugend, was ja leider Gottes öfter vorkommen soll —“

„Na — und?“

„Er fiel auf Numero drei herein, der arme Kerl.“

„Und Sie denken nun, wenn ich diesen Apfel vergeben soll, muß ich gleichfalls so unbesonnen handeln wie dieser Paris?“

Malwiz zuckte die Achseln. „Wenn ich ihn kriege, dürfen Sie mir noch viel schlimmere Sachen sagen,“



bemerkte er dazu mit seiner lebenswürdigen Unverfrorenheit.

„Eingebildet sind Sie wirklich nicht, Malwiß!“ lachte etwas unsicher der Hauptmann.

„Na also, was wird?“ ermunterte sie Malwiß.

„Darf ich es nicht wie Paris machen und mir erst etwas versprechen lassen?“ fragte sie schalkhaft.

„Sehr vernünftig gedacht! Also, was soll ich aufmarschieren lassen, Mamsellchen?“ entgegnete der Taugenichts. „Wollen Sie einen Stern vom Himmel heruntergeholt haben? Oder möchten Sie lieber — eine kleine Villa im Berliner Tiergartenviertel?“

„Das erstere wird Ihnen wohl kaum gelingen, wenn Sie sich heute nachmittag auch als kühner Luftschiffer produziert haben, und Numero zwei heben Sie nur lieber für Ihre künftige Frau Gemahlin als Morgengabe auf. — Haben Sie etwas Reelleres, Herr Hauptmann?“

„Ich gebe Ihnen die Hälfte ab, wenn Sie ihn mir schenken,“ scherzte dieser.

„Das ließe sich schon eher hören,“ sagte sie sinnend.

„Und ich mache Ihnen eine Liebeserklärung mit allen Schikanen,“ trumpfte übermütig Malwiß.

„Wollen Sie die nicht lieber zu der kleinen Villa im Berliner Tiergartenviertel legen?“ bemerkte sie ironisch.

„O bitte, mein Herz hat vier Piecen. Für solch kleines Mamsellchen ist da immer noch Platz,“ lachte er lech. „Also kriege ich den Apfel — he?“

Sie war heftig errötet über seine letzte Antwort; aber statt ihn zu rügen, horchte sie jetzt angespannt in die Nacht hinaus. Durch das offene Fenster, das die funkelnden Sterne am klaren Septemberhimmel sichtbar werden ließ, wurde Hufschlag hörbar.

„Das ist Klaus Wittenfand, der von der Post zurückkommt,“ sagte sie und eilte hinaus, dem Reiter entgegen.

„Na, Klaus,“ hörten die beiden sie draußen rufen, „kümmt de Herr nich?“

„Nä,“ antwortete Klaus, „hei kann nich. Awer hier is 'n Brief för Sei, Frölen.“

Das weitere verlang, weil der Knecht inzwischen abgestiegen sein mochte und sein Pferd über den Hof führte.

Endlich erschien sie wieder, aber nicht mehr in der freien, leichtbeweglichen Art, die sie so entzückend gekleidet. Ein Hauch von plötzlicher Beklemmung schien ihr angeflogen zu sein. Sie zögerte leicht, ehe sie das erste Wort sprach, und man hörte ihr an, wie ihre Stimme leise zitterte.

„Sie müssen schon entschuldigen, meine Herren, daß ich Sie warten ließ. Ich hatte eine Überraschung für Sie. Klaus Wittenfand hatte Nachricht mit nach Wildenhorst genommen zu Herrn v. Reidersberg, dem auch Jaspershagen gehört —“

„Herrn v. Reidersberg?“ fragte elektrifiziert Malwiz. „Das ist doch die Möglichkeit!“

„Ich hatte geglaubt, er würde herüberkommen und Sie begrüßen. Er kann aber nicht abkommen, wie er schreibt. Sie möchten ihm die Ehre geben und ihn in Wildenhorst aufsuchen. Leider hat der Bote ihm nicht mitgeteilt, daß er auch noch nach Zagenthin zur Post mußte, und bringt nun diesen Brief zu einer Zeit, wo Sie kaum noch Neigung haben werden —“

„Reidersberg? ... Wildenhorst? Und diese Klitsche hier gehört ihm auch?“ rief Malwiz, der vor Neugier zu vergehen schien. „Aber, Mamsellen, warum haben Sie denn das nicht früher verraten? Selbstverständlich

wären wir hinübergezockelt. Sagen Sie selbst, Wim-  
bach, ist das nicht schnurrig? Bei diesem selben Reiders-  
berg war ich vor vier Wochen zur Fühnerjagd ein-  
geladen. Konnte leider nur keinen Urlaub kriegen.  
Ich hätte wahrhaftig nicht übel Lust, noch den Versuch  
zu machen und —“

„Es ist zehn Uhr, lieber Freund. Man wird Sie  
kaum noch erwarten.“

„Soll ich anspannen lassen?“ fragte Hilde.

„Auf keinen Fall! Morgen ist auch noch ein Tag,  
und wer weiß, ob's drüben so behaglich gewesen wäre  
wie hier bei Ihnen, Mamsellchen. Jetzt erhebe ich das  
Glas und bitte um Bescheid: haben Sie aufrichtigen  
Dank für die prächtige Aufnahme, die Sie uns gewährt  
haben. Auf Ihr Wohl!“

Sie wurde rot, griff aber nach ihrem Weinkelch und  
ließ ihn gegen den seinen anklängen.

Malwitz kaute an seinem Schnurrbart, der in der  
Aufregung ganz die Fassung verloren hatte, ließ sich kaum  
herbei, bei dem Klingklang mitzutun und fragte endlich  
nervös: „Hat Herr v. Reidersberg nicht eine Tochter  
so um die Zwanzig herum?“

Sie sah ihn prüfend an, ehe sie antwortete: „Aller-  
dings, Herr Leutnant.“

„Ah, das ist des Pudels Kern?“ lachte Wim-  
bach und ließ einen leisen Pfiff durch die Zähne strömen.

„Stattliche Erscheinung — nicht?“

Hilde zuckte die Achseln. „Es geht,“ sagte sie, nicht  
gerade wohlwollend.

„Aber sonst doch sehr hübsch?“

Hilde zuckte die Achseln noch kräftiger. „Das ist  
Geschmackssache,“ erklärte sie dann. „Ich finde sie nicht  
gerade hervorragend.“

„Läßt darauf schließen, daß sie sogar sehr hübsch

ist. Sie sind eben ein bißchen neidisch, Mamsellchen! — Aber nun sagen Sie mir noch eins, wenn Sie Bescheid wissen: ist sie schon irgendwie mit jemand — vielleicht heimlich oder so . . .?“

„Soviel ich weiß, nein.“

„Das ist mir die Hauptsache,“ erklärte Malwiß. „Und zu Hause ist sie doch auch?“

„Heute abend werden Sie sie sicher nicht mehr zu sehen bekommen drüben,“ beschied ihn Hilde, „aber morgen ganz gewiß.“

„Meinen Sie? Hm . . .“ murmelte er nachdenklich und wandte sich dann in französischer Sprache an Wimbach: „Diese kleine Baronesse ist eine famose Partie.“

„Hab' ich mir gleich gedacht,“ entgegnete Wimbach trocken.

„Sie hat ungeheuer viel Moos.“

„Also auf zum Angriff!“ meinte der Hauptmann ironisch.

„Sie haben gut lachen.“

„Aber ich lache ja gar nicht.“

„Na, ich kenne Sie, Liebster, Sie haben da einen Zug um den Mund —“

„Das bilden Sie sich nur ein, Malwiß.“

„Dann kommen Sie morgen also mit?“

„Das wird nicht gut gehen. Ich muß nach Berlin zurück, werde aber von dort aus an Ihren Jagdfreund schreiben. Meinetwegen brauchen Sie sich nicht etwa zu genieren. Die paar Stunden fahre ich schon allein.“

„Ganz allein in dem wackligen Luftballon?“ fragte erschrocken Hilde.

„Würde Sie das sehr ängstigen?“ entgegnete er und streifte ihr Gesicht mit einem forschenden Blick.

„Ich denke es mir schrecklich, so allein über die Welt dahinzufliegen,“ erklärte sie.

„Ist aber nicht so schlimm, Mamsellchen,“ bemerkte er freundlich. „Zimmerhin können Sie sich beruhigen: die Rückreise mache ich mit der Eisenbahn.“

„Dann müssen Sie ja aber über Wildenhorst, und dann werden Sie auch Rast machen müssen dort. Das wird Pa —“

Sie stockte einen Augenblick. Beinahe hatte sie sich verplappert.

„Was wird?“ fragte er verwundert.

„Das wird partout nicht zu umgehen sein,“ zog sie sich gewandt aus der Schlinge.

„Ich wollte über Gulkow fahren,“ sagte er. „Ist das nicht näher?“

„Keine Viertelstunde,“ gab sie lebhaft zur Antwort. „Aber ein abscheulicher Feldweg, während Sie über Wildenhorst Chaussee haben.“

„Das ließe sich also überlegen,“ sagte er nachdenklich.

„Na, natürlich kommen Sie mit,“ rief Malwiß. „Stoßen wir darauf an, Wimbach! Sie auch, Mamsellchen!“

Und mit forcierter Lustigkeit goß er die halbleeren Gläser wieder voll.

Aber Hilde hatte nicht die Absicht, den unter ganz anderen Voraussetzungen begonnenen Abend weiter auszudehnen. „Ich muß den Herren jetzt „Gute Nacht“ wünschen,“ erklärte sie. „Die Pflicht ruft zu einer letzten Kontrolle — und dann ist auch der Sandmann schon bei mir gewesen. Ich schicke Ihnen den alten Christian, der Ihnen nachher hinaufleuchten kann. Schlafen Sie gut auf Jaspershagen.“

„Wollen Sie uns wirklich wie die armen Waisenkinder hier sitzen lassen?“ fragte der Leutnant. „Sie haben ja doch auch den Apfel noch zu vergeben.“

Aber sie hatte die Hand schon auf den Türgriff gelegt. „Morgen!“ sagte sie lachend.

„Das halt' ich nicht aus, Mamsellchen.“

„Wirklich nicht, Herr v. Malwitz?“ Klang es mit leisem Spott zu ihm herüber.

„Ich glaube, Sie kriegten es fertig, mich durchfallen zu lassen,“ sagte er, aber in seinem Ton lag trotzdem nicht der Anflug des geringsten Zweifels über seinen Sieg.

Und zwischen Tür und Angel schon antwortete sie schallhaft: „Wenn Sie es glauben! . . . Man soll ja wohl niemand in seinem Glauben stören. . . . Gute Nacht!“

Dann schlug sie die Tür hinter sich zu.

„Ein fideler Käfer! Was, Wimbach?“ meinte der Leutnant und warf ihr eine Rußhand nach. „Aber ich wollte doch, wir wären nach Wildenhorst gefahren heute. Na, peken wird sie wohl nicht gleich. Und schließlich: gefährlich war die Geschichte doch auch kaum hier. Nicht mal 'nen Ruß gekriegt hat man von dem Rackerchen. Aber daran waren Sie schuld, lieber Freund. Wir wären viel vergnügter geworden, wenn Sie nicht so stocksteif dageessen hätten.“

„Na — na!“ sagte nachdenklich Wimbach.

Da erschien der alte Christian auf der Bildfläche, der sie nach oben geleiten sollte.

### 3.

Am anderen Morgen, als Malwitz die Augen aufschlug, lagen die Sonnenstrahlen nicht allzu schräg mehr im Zimmer. Er konstatierte an seinem Chronometer, daß es neun Uhr sei, reckte sich noch einmal herzlich und sprang dann aus dem großen Bett, um eine recht sorgfältige Toilette vorzunehmen, denn daß er heute

in Wildenhorst möglicherweise eine ernsthafte Eroberung machen wollte, hatte er nicht vergessen. Als er an eines der Fenster trat, die mit altmodischen Mullgardinen nur notdürftig verhängt waren, wohl weil die seit Jahren nicht gebrauchten Zugrouleaus gestern nicht mehr funktioniert hatten, erblickte er unten den Hauptmann schon in voller Tätigkeit. Er hatte offenbar an seiner „Libelle“ die Spuren der gestrigen feuchten Landung nach Möglichkeit entfernen lassen und ließ die verschiedenen Teile nun zum Transport auf Leiterwagen packen. Da man augenscheinlich noch eine ganze Weile mit dieser Arbeit zu tun hatte, so konnte sich Malwitz zur Instandsetzung seines äußeren Menschen genügend Zeit nehmen, was ihm sehr angenehm war, da er sehr wohl wußte, wie viel junge Damen auf den ersten Eindruck geben.

Aber schließlich, als auch seine Schnurrbartspitzen in strengster Symmetrie wie ein paar dünne Sicheln drohend seine leichtgebogene stolze Erbnase flankierten, und er vom Spiegel sein Abgangszeugnis empfangen hatte, stieg er hinab, frühstückte hastig, fragte nach „Mamsellchen“, die sich jedoch nicht blicken ließ, und kam dann endlich draußen auf dem Gutshof zum Vorschein, just als mit fröhlichem Zuruf und Hutschwenken Herr v. Reidersberg zum Tor hereintrabte.

„Wünsche wohl geschlafen zu haben, meine Herren!“ rief er in seiner breiten, behaglichen Art und sprang vom Pferde, das sogleich einer der Knechte an dem Zügel nahm. „Ich war schon einmal hier heute, in aller Herrgottsfrühe, aber da rechnete ich gar nicht darauf, Sie schon aufzufinden.“

Dann machte er sich mit dem Hauptmann bekannt, den er mit seinen gutmütigen blauen Augen ziemlich neugierig musterte, und nun schüttelte er auch Malwitz

die Hand, dem „schneidigen Kerl, der seinem alten Regimentskameraden Malwiß wie aus den Augen geschnitten“ sei. Der alte Malwiß und er hatten bei den Pasewalker Kürassieren zusammen gestanden.

„Ich habe gehört, Sie wollen sich heimtückisch mit Ihrer Himmelsgondel da an uns in Wildenhorst vorbeidrücken, Herr Hauptmann,“ lachte er darauf und strich sich den schon arg melierten Spitzbart zurecht. „Aber daraus wird nichts! Es wird haltgemacht in Wildenhorst, darüber gibt's kein Parlamentieren. Wenn Sie morgen in Berlin sein müssen, so bringt Sie der Nachtzug auch noch hin. Verladen lassen können Sie ja den Schwamm schon am Nachmittag, und an einem zuverlässigen Menschen soll es nicht fehlen, der die Geschichte besorgt; aber Sie und der liebe Malwiß essen bei mir Mittag und stechen ein paar Flaschen Rotzpon mit mir aus oder auch Rüdeshheimer, der, glaub' ich, von gestern abend noch kalt steht. Abgemacht! Ich müßte sonst wahrhaftig annehmen, Sie hätten's mir übelgenommen, daß ich Sie gestern abend hier habe sitzen lassen.“

„Aber ich bitte sehr,“ erklärte der Hauptmann, „wir waren hier vorzüglich aufgehoben.“

„Na, dann also los. Ich will sofort für uns anspannen lassen. Mein Gaul hat nämlich auch genug für heute vormittag.“ Dabei hielt der Baron dem Hauptmann die Hand hin.

Doch der zögerte noch immer.

„Aber Wimbach,“ bohrte nun auch Malwiß, „Sie kommen wirklich noch zur rechten Zeit.“

„Und meine Hilde würde es mir nie verzeihen, wenn ich einen von Ihnen entzwischen ließe. Sie freut sich riesig, Sie in Wildenhorst begrüßen zu dürfen,“ fügte der Baron hinzu.



„Ganz auf meiner Seite, bester Herr Baron,“ beteuerte Malwiß, den Bart vorsichtig nachstreichend.

„So viel unverdienter Güte kann ich allerdings nicht widerstehen,“ lächelte Wimbach und schlug ein.

Als der Baron Jochen Sötebier rief, der den Jagdwagen aus der Remise schaffen sollte, wandte sich Wimbach mit der Frage an den Knecht: „Ist Ihr Frölen noch nicht zurück?“

„Nä,“ sagte Jochen und grinste über das ganze Gesicht, wohl weil er diese Frage in Gegenwart des Barons für bedenklich hielt.

„Das tut mir aber leid,“ entgegnete Wimbach darauf, sich zu Reidersberg wendend. „Ihr Mamsellchen, das uns gestern so famos aufgenommen hat, ist den ganzen Morgen noch nicht sichtbar geworden. Ich hätte ihr gern adieu gesagt.“

„Werd's ihr bestellen, Herr Hauptmann,“ schmunzelte Reidersberg und drohte mit dem Finger. „Sie werden ihr doch den Kopf nicht verdreht haben?“

Der Hauptmann errötete leicht, was ihn innerlich sehr ärgerte, zumal da er ein leises spöttisches Lächeln darüber um Malwiß' Lippen huschen sah.

„Sie ist ein ganz eigenartiges Persönchen, das mein Interesse allerdings lebhaft in Anspruch genommen hat,“ erklärte er und sah dem Leutnant dabei beinahe drohend ins Gesicht.

„Gut, daß Sie sie hier nicht mehr zu sehen kriegen,“ lachte Reidersberg. „Sie wären im stande, sie mir abspenstig zu machen und von Jaspersshagen zu entführen.“

„Nee, das tät' er nicht,“ bemerkte Malwiß darauf. „Dazu ist er zu solide.“

Der Hauptmann zuckte die Achseln. „Sprechen wir von etwas anderem,“ sagte er. „Aber bitte, vergessen

Sie den Gruß nicht, und daß es mir sehr leid getan habe.“

„Soll besorgt werden, Herr Hauptmann,“ versprach der Baron. „Und was kann ich von Ihnen hinzufügen, lieber Malwiß?“

„Na — mir ist sie ja nicht so ans Herz gewachsen in den paar Stunden. Aber einen schönen Dank selbstverständlich, wenn ich bitten darf,“ erklärte der Leutnant diplomatisch. Er wollte sich die Aussichten bei einem Manne nicht verderben, der einmal ein ganz famoser Schwiegervater zu werden versprach.

Inzwischen war das leichte Gefährt schon angeschirrt; die Herren stiegen auf, und Jochen Sötebier ließ lustig die Peitsche knallen. Auf dem Wagen zündete man sich eine Frühzigarre an und ließ die blauen Wölkchen in die köstliche, klare Septemberluft steigen, ohne dabei eine besonders lebhaftere Unterhaltung zu führen. Erst als nach einer Stunde Fahrt eine langgestreckte Schloßanlage mit einem ausgedehnten Park dahinter sichtbar wurde und der Baron erklärte: „Da liegt der alte Kasten,“ konnte sich Malwiß nicht enthalten, seiner Freude über diesen stolzen Herrensitz in enthusiastischen Worten Ausdruck zu verleihen.

Jochen Sötebier fuhr mit ziemlicher Geschicklichkeit über den rasengeschmückten Vorplatz, in dessen Mitte eine von Astern und Georginen umblühte Fontäne die Strahlen der Morgen Sonne in sprühende Farben zertheilte, und bog dann zur Rampe hinauf.

Der Baron übernahm sogleich die Führung seiner Gäste. In dem hohen, im Spätbarock gehaltenen Vestibül, dessen Wände mit Kapitalgeweißen von verschiedenen Jägergenerationen geschmückt waren, wehte ein kalter Hauch, der auf ungemütliche Innenräume schließen ließ. Aber wie sie nun den Salon betraten, der in

gut modernem Sinne eingerichtet war und alle die behaglichen Sessel und Lehnstühle aufwies, von denen unsere Altvordern noch keine Ahnung hatten, wirkte dieser Gegensatz doppelt überraschend.

„Ich bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen,“ sagte der Baron verbindlich, „dort liegen die neuesten Zeitungen, sogar die Berliner Abendblätter von gestern. Wenn Sie inzwischen einen Blick hineinwerfen wollen?“

„För Svenska Hem? Ist das auch ein Berliner Abendblatt?“ fragte lächelnd Malwiß, der an den Tisch herangetreten war.

„Das ist natürlich was Schwedisches, lieber Freund. Meine Gilbe hat sich das abonniert. Ihre Mutter war ja eine Schwedin,“ erklärte Reidersberg und ging.

„Na, wie finden Sie das hier, Wimbach?“ flüsterte der Leutnant, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. „Feudal, was?“

Der Hauptmann suchte die Achseln. „Ihr Baron ist ein ganz prächtiger alter Herr. Aber trotzdem: ich komme mir hier so überflüssig vor. Jaspersöhagen war entschieden gemüthlicher,“ sagte er laut.

Da schallte plötzlich ein silbernes Lachen von der Tür her, deren Portieren sich eben auseinander taten, und eine ihnen beiden nicht unbekannte Stimme sagte: „Das freut mich, Herr Hauptmann, daß Ihnen Jaspersöhagen so gefällt.“

„Mamsellen!“ rief er unwillkürlich und drehte sich um, während Malwiß die Erscheinung im Rahmen der moosgrünen Portiere ganz entsetzt anstarrte.

„Guten Morgen, meine Herren!“ grüßte Gilbe fröhlich und trat näher, den beiden ihre Hände entgegenstreckend. „Und herzlich willkommen auf Wildenhorst!“

Sie führten beide die ihnen gereichten Hände, die

heute viel schlanker und formenschöner erschienen, an die Lippen. Aber sie blieben auch beide zunächst stumm.

„So hab' ich Sie mir gedacht und mich schon den ganzen Morgen darauf gefreut,“ lachte sie übermütig. „Eigentlich hätt' ich ja wieder als Pommerin zum Vorschein kommen müssen und die lustige Komödie noch ein bißchen weiterspielen. Aber Papa wollte nicht. Papa setzte sein Amtsvorstehergesicht auf und verbot es. Hoffentlich mißfalle ich Ihnen so nicht ganz und gar, Herr Leutnant.“

„Ah ... im Gegenteil!“ rief, endlich sich aufraffend, Malwiß. „Ich schwärme sonst nicht für Reform, aber dieses Kostüm macht aus Saulus einen begeisterten Paulus. Es kleidet Sie geradezu phänomenal.“

„Finden Sie das auch, Herr Hauptmann?“ fragte sie mit einem schelmischen Seitenblick auf Wimbach.

„Ich muß mich erst noch von meiner Überraschung erholen, gnädigste Baronesse,“ entgegnete er langsam. „Diese Metamorphose kommt mir zu unerwartet.“

„Kann ich für mein Teil eigentlich nicht behaupten,“ schwindelte keck der Leutnant. „Ich habe gestern abend schon so was bemerkt, wollte aber der Sache nicht auf den Grund gehen, um den hübschen Spaß nicht zu stören.“

„Ach, wirklich?“ fragte spöttisch die kluge Hilde und sah ihm mit einem vielsagenden Blick dicht unter ihren Brauen fort in die Augen.

Der Blick gefiel ihm nicht. Er dachte plötzlich daran, was für dummes Zeug er gestern abend alles gesprochen und wie er sich bei ihr nach ihr selbst erkundigt hatte. Vermünscht! Und nun kam ihm ins Gedächtnis, daß ihm auf Französisch Wimbach gegenüber eine Bemerkung über ihres Vaters Reichthum entschlüpft war. Herrgott, wenn sie das verstanden hatte! Aber eigentlich war dieses Schlimmste ja wohl nicht zu befürchten. Die

pommerschen Edeldamen waren für gewöhnlich ja nichts weniger als perfekte Franzöfinnen, wenn sie nicht in Hofkreisen lebten. Und die Mutter war eine Schwedin gewesen. Gott sei Dank, eine Schwedin! Es hätte ja schließlich auch eine Franzöfin sein können. Wenn der Teufel sein Spiel treibt, passieren noch scheußlichere Zufälle.

Der alte Baron, der jetzt zurückkehrte, unterbrach seine Gedanken. „Ah, da bist du ja, Hilt!“ rief er vergnügt. „Hast du dich ordentlich gemeidet an deinen armen Opferlämmern, he? Aber warte mal, ich habe dir noch ein paar Bestellungen auszurichten — nämlich Herrn Hauptmann v. Wimbach hat es sehr leid getan, dich nicht noch einmal gesehen zu haben in Jaspers-  
hagen, und er läßt dich durch mich hiermit herzlich grüßen, während der Herr Leutnant, dem du leider nicht so ans Herz gewachsen bist in den paar Stunden — hahahaha, gut behalten, was, lieber Malwik? — dir wenigstens einen schönen Dank zuerkennt.“

„Das heißt —“ stotterte der Leutnant in zunehmender Verwirrung, „ganz so . . . äh . . . war die Sache denn doch nicht, Baronesse! . . . Ich . . . ich mußte ja halb und halb, daß wir Sie hier wiederfinden mußten, während mein Freund Wimbach allerdings . . . äh . . .“

„Ich habe bestellt, was mir aufgetragen worden ist. Sie sind mein Zeuge, Herr Hauptmann!“ rief lachend der Baron, der sich über die Verlegenheit des gewandten Gardeleutnants herzlich amüsierte. „Stimmt's oder nicht?“

„Bis auf den mir freundlichst verliehenen Ubel sind Sie unseren Aufträgen ziemlich wortgetreu nachgekommen,“ erklärte der Hauptmann mit einer leichten Verbeugung. „Hätte ich freilich gewußt, wer hinter diesem anmutigen „Mamsellchen“ verborgen war, so —“

„Ach, drehen Sie keine Redensarten, lieber Herr Hauptmann! ... Wir sind hier in Pommern, wo man ein kräftiges Wort verträgt.“

„Ich glaube, ich bin gestern, zumal bei unserer Landung draußen, ein bißchen sehr kräftig gewesen,“ entgegnete Wimbach lächelnd und die Baronesse mit einem kurzen Blick streifend. „Wir hatten da ein Intermezzo wegen einer Herzstärkung —“

„Ach ja, Fochen Sötebiers „Damenlikör“!“ unterbrach sie ihn errötend. „Ich hatte dem Schlingel den Branntwein konfisziert, weil er drauf und dran war, sich zu betrinken. Und wie nun die beiden Herren auf die Erde herunterfielen, und es Herrn v. Malwitz dabei ein bißchen unheimlich zu werden schien, kam die Flasche aus meiner Tasche zum Vorschein und brachte mich in den fürchterlichen Verdacht bei den Gestrengen, eine Liebhaberin dieses „Damenlikörs“ zu sein! ... Es war riesig drollig.“

„Ich bitte zerknirscht um Verzeihung, Baronesse,“ sagte Wimbach verlegen. „Aber Sie sprachen ein so waschechtes Plattdütsch, daß ich wirklich glaubte ... na, und da bin ich dann wohl allerdings ein bißchen ... ich fürchte sogar, ich habe Sie geduzt in der kritischen Minute.“

„Na natürlich haben Sie das,“ bestätigte mit etwas Schadenfreude über Wimbachs Bedrücktheit der Leutnant.

„Welch ein unglaubliches Verbrechen!“ spottete gutmütig Gilde und fügte, dem Hauptmann die Hand reichend, hinzu: „Ich habe da wirklich nichts zu verzeihen, bester Herr Hauptmann. Im Gegenteil, Ihr Humor hat mich entschieden zu Dank verpflichtet; denn auf dieser drolligen Verwechslung hat sich ja nachher die ganze nachfolgende Komödie aufgebaut, die mir so viel Vergnügen bereitet hat.“

„Sie haben eine bezaubernde Art, Nachsicht zu üben, Baronesse,“ entgegnete warm werdend der Hauptmann und küßte ihr die Hand.

„Ja, so viel Scharfblick haben Sie wirklich lange nicht entwickelt, lieber Wimbach,“ spöttelte Malwiß, dem die Situation zwischen den beiden ein leises Unbehagen schuf. „Geradezu kolossale Leistung gestern! Kameraden werden sich scheckig lachen, wenn ich erzähle.“

„Das zeigt mal wieder Ihre ganze Unverfrorenheit, Malwiß,“ lachte ärgerlich der Hauptmann. „Ihr Blick war allerdings während unserer Landung ziemlich starr nach innen gerichtet. Aber das werden Sie natürlich verschweigen.“

„Und daß Sie später noch viel ärger gefoppt worden sind, streiten Sie selbstverständlich auch ab,“ mischte sich Hilde ein, die das kleine Scharmüßel sehr belustigte.

„Ah . . . ich hatte Sie doch gleich durchschaut, Baronesse!“ behauptete der Schlingel fest.

„Dafür waren Sie dann allerdings reichlich forsch, Herr Leutnant,“ erklärte sie.

„Gerade dadurch wollte ich Sie ja reizen, endlich Farbe zu bekennen,“ parierte er.

„Sie verstehen es meisterhaft, sich herauszuwinden,“ lachte sie. „Aber — ich glaube Ihnen trotzdem nicht!“

„Dann muß ich also gleichfalls zu Kreuze kriechen und um Vergebung betteln?“ meinte er darauf in drolliger Geknicktheit. „Nun ja, ich habe allerdings ein paar-mal ziemlich derb deutsch gesprochen, aber —“

„Beruhigen Sie sich nur, deutsch kann ich eine ganze Portion vertragen,“ schnitt sie ihm das Wort ab und bat dann auf einen Wink ihres Vaters hin die Herren zum Frühstück.

Malwiß ließ seine Augen unruhig über ihr Antlitz gleiten. Es war ihm gewesen, als ob sie in ihrer

letzten Antwort auf das „deutsch“ einen besonderen Ton gelegt hatte. Flüsterte ihm das nun bloß sein Schuldgefühl mißtrauisch zu oder hatte sie wirklich gestern verstanden, was er in seinem Leichtsinne Unfluges auf Französisch geschwätzt hatte? Wenn er bloß hätte dahinter kommen können!

An der Tafel hatte er seinen Platz neben ihr, während Wimbach ihr gegenüber saß. Man führte ein sehr lebhaftes und angeregtes Gespräch, und Fräulein Hilde war dabei von einer so bestrickenden Liebenswürdigkeit, daß ihm langsam wieder die Zuversicht wuchs, noch alles zu gutem Ende lenken zu können. Den Versuch wollte er wenigstens nicht unterlassen. Das war dieses entzückende Geschöpf, das mit allen Gaben Fortunae überschüttet schien, wahrhaftig wert. —

Als daher der Baron nach beendeter Tafel die Havannas präsentierte und die Herren fragte, ob sie sich die Bibliothek ansehen wollten, die ein paar alte interessante Werke über pommerische Geschichte enthielt, die bei Tische erwähnt worden waren, benutzte der Leutnant die Gelegenheit, sich ein Plauderviertelstündchen mit der Baronesse zu sichern. Er schützte plötzlich gekommenes Kopfweh vor und wanderte mit Hilde in den großen Park hinaus, aus dem die Ebereschen wie rote Korallen herüberleuchteten.

„Herrlicher Park, den Sie hier haben, zumal jetzt,“ begann er stimmungsvoll und fügte nach einem leisen elegischen Seufzer hinzu: „Das sind Naturfreuden, die wir in Berlin oft schmerzlich entbehren.“

„Ich dachte, der Tiergarten wäre ein ganz schöner Ersatz,“ entgegnete sie. „Und weiter draußen Schlachtensee, Wannsee, Grunewald, Halensee —“

Das gab ihm wieder einen Stich, daß sie Halensee erwähnte.



„Galensee lieben Sie doch besonders,“ stichelte sie nun auch noch.

„Wegen der Kasinobälle?“ lachte er gezwungen. „Ich glaube, Sie können mir meine übermütigen Scherze von gestern noch immer nicht vergeben.“

„Im Gegenteil. Ich mußte immer wieder lachen, wenn ich daran denke. Sie waren ja zu komisch in Ihrer Schwerenöterrolle.“

„Ich freue mich, wenn es Sie amüsiert hat. Aber ich hätte wohl den Wunsch, ah . . . daß Sie sich mit der Zeit davon überzeugen ließen, wie ernst ich bisweilen auch sein kann.“

„Können Sie das wirklich?“

„Aber, liebste Baronesse, halten Sie mich denn durchaus für einen Windbeutel?“

Sie sah ihm einen Moment lang in die Augen. Dann entgegnete sie gemessen: „Aufrichtig gesagt, nein!“

„Gott sei Dank!“ atmete er auf, und gehobenerer Stimmung voll erklärte er: „Und Sie werden es bestätigt finden, wenn Sie mich näher kennen lernen, Baronesse. Ihr Herr Vater hat mich eingeladen, meinen Herbsturlaub hier als sein Jagdgast zu verbringen. Ich komme aber nur, wenn ich weiß, daß ich Ihnen nicht unangenehm bin.“

„Mir? Unangenehm?“ unterbrach sie lächelnd seine feuriger werdenden Erklärungen. „Aber nicht im geringsten! Ich hoffe, wir werden uns herrlich amüsieren. Ich bekomme nämlich auch Besuch.“

„So?“ sagte er gedehnt, als ob ihm Unheil schwane.

„Ein paar Pensionsfreundinnen haben sich angemeldet. Sehr schöne Mädchen! Da werden Sie wie der Fisch im Wasser in Wonne herumplätschern können.“

„Dazu brauchen die Pensionsfreundinnen wahrhaftig nicht zu kommen,“ flüsterte er kühn.

„Nichts verschwören!“ lachte sie. „Kommen Sie mit in den Gartensaal. Da habe ich das ganze Pensionat auf einer Photographie. Sie werden sehen, daß es die schönsten auf dem Bilde sind.“

Und ziemlich schnell schritt sie ihm den Weg voran zur Terrasse, um die Flügeltür zu dem licht gehaltenen, offenbar als Musikzimmer benutzten Gartensaal zu öffnen.

„Sehr hübsche junge Damen!“ murmelte er, als er die ziemlich große Photographie nun in der Hand hielt. „Kann man nicht leugnen. Aber —“

„Bitte, entscheiden Sie, welche die hübschesten von allen sind. Aber ehrlich!“

„Gut,“ lachte er, „wenn ich die Anwesenden also ausschließen muß — das wollen Sie doch mit Ihrem aus übergroßer Bescheidenheit geborenen „ehrllich“ sagen — so gefallen mir die beiden Fräulein hier oben links am besten.“

„Und das sind sie!“ triumphierte Hilbe. „Margot und Alison!“

Er stutzte wieder. Die Namen klangen nicht gerade germanisch. Was für ein Pensionat war denn das gewesen, in dem dieser Reidersberg seine Tochter gehabt hatte?

„Ist dieses kleine Fräulein unten neben der Vorsteherin nicht eine von den Gelsower Heinersdorfs?“ erkundigte er sich tastend.

„O nein. Das ist eine kleine Melun aus Paris, eine Tochter des Ministers. Ich weiß nicht, ob Sie —“

„Äh ... aus Paris?“ stammelte er bedrückt. „Darf man fragen ... äh ... wo gnädigste Komtesse in Pension waren?“

„In Brüssel,“ erklärte sie. „Kennen Sie Brüssel?“

„Was man in einer Woche so kennen lernen kann.“

„Das ist natürlich nicht viel,“ bemerkte sie. „Ich war beinahe drei Jahre dort. Margot und Alison sind geborene Brüsselerinnen.“

„Wird mir natürlich ein Vergnügen sein, sie kennen zu lernen,“ erwiderte er mit einem Versuch, recht erfreut auszu sehen. Aber sein Gesicht erschien verzerrt, und seine Stimme klang heiser. „Der Teufel soll sie holen samt dem ganzen Brüsseler Pensionat!“ dachte er mütend. „Konnte dieser alte Schafskopf seine Tochter nicht ebensogut nach Stralsund oder Schwerin schicken? — Wenn ich bloß erst in der Eisenbahn säße! Weiß der Kuckuck, wo dieser Unmensch, der Wimbach, bleibt!“

„Wollen wir jetzt auch in die Bibliothek gehen, Herr v. Malwitz?“ fragte Hilde freundlich.

„Ach ja, bitte, mein Kopfschmerz ist ziemlich fort,“ rief er erleichtert und ließ sich zu den Herren führen. Dort nahm er unbemerkt Wimbach auf die Seite und flüsterte ihm zu: „Wir müssen fort, lieber Freund, der Alte hat die Absicht, uns den Zug verpassen zu lassen, um uns für den Abend hier zu behalten. Aber das geht nicht.“

„Auf keinen Fall!“ entgegnete der Hauptmann. „Im übrigen — haben Sie Gnade gefunden, Malwitz?“

„Na ob!“ erklärte er selbstgefällig und warf einen Seitenblick nach dem Riesentisch, an dem Hilde stand. „In vier Wochen soll ich wieder antreten. Weiß freilich nicht, ob ich gut daran tue.“

„Glückspilz!“ murmelte der Hauptmann, und dabei hatte er ein Gefühl, als würge ihn jemand an der Kehle.

Als sie Abschied nahmen, wiederholte der Baron seine Einladung an den Sohn seines Jugendfreundes und fügte artig hinzu: „Auch Sie sind uns jederzeit herzlich willkommen, Herr Hauptmann. Ein großer

Nimrod sind Sie ja nicht, wie Sie mir verraten haben, aber trotzdem braucht man sich auf Wildenhorst nicht tot zu gähnen. Es geht manchmal riesig lustig bei uns zu. Nicht wahr, Hilde?"

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron.“

„Nein, nein, das war keine leere Redensart, bester Herr Hauptmann, kommen Sie wirklich. Das Gescheiteste ist, Egon bringt Sie gleich mit, wenn er seinen Urlaub antritt, und Sie abkommen können. Was, lieber Egon?"

„Aber selbstverständlich,“ murmelte Malwiz.

„Dann kommt auch der große Apfel zur Verteilung,“ sagte lächelnd Hilde und sah dem Hauptmann mit einem fröhlichen Blick in die Augen.

„Welcher Apfel?“ fragte der Baron neugierig.

„Das wirst du dann schon sehen,“ wich sie ihm lachend aus.

Nun reichten sie sich noch einmal die Hände, und dann ließ Jochen Sötebier die Gäule anziehen und kutscherte die Gäste von Wildenhorst flott in den herabniederdämmernden Abend hinaus.

#### 4.

Natürlich erhielt der Hauptmann niemals eine Auforderung von Malwiz, mit nach Wildenhorst zu fahren. Es war ihm auch ganz lieb, denn es hätte ihm nur Schmerzen bereitet, den überall schnell in Frauengunst stehenden Leutnant tagtäglich an Hildes Seite beobachten zu müssen. Daß dieser sich die Zuneigung der schönen jungen Baronesse erobert hatte, bezweifelte er keinen Augenblick, so wehe es ihm tat. Er wußte es aus Erfahrung, wie manchen Menschen ein Glück nach dem anderen mühelos in den Schoß fällt, während andere in Sehnsucht und Unrast vergehen. Ein bitteres Lächeln umzuckte ihm die Mundwinkel, so oft er daran

dachte. Hätte das holde Edelräulein an jenem Abend auf Jaspershagen, wo sie ihnen noch als bescheidenes Wirtschaftsmamsellchen galt, das bißchen Französisch gehört, in dem der lustige Schmetterling für einen Augenblick gezeigt hatte, daß er zu seiner Werbung nicht ohne gewisse praktische Erkundigungen schritt: der Sieg wäre ihm wohl etwas schwerer geworden.

Er verlor sich in tausend unfruchtbare Grübeleien, so oft er daran dachte. Dabei hatte er eine uneingestandene Angst vor Briefen mit Dreipfennigmarken. Mißtrauisch nahm er sie stets zur Hand, wenn der Bursche sie brachte, und zögernd besah er zunächst den Poststempel. Denn aus einem solchen Umschlag würde er ja sicherlich einmal die qualvolle Nachricht von der Verlobung der beiden herausholen.

Da erhielt er eines Mittags ein Stadttelegramm vom Baron Heidersberg, in dem dieser ihn bat, den Abend mit ihm zu verbringen. Rendezvous: Kaiserfeller, Friedrichstraße. Antwort nach Monopolhotel. Eine Weile schwankte er. Malwiz hatte ihn stark vernachlässigt in den beiden Monaten — Gott sei Dank, denn er war ihm unsympathisch geworden seit Jaspershagen; aber es war zehn gegen eins zu wetten, daß er dort mit ihm zusammentraf. Und womöglich war die Baronesse auch dabei. Aber dieser letzte Gedanke gab für ihn den Ausschlag. Er sah sie dann wenigstens noch einmal wieder mit ihren schalkhaft blizenden blauen Augen und dem feinen süßen Mund.

Als er gegen sechs Uhr das große, originell eingerichtete Weinlokal betrat, fand er den alten Baron noch gänzlich allein in einer lauschigen Nische hinter rotbeschirmtem elektrischen Licht bei einer Flasche Bordeaux. Wie es schien, war er trotz des roten Schimmers über ihm und vor ihm nicht in der rosigsten Laune.

„Ein Glück, daß Sie wenigstens kommen, liebster Herr Hauptmann,“ rief er grollend. „Von diesem Trozkopf, dem Malwitz, ist mir soeben eine Absage zugegangen. Hat mein Telegramm erst um fünf Uhr vorgefunden, schreibt er, und gibt deshalb gleich nach hier Nachricht, daß er wegen Liebesmahl und Nachtdienst leider nicht abkommen kann. Ist das nicht auffällig? Was? Oder glauben Sie den Schwindel?“

Dabei schob er ziemlich heftig das Depeschenformular zur Seite, um eines von den Rotweingläsern heranzuziehen und es dem Hauptmann zu füllen.

Dieser zuckte die Achseln und sagte lachend: „Es kann doch ebensogut wahr sein, Herr Baron, denn —“

„Ich weiß, was ich weiß,“ unterbrach ihn Reidersberg unwirsch. „Das ist nur Hildes wegen. Die beiden haben irgend einen Strubel miteinander gehabt, und keiner will natürlich nachgeben, trotzdem sie sich gegenseitig sehr gern haben. — Wissen Sie vielleicht zufällig etwas Näheres?“

„Keine Silbe! Wir sehen uns allerdings auch selten genug jetzt.“

„Um . . . und ich glaubte, Sie kämen täglich zusammen!“

„Das läßt sich in dem großen Berlin gar nicht durchführen. Dazu kam dann wohl sein Urlaub, von dem er mir allerdings nicht einmal eine Karte gesandt hat. Hat er tüchtig geschossen in Wildenhorst?“

„Er war ja gar nicht da. Als es so weit war, schrieb er plötzlich, daß er an den Rhein müsse zu irgend einer alten Tante. Das fiel mir allerdings auf, aber machte mich noch nicht gerade mißtrauisch. Alte Tanten haben ja mitunter Schrullen, zumal wenn sie öfter haben bluten müssen für die Herren Neffen. Aber als ich ihn mir heute hierher bestellen will, macht mir

mein Töchterchen plötzlich Opposition. Sie will ihn nicht sehen, weil — ja, weil sie eben nicht will. Sie ist nämlich ein ebensolcher Trozkopf wie er. Zweifellos hat es sie verdrossen, daß er sich damals für die Tante entschieden hat, wenn der Haken nicht vielleicht noch tiefer steckt. Vielleicht hat auch ein Mädchen das Recht, empfindlicher zu sein in solchen Dingen. Na, jedenfalls habe ich sie endlich doch herumgekriegt, indem ich ihr vorschlug, Sie auch einzuladen. Und nun —“

„Kommt der Strohmann und die Hauptperson bleibt aus,“ ergänzte matt lächelnd der Hauptmann.

„Nicht doch, Herr Hauptmann. Vom Strohmann kann ganz und gar keine Rede sein,“ rief verlegen werdend der Baron. „Ich schätze Sie wirklich. Wäre ich sonst so offen gegen Sie gewesen? Und hätten wir beide nicht gemütlich miteinander trinken und plaudern können, während die beiden Racker sich auseinander setzten?“

„Ich bin Ihnen auch gar nicht böse, Herr Baron,“ entgegnete Wimbach und stieß mit ihm an. „Aber sagen Sie doch, wo ist denn nun Fräulein Hilde?“

„Sie muß jeden Augenblick da sein; sie macht nur noch ein paar Einkäufe mit unserem Pastorssohn, der hier in Berlin studiert. . . . Sehen Sie, dort suchen sie schon nach uns,“ rief Reidersberg und winkte. Unter einem roten Chinchillabarett hervor ließ Hilde ihre großen blauen Augen in dem lichtüberfluteten Lokale umherwandern, bis sie endlich ihres Vaters lebhafteste Gebärden bemerkte. Ein anmutiges Lächeln glitt über ihr Antlitz, als ihr der Hauptmann grüßend entgegentrat. Mit einer impulsiven Bewegung streckte sie ihm die Hand hin und schüttelte sie ihm kräftig, ehe er im Stande war, sie an seine Lippen zu ziehen. Dann wurde ihm Franz Barthel, der Sohn des Dorfpfarrers von

Wildenhorst, vorgestellt, ein schüchternes Kerlchen, das wohl sein erstes Semester in Berlin absolvieren mochte.

„Na, Rinnings, habt ihr nun alles?“ erkundigte sich der Baron.

„Ja, Badding, bis auf den Spieltisch für den Herrn Pastor. Darüber sind wir nicht schlüssig geworden. Der eine scheint mir nicht recht praktisch, der Franz am besten gefällt. Da mußt du entscheiden. Wenn du willst, brauchen wir bloß zu telephonieren, dann schickt der Geschäftsinhaber sie beide her,“ erklärte Hilde, indem sie sich aus dem warmen Pelzjackett herauschälte, wobei ihr Wimbach half.

„Um Gottes willen!“ sträubte sich Reidersberg entsetzt über den letzten Vorschlag. „Die Berliner denken so schon immer, wir Pommern sind die geborenen Dösköpfe! Das könnte ein schönes Hallo hier geben! — Ist das Geschäft weit von hier?“

„Keine fünfhundert Schritte.“

„Na, Franz, dann werd' ich also in den sauren Apfel beißen und mich von dir hinführen lassen, damit wir bei deinem Vater endlich an einen vernünftigen Tisch zu sitzen kommen, wenn wir dem unchristlichen Laster des Stats frönen wollen. Komm, zeig mir das Geschäft.“

„Gern, Herr Baron. Aber ich darf wohl erst Abschied von Hilde nehmen, denn ich kann nicht wieder mit zurück. Ich habe nachher leider Verpflichtungen,“ antwortete der Jüngling.

„Was Teufel! Hast du vielleicht auch ein Liebesmahl und hinterher Nacht dienst?“ inquirierte mißtrauisch der Baron.

„Nein,“ stotterte der gute Junge verlegen. „Ich soll heute abend einen Vortrag halten im Verein der Naturfreunde.“



„So — so! Na, dann stärke dich wenigstens mit einem Glas Rotwein, während ich in den Paletot krieche. — Nicht wahr, lieber Wimbach, Sie entschuldigen mich auf die paar Minuten und nehmen so lange mit der Gilde fürlieb?“

„Bitte sehr, Herr Baron,“ entgegnete rot werdend der Hauptmann, dem im Grunde seines Herzens nichts lieber war, als ein Viertelstündchen mit dem angebeteten Wesen vertraulich zusammensitzen zu können.

Franz Barthel machte eine etwas ungelente Verbeugung, während Gilde ihm noch allerlei Aufträge wegen der Verpackung gab. Dann waren sie plötzlich allein in dem lauschigen Winkel, bestrahlt von dem roten Licht des Schirmes, das ihren Gesichtern einen warmen Hauch gab, und sahen sich prüfend an.

„Was meinte eigentlich mein Papa mit dem Liebesmahl, das Franz Barthel haben sollte?“ fragte Gilde endlich, um dem Schweigen zwischen ihnen ein Ende zu machen.

„Es bezog sich auf die Absage des Herrn v. Malwiß,“ entgegnete Wimbach, wie aus einem Traume aufschreckend und reichte ihr das Telegramm, das der Baron zurückgelassen hatte.

Sie lachte leise auf. „Er kommt nicht,“ sagte sie dann, und eine merkbare Freude tönte durch ihre Stimme. „Nun, das hatte ich erwartet. Dafür wollen wir beide nun so recht nach Herzenslust von Jaspers-hagen plaudern und von Berlin und wovon Sie sonst wollen.“

„Erzählen Sie mir erst, Baroness, warum Sie schmollen mit Malwiß. Ihr Herr Vater machte mir eine Andeutung —“

„Aber eine verkehrte,“ versetzte sie ruhig. „Denn ich schmolle durchaus nicht mit ihm, Herr Hauptmann.“

Malwiß ist mir höchst gleichgültig, und nur Papa bildet sich ein, daß wir miteinander Verstecken spielen.“

„Aber Ihr Herr Vater meinte doch, daß —“

„Ich mag ihm die ganze Wahrheit nicht sagen, des alten Malwiß wegen. Das würde ihm wehe thun. Und die halbe glaubt er mir nicht.“

„Ist sie denn so schlimm, die ganze Wahrheit?“ fragte er zaudernd.

Da schoß es wie Blitze aus ihren schönen blauen Augen, und ihre feinen Nasenflügel fingen an zu beben.

„Das fragen Sie mich, Herr Hauptmann? Nach jenem Abend in Jaspershagen, wo wir einen Moment lang in sein Inneres schauen konnten und dort nichts wie den nüchternsten Egoismus und die jämmerlichste Eitelkeit fanden?“ entschlüpfte es ihr erregt.

Er hob seine Augen, in denen ein seltsames Leuchten war, zu den ihren, ehe er erwiderte: „So haben Sie alles gehört, was er Törichtes sagte an jenem Abend?“

„Törichtes?“ nahm sie beinahe zornig das Wort auf. „Warum nennen Sie töricht, was seiner Meinung nach doch klug und selbstverständlich war? Es ist eben eine Art Pflicht, als Seiner Majestät Gardeleutnant eine „gute Partie“ zu machen. Und Tausende erfahren es nie, daß sie nur dieser Pflicht zuliebe von den Eltern weg nach Berlin und an den Hof kommen. Aber wer dahinter kommt, muß mitunter einen herben Stel empfinden. Ein Glück für mich, daß ich ihn kennen lernte, ehe es zu spät war, und mich schützen konnte am anderen Tage! Das aber danke ich indirekt Ihnen, Herr Hauptmann.“

„Sind Sie dessen so ganz sicher, daß nicht bloß eine übermütige Renommierlaune ihm die häßliche Bemerkung über die Lippen gejagt hat? Können Sie ihm

nicht doch noch verzeihen?" fragte er, sich zu Worten zwingend, gegen die sein Herz rebellirte.

"Ich habe ihm längst verziehen," erklärte sie lächelnd, "wenn man einem Talmirng überhaupt zu verzeihen braucht, daß er nicht aus Dukatengold ist."

"Sie können recht sarkastisch sein, Baronesse," murmelte er und biß dann wieder nervös an seinen Lippen herum.

"Aber nur sehr selten. Übrigens hat sich ja Ihr Freund, wenn ich ihn so nennen darf —"

"Wir sind immer ganz gut miteinander ausgekommen, ohne uns freilich allzu oft zu sehen," schob er ein. "Rastor und Bolluz sind wir nie gewesen."

"Nun, er hat sich ja längst zu trösten gewußt."

"Wieso?" fragte er erstaunt.

"Sehr intim scheinen Sie wirklich nicht mit ihm zu stehen, was ich übrigens schon in Jaspersshagen gemerkt habe, sonst wüßten Sie doch wohl, daß er sich nächstens mit Miß Alice Vanson verlobt."

"Ah . . . Sie scherzen, Baronesse!"

"Wenigstens hat es mich nicht etwa tragisch berührt, als ich es durch Tante Verkau erfuhr heute morgen," sagte sie gleichmütig.

"So wußten Sie ja ganz sicher, daß er nicht kommen würde heute abend?"

"Ich durfte wenigstens darauf rechnen."

"Und meinten Sie nun nicht vielleicht, daß — daß auch ich absagen würde?" erkundigte er sich stockend.

"Nein!" erklärte sie ehrlich. "Und ich hätte es recht häßlich von Ihnen gefunden, wenn Sie es getan hätten."

"Wahrhaftig?" sagte er, das Herz voll Jauchzen.

"Ach Gott, Baronesse —"

"Was seufzen Sie denn so herzbrechend, Herr Hauptmann?"

„Was ich feufzte? . . . O . . . ich wollte . . . ich wollte —“

„Was wollten Sie?“

„Ich wollte, Sie wären das „Mamsellchen“ noch!“ rief er feurig.

„Und was wäre dann?“

„Dann packte ich Sie in meinen Luftballon und flöge mit Ihnen davon, irgendwohin . . . recht, recht weit von hier.“

Sie glühte auf trotz des roten Schirmes, der sie bestrahlte, und das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. „Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch, Herr Hauptmann,“ wisperte sie dann, ohne ihn anzusehen.

„Fräulein Hilde, würden Sie sich sehr wehren?“ fragte er.

„Ich glaube: ja!“ antwortete sie schalkhaft. „Mir ist ein Fahrstuhl schon was Unheimliches.“

„Fräulein Hilde,“ murmelte er nach einer Pause, „wenn ich nun nächstens nach Jaspershagen käme . . . und . . . und —“

„Da würde sich Papa ganz bannig freuen,“ unterbrach sie ihn, ihre ins Unendliche wachsende Verlegenheit hinter dem Scherzwort verbergend.

„Und Sie selbst?“

„Ich?“

„Würden Sie mir endlich einen gewissen Apfel zuerkennen, der —“

„Sofort. Das heißt, wenn Sie Wort halten und mir die Hälfte abgeben,“ versuchte sie, ihm nochmals zu entchlüpfen.

Aber jetzt hatte er die richtige Wendung. „Und wenn nun dieser Apfel ein Leben, ein langes Menschenleben in Freud und Leid bedeutete — würden Sie ihn

dann auch noch mit mir teilen?“ forschte er voll verhaltener Glut.

„Sie können furchtbar hartnäckig fragen, Herr Hauptmann,“ sagte sie beklommen und sah ihn zum ersten Male wieder an dabei, nur einen Herzschlag lang. Aber dieser Blick war ein loser Verräter.

„Hilbe!“ rief er in überflutender Glückesfülle. „Willst du wirklich?“

„Mit tausend Freuden!“ sagte sie schlicht, aber innig und reichte ihm feuchtschimmernden Auges die Hand.

„Du siehst ja ganz spitzbübisch vergnügt aus, liebe Hilbe! Habt ihr euch wieder über „Damenlikör“ unterhalten?“ fragte der Baron, der bald nach diesem heimlichen Verspruch zurückgekommen war und jetzt prüfend seine Augen von einem zum anderen gehen ließ.

„Rein, Badding,“ lachte sie voll Übermut. „Davon war leider nicht die Rede. Aber Heinz Wimbach hat mir versprochen, uns in Bälde zu besuchen auf Wildenhorst.“

„Das freut mich aufrichtig, Herr Hauptmann,“ entgegnete artig Reidersberg, der verduht den Vornamen seines Gastes aus Hilbes Munde vernommen hatte.

„Auch wenn ich mit höchst ernsthaften Absichten über Ihre Schwelle trete, Herr Baron?“ fragte der Hauptmann in ruhiger Festigkeit.

„Aber Hilbe!“ rief der Baron nun völlig fassungslos. „Was bedeutet denn das? Ich dachte doch, du —“

„Bist du mir böse darüber, Papa?“ fragte sie weich und sah ihn mit ihrem zärtlichsten Kinderblick in die Augen.

„Du weißt wohl, daß ich dir nicht böse sein kann,“ sagte er, schmelzend unter diesen sonnigen Strahlen.

„Aber das kommt mir wirklich so ganz und gar unerwartet —.“

„Ach,“ sagte sie schalkhaft, „und dabei hast du doch immer gesagt, daß für mich einmal einer vom Himmel herunterfallen müßte, Badding!“

„Ja, das habe ich. Aber dabei doch an ganz wen anders gedacht.“

„Und ich immer nur an ihn,“ entgegnete sie, glücklich zu Wimbach aufschauend.

„Um . . . dann kommen Sie nur, lieber Hauptmann! . . . Wann dürfen wir Sie denn erwarten?“ fragte Reidersberg, von einem schlecht verhehlten Jubelruf Hilbes freudig bewegt.

„Darf ich nächsten Sonntag?“ fragte Wimbach stoßend.

„Aber gewiß. Bis dahin hat sie mich längst breit geschlagen. Denn wenn ich nicht „ja“ sage, wäre sie im stande, mit Ihnen im Luftballon davon zu gehen,“ lachte Reidersberg und rief den Kellner, um Sekt zu bestellen.





# Die Ameisenkönigin.

Neues aus dem Leben der Ameisen.

Von Hans Petersen.

Mit 7 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

**W**er hätte nicht schon an einem schönen Sommertage im Walde vor einem der wimmelnden Ameisenhaufen gestanden und staunend den Naturgesetzen nachgedenken, die all die vielen tausend kleinen Tierchen zwingen, mit dem gleichen Eifer die weißen Larven und Puppen ihrer Brut aus der Tiefe des Nestes in höhere Stagen zu tragen. Und dasselbe Wimmeln, nur von der Peripherie des Nestes nach der Tiefe zu, war zu beobachten, wenn sich der Himmel trübte.

Die Erkenntnis, daß die Ameisen jene erste Mühe aufwenden, um die Brut an die Sonne zu bringen, die andere dagegen, um sie vor dem drohenden Regen zu schützen, reicht weit zurück. Schon im Altertum haben Naturforscher dies geschäftige Treiben in den Ameisenkolonien beobachtet, und bei einigen griechischen Schriftstellern findet sich bereits die außerordentliche Fürsorge der Ameisen für das Wohlbefinden ihrer „Eier“ gerühmt.

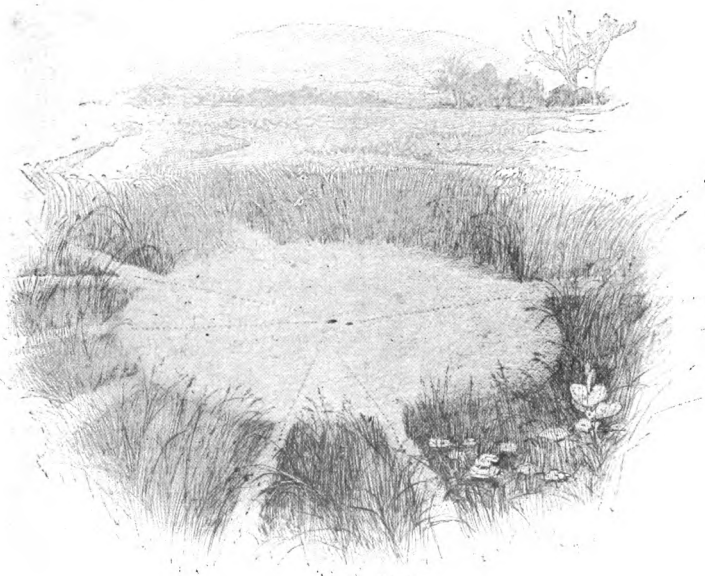
Aber auch schon damals führte die Beobachtung zu

einer Streitfrage. Einzelne Autoren behaupteten nämlich, daß der Gegenstand der gerühmten Fürsorge der Ameisen nicht ihre Eier wären, sondern Körner, die zu ihren Vorräten gehörten und die sie lüfteten, um sie vor Fäulnis zu schützen.

Es wird sich schwerlich je entscheiden lassen, ob dieser Streit auf einem Irrtum derjenigen beruhte, die das letztere behaupteten. Vielleicht kannten die Alten wirklich eine Ameisenart, die tatsächlich Getreidekörner in unterirdischen Vorratskammern aufspeicherte. Diese Möglichkeit müssen wir annehmen, seit Charles Darwin seinen Bericht über die „ackerbautreibende Ameise“ in Texas veröffentlicht hat. Auf Grund von jahrelangen Beobachtungen, die dort der Naturforscher Linscom angestellt hatte, berichtete Darwin an die Linnean Society in London über diese merkwürdige Ameisenart, welche in kunstvollen Anlagen unter einem kreisrunden Plage wohnt, den sie selbst mit einer bestimmten Sorte Korn bebaut. Um den Eingang zur Burg glätten die Kolonisten die Oberfläche in einem Kreise von acht bis zwölf Fuß im Durchmesser, so daß dieser Hof das Ansehen eines schönen Pflasters erhält. Rings im Kreise bauen sie das Korn an und pflegen dasselbe mit steter Sorgfalt, indem sie alle anderen Gräser und Kräuter abbeißen, die etwa dazwischen und in einer Entfernung von einem bis zwei Fuß außen um den Ackerkreis aussprossen. Auch lassen sie Raum für strahlenförmig angeordnete Durchgänge, wie dies unser nebenstehendes Bild verdeutlicht. Das gebaute Gras wächst auf das üppigste und gibt einen reichen Ertrag kleiner weißer, kieselharter Körner, die gewöhnlichem Reis sehr ähnlich sind. „Wenn das Korn reif ist,“ schreibt Darwin wörtlich, „wird es sorgfältig eingeerntet und von den Arbeitern mitsamt der Spreu in die Korn-



ammer getragen, wo es von der Spreu befreit und weggepakt wird. Die Spreu wird über die Grenzen des gepflasterten Hofes hinausgeworfen. Während anhaltenden Regenwetters kommt es vor, daß die Vorräte naß werden und der Gefahr ausgesetzt sind, zu



Hof der ackerbautreibenden Ameise in Texas.

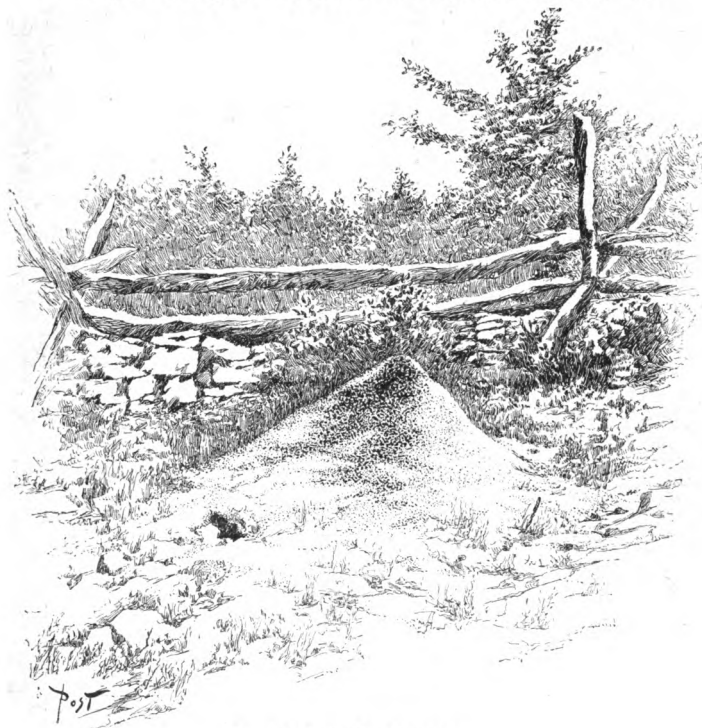
sprossen und zu verderben. In diesem Falle bringen die Ameisen am ersten schönen Tage das feuchte und beschädigte Korn heraus und setzen es der Sonne aus, bis es trocken ist, worauf sie alle gefunden Körner wieder zurücktragen und wegpacken.“

Die Forschung kennt jetzt bereits über tausend Arten von Ameisen, deren Lebensweise sehr verschieden ist,

und die doch alle zu derselben Insektenfamilie aus der Ordnung der „Hautflügler“ gehören, als welche sie eng verwandt mit den Bienen und Wespen sind. Gemeinsame Merkmale ihres Baues sind großer Kopf, kräftige vorstehende Oberkiefer, gekniete Fühler und seitlich zusammengedrückter Thorax, der durch einen mit ein bis zwei Knoten versehenen Stiel mit dem Hinterleib verbunden ist. Die Ameisen leben in Kolonien vereint, die sich zu gewissen Zeiten aus dreierlei Ständen zusammensetzen, den geflügelten Männchen, den bis zur Mutterchaft geflügelten Weibchen und den kleineren, stets ungeflügelten „Arbeitern“ (verkümmerten Weibchen). Bei verschiedenen Arten, namentlich des Auslandes, kommt noch eine zweite Form von Arbeitern mit stark vergrößertem Kopf und mächtigem Oberkiefer vor, die als „Soldaten“ von der gewöhnlichen Form unterschieden werden. Die Weibchen und die Arbeiter (genauer „Arbeiterinnen“) besitzen im Hinterleib eine Giftdrüse, deren Inhalt im wesentlichen aus Ameisensäure besteht und gegen den Gegner gespritzt wird. Den Menschen ist aber dieses Gift nicht gefährlich; der Geruch wirkt sogar erfrischend.

Fast alle Ameisenarten leben in Nestern, die aus vielfach gewundenen Gängen und Kammern bestehen, unter und über der Erde, in Baumstämmen u. s. w. angelegt und von der Nachkommenschaft einer einzigen weiblichen Ameise, der Ameisenkönigin, oder einiger weniger solcher Ameisen bevölkert werden. Von dieser Nachkommenschaft besteht die große Mehrzahl aus Arbeitern. Sie sind es, die wir an der Außenseite des Nestes und außerhalb desselben an der Arbeit sehen. Der Ausbau und die Erhaltung des Nestes ist ihr Geschäft. Ihnen fällt das Einholen der Nahrung für die Männchen und Weibchen und die heranwachsenden

Maden, Larven und Puppen zu, die sie auch füttern und pflegen, während die Königinnen unermüdlich dem Eierlegen obliegen. Arbeiter verrammeln Abends die



Meterhohes Waldameisennest.

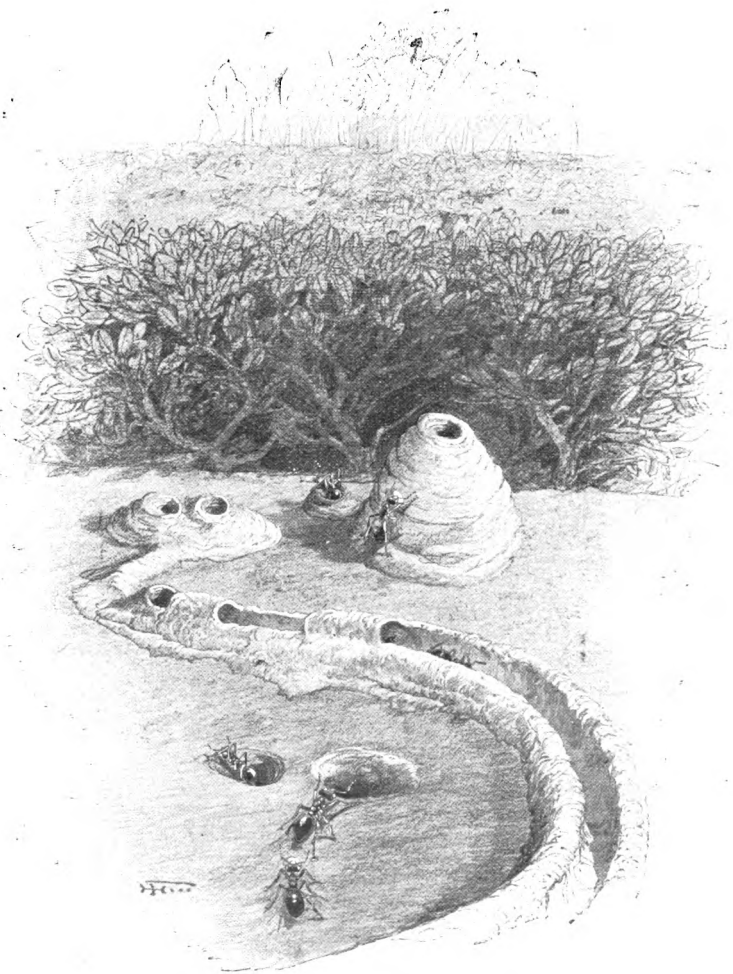
Zugänge des Nestes und öffnen dieselben am Morgen. Andere übernehmen die Bewachung der Zugänge während des Tages, indessen die Kameraden auf Nahrung ausziehen.

Wo zwei Formen von Arbeitern vorhanden sind, fällt den großköpfigen „Soldaten“ die Rolle der Führer

und Ordner auf den Streifzügen zu. Sie furagieren neben dem Zug der Arbeiter her und zerschroteten größere Beutestücke, um sie den kleineren Kameraden mundgerecht zu machen. Kehren die fleißigen Einsammler mit gefülltem Vormagen zurück, so füttern sie die Larven, die Männchen und Weibchen, indem sie ihnen ein Tröpfchen des im Vormagen bereiteten Zuckersaftes in den Mund flößen. Bei vielen Arten schleppen die Arbeiter auch mit großer Geschicklichkeit, und oft in Gruppen mit vereinten Kräften, lebende und tote Kerse, Käfer und Raupen ins Nest, die dann die Männchen und Weibchen und im Neste beschäftigten Arbeiter bis auf die harte Haut und Schale aufzehren.

Die Hauptnahrung der Ameisen besteht aber aus süßen Säften, welche die „Arbeiter“ Früchten und Blüten aller Art, aber auch Tieren, vornehmlich der Blattlaus (Aphnis) entnehmen, die aus den „Honigröhren“ ihres Hinterleibs den Nektar der Ameisen spendet. Daher sind die Ameisen immer hinter den Aphniden her. Sie streicheln und klopfen sie sanft mit den Fühlern, um die Absonderung des Saftes zu befördern. Doch nicht nur deshalb hat man die Blattläuse die „Milchkühe der Ameisen“ genannt; gewisse Ameisenarten entführen sogar diese Honigspender in ihre Nester, um sie wie Stallkühe auszunutzen. In heißen Ländern, wo es keine Blattläuse gibt, vertreten die ihnen verwandten kleinen Zikaden ihre Stelle.

Unsere Ameisen bedürfen im Winter keiner Nahrung, da sie dann in Erstarrung verfallen. In südlichen Ländern, wo dies nicht der Fall ist, tragen dagegen die Ameisen Wintervorräte in ihre Nester ein, wie wir es bereits bei den „ackerbautreibenden“ sahen. Je wärmer das Klima, um so früher fangen sie an zu sammeln und desto später im Herbst hören sie auf.



Bau neuer Kolonien der amerikanischen Wiesenameise.

Das Leben der Arbeitsameisen außerhalb des Nestes ist naturgemäß viel früher beobachtet und erforscht worden als das Leben der Ameisengemeinschaft im Nest selbst. Es gibt die verschiedensten Arten von Ameisennestern: Holznesten zum Beispiel, deren Gänge und Kammern in die Stämme kräftiger Bäume gehöhlt sind, und andere, die aus Holzspänchen an Bäumen durch einen klebrigen Stoff, den die Drüsenameisen beim Bauen absondern, aufgemauert werden; Erdnesten, die in die Erde gegraben und mit einem Erdbügel versehen oder unter einem schützenden Steine angelegt sind, und Nester von zusammengesetzter Bauart, wie die unserer Waldameise, die übrigens auch in Amerika weite Verbreitung hat.

Das Äußere der Ameisenhaufen im Walde, die oft eine Höhe von einem Meter und noch mehr erreichen, ist jedem Leser bekannt. Diese Nester bestehen aus Blattteilchen, Fichten- und Kiefernadeln, Harzkrümchen, Erdklümpchen, Holzstückchen und haben unter der Bodenfläche einen viel größeren Umfang als über der Erde. Das Innere dieser Nester enthält ein Gewirre von kreuz und quer laufenden und sich vereinigenden Gängen und kleinen Höhlungen, von welchen nach allen Seiten hin Haupt- und Nebenstraßen weit von dem Hügel weg führen, die durch das ununterbrochene Herbeischaffen weiterer Pflanzentrümmer förmlich geglättet sind. Zerstört man einen solchen Hügel, so kommen Tausende von Arbeitern in dichtem Gewimmel zum Vorschein, die entweder Puppen und Larven flüchten oder sogleich mit der Wiederherstellung des Baues beginnen. Auch die Nasenameisen führen vom Eingang ihres Nestes aus regelrechte Straßen nach verschiedenen Richtungen hin. In lockerem sandigen Boden sind die Wände zwischen den Gängen und Kammern weit dicker

als in festem Boden. Wird ein Nest überfüllt und in seiner Ausdehnung zu groß, so werden in der Nähe Tochterkolonien angelegt. In Amerika gibt es Ameisenarten, welche die Straßen, die von ihren Nestern ausstrahlen, mit einer Decke überwölben, zumal diejenigen,



Prinzessinnen der ackerbautreibenden Ameise spielen vorm Neste.

welche das Hauptnest mit den Tochterkolonien verbinden.

So verschieden aber auch die vielen Arten von Ameisennestern sind, alle sind sich darin gleich, daß sie das Leben der Königin und ihrer Brut vor unseren Augen verbergen. Die ersten wissenschaftlichen Werke über das merkwürdige Familienleben der so hoch be-

gabten Insekten entstanden vor hundert Jahren; die grundlegenden Schriften von Latreille und Huber erschienen 1802 und 1810. Der vergleichende Blick auf das Leben im Bienenstaat gestattete lehrreiche Schlüsse. Aber erst viel später hat der Schweizer Forel wirklich umfassende Studien den Ameisenestern und dem Leben in ihnen gewidmet, und auch Taschenberg, als er den Band „Insekten“ von Brehms „Illustriertem Tierleben“ bearbeitete, hat noch eingestehen müssen, daß die Art und Weise, wie eine Mutterkolonie gegründet wird, noch nicht völlig aufgehehlt sei.

Da kam der englische Naturforscher Sir John Lubbock auf die Idee, sich künstliche Ameisenester in Glas herstellen zu lassen und in diesen unter genauer Berücksichtigung der natürlichen Lebensbedürfnisse der Tierchen Ameisenkolonien künstlich heranzuzüchten. Lubbocks Buch „Ameisen, Bienen und Wespen“, das 1883 auch in deutscher Sprache erschien, war die Frucht dieser und ähnlicher Studien, die er den Bienen und Wespen widmete.

Als Schüler Lubbocks hat neuerdings der Amerikaner Mac Cook viele Ameisenarten von Nordamerika sowohl in der freien Natur wie in künstlichen Nestern beobachtet, und ihm hat die Wissenschaft jetzt auch eine besondere Abhandlung über die Ameisenkönigin zu danken, zu welcher die anschaulichen Abbildungen gehören, die wir unseren Lesern vorführen.

Die Bezeichnung „Ameisenkönigin“ ist der viel älteren Bezeichnung „Bienenkönigin“ nachgebildet, mit Bezug auf die Ähnlichkeit, die zwischen der Organisation eines Bienenstaates und dem eines Ameisenstaates besteht. Bei den wegen ihres Honigs von alters her geschätzten



und gezüchteten Bienen ist es bekanntlich das Schicksal jeder weiblichen Biene, die auf dem „Hochzeitszug“



Arbeiterinnen treiben Männchen und Weibchen zum Hochzeitsflug.

einmal von einem Männchen befruchtet ward, ihr Leben lang Tausende von Bienen hervorzubringen als Mutter eines großen Bienenvolkes. Weinahe das ganze Jahr

hindurch legt sie nur Eier, aus denen geschlechtslose Arbeitsbienen entstehen; diese fleißigen Arbeiterinnen haben Blütenhonig einzutragen, die Brut zu ernähren und Wachs zu bereiten für den Bau der Zellen und Waben. Nur im Frühjahr legt die Königin Eier für eine Anzahl männlicher und für einige wenige weibliche Bienen, von denen jede bestimmt ist, nach ihrem Hochzeitsflug im Mai gleich ihrer Mutter Gründerin und Königin eines neuen Bienenvolkes zu werden. Die Fortpflanzung des Geschlechts ist der Königin rastlos verfolgter Lebenszweck. Diesem Zweck dienen auch alle Hilfeleistungen der Arbeitsbienen. In Liebe und Anhänglichkeit sind sie ihrer Königin ergeben. Während diese unverdrossen von Zelle zu Zelle ein Ei nach dem anderen legt, ist sie immer von Arbeitsbienen begleitet, die ihr Nahrung reichen, sie mit den Fühlern streicheln, mit der Zunge belecken und ihr jede mögliche Aufmerksamkeit beweisen. Dagegen leben die Männchen (Drohnen) von Beginn an als Müßiggänger im Stock, wobei sie verzehren, was die Arbeitsbienen eintragen, so lange bis eine Prinzessin auschlüpft, welchen wichtigen Prozeß ein tutender Ton begleitet. Er ist das Signal für die Königin-Mutter zum Auszug. Mit einem großen Teil der Arbeitsbienen verläßt sie den Korb, um auszuschwärmen und einen neuen Stock, den der Bienenzüchter bereit gestellt hat, zu besiedeln. Auch jede der neugeborenen Prinzessinnen fliegt aus, jedoch begleitet von den Männchen. Die Männchen, die sich schon an den Tagen vorher im Fliegen übten, umschwärmen die Schöne, die ihrem dunklen Drang zum Hochzeitszug folgt. Eines von ihnen gewinnt die Umschwärmtete, die Paarung erfolgt und endigt mit dem Tode des Auswählten. Befruchtet für ihre ganze Lebenszeit, die vier, auch fünf Jahre währen kann, sind die neuen

Königinnen nun im stande, jährlich 50,000 bis 60,000 Eier zu legen. Die Erstgeborenen begründen das neue Geschlecht in neuen Stöcken, die jüngste ist Thronfolgerin in dem von ihrer Mutter verlassenen Stock. Hier haben sich auch die Männchen wieder eingestellt, die am Hochzeitsfluge vergeblich teilnahmen. Sie lassen sich weiter füttern, bis es dem fleißigen Nachwuchs an Arbeitsbienen im Bau zu eng wird, und der Tag der „Drohnen-schlacht“ naht, zu der sich die Arbeitsbienen zur Vernichtung der Müßiggänger verbünden. In Übermacht fallen sie über die faulen Drohnen her, wobei sie ihren Stachel gebrauchen, ohne daß dieser abbricht, was ihren Tod herbeiführen würde. Die Leichen werden hinausgeschafft. Die Natur, die bei der Hervorbringung der Männchen zur Sicherung der Fortpflanzung so verschwenderisch war, räumt mit ihnen auf, nun der Nachwuchs gedeiht.

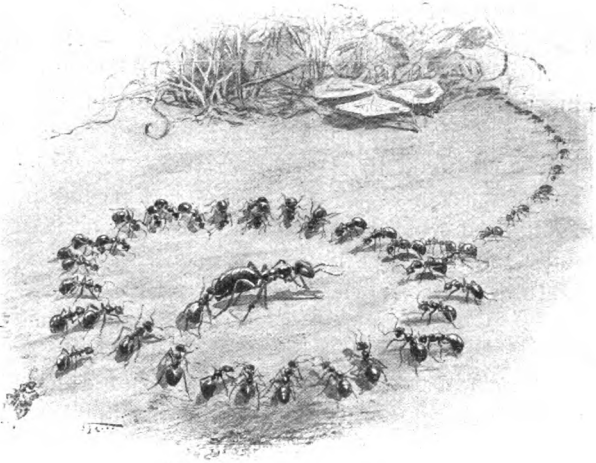
Ganz wie die Bienenkönigin bringt nun auch die Ameisenkönigin ein ganzes Volk hervor, von dessen Leben sie den Mittelpunkt bildet. Auch sie fliegt als Prinzessin aus zum Hochzeitsflug, und die eine Befruchtung setzt sie in Stand, ihr Leben lang — von den Pausen der winterlichen Erstarrung abgesehen — Tausende und Abertausende von Eiern zu legen. Bis in den August werden von ihr nur Eier für Arbeitsameisen gelegt, und erst dann bringt sie die größeren Eier hervor, aus welchen geflügelte Männchen und Weibchen entstehen.

Auf Grund der Beobachtungen an unseren heimischen Ameisenarten hat Taschenberg in Brehms „Tierleben“ von diesem Hochzeitsflug eine ungemein lebensvolle Schilderung gegeben. Zunächst wird es den Männchen, die zu Lufttieren geboren sind, in den unterirdischen Räumen zu eng, sie lustwandeln auf der Außenfläche des Haufens

umher, besteigen Gräser und andere Pflanzen in der nächsten Nachbarschaft und verraten große Unruhe. Zwischen ihnen erscheinen Arbeiter, fassen sie mit den Zangen und suchen sie in das Nest zurückzubringen. Diese Aufregung währt einige Tage, dann aber bietet sich dem Blicke des Beobachters ein überraschendes Schauspiel, eine Hochzeit der Ameisen dar. Nichts Menschliches gibt einen Begriff von dem wirbelnden Aufbrausen, von dem man nicht weiß, ob es Liebe, ob es Wut bedeute. Zwischen dem Volke wilder Brautpaare, welche von nichts zu wissen scheinen, irren Ungeflügelte umher und greifen besonders die an, welche sich am meisten verwickelt haben, beißen sie, zerren sie so stark, daß man meinen sollte, sie wollten sie vernichten. Das ist aber nicht ihre Absicht, sie wollen sie vielmehr zum Gehorsam, zu sich selbst zurückbringen. . . . Jetzt grenzt die Wildheit an Raserei: in taumelndem Wirbel erheben sich die Männchen, nach ihnen die Weibchen, und in wechselndem Auf- und Absteigen gelangen sie zu bedeutenden Höhen. Ein hoch gelegener Gegenstand, ein Baumgipfel, eine Turmspitze, ein Berggipfel dient dem Zuge gewissermaßen als Flugziel. Die Ameisenschwärme an einem schönen Augustnachmittage, besonders nach einigen Regentagen, die von gewissen Arten gebildet werden, haben bisweilen die Menschen in Furcht und Schrecken versetzt, namentlich dann, wenn die Schwärme einer größeren Landstrecke sich zu förmlichen Wolken vereinigt und die Spitzen der Kirchtürme als vermeintliche Rauchwölkchen umschwebt haben.

Auf die Frage: Wie sieht es während der Schwärmzeit im Neste aus und, was wird aus den Schwärmen? hatte Taschenberg vor 25 Jahren die folgende Antwort: Bei den schon einige Tage vor dem Schwärmen bemerkbaren Bemühungen der Arbeiter, unter dem ge-

flügelten Volke Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, gelingt es doch, ein oder das andere Weibchen und Männchen zurückzuhalten, welche sich in der nächsten Nähe des Nestes paaren. Eines oder einige solcher Weibchen sind es, die sie in das Nest zurückbringen, ihnen die Flügel abreißen, denselben alle Fürsorge er-



Ameisenkönigin im Kreis ihrer Leibgarde.

weisen, sie belecken, füttern und in gleicher Weise behandeln, wie es die Bienen mit ihrer Königin tun. Jede Stammutter sorgt nun durch Eierlegen für den Fortbestand des Nestes. Die Schwärmer gelangen entfernt vom Geburtsneste wieder auf die Erde, Tausende und Abertausende werden eine Beute anderer Kerse oder solcher Tiere höherer Ordnungen, welche Geschmack an ihnen finden, oder die Männchen sterben nach wenigen Tagen planlosen Umherirrens eines natürlichen Todes,

während die nicht verunglückten Weibchen Gründerinnen neuer Nester werden, sicher auf verschiedene Weise bei den verschiedenen Arten, auf welche aber, ist bisher noch bei keiner durch unmittelbare Beobachtung festgestellt worden.

Mac Cool, der in Texas die „ackerbautreibende Ameise“ sehr genau beobachtete, stellte fest, daß bei dieser Art die neugeborenen Prinzessinnen in der Zeit ihres Heranreifens bis zum Hochzeitsflug bei schönem Wetter oft aus dem Neste hervortriechen und es sich in der Nähe des Eingangs im Sonnenschein wohl sein lassen. Sie spreizen ihre Flügel, recken ihre Glieder, schwingen sich auf Grashalme, kurz, treiben allerlei Vorübungen für den Hochzeitsflug. Auch die jungen männlichen Flügelträger kommen hervor, mischen sich unter die Prinzessinnen und spielen harmlos mit ihnen.

Ganz anders als Taschenberg stellt Mac Cool das Verhalten der „Arbeiterinnen“ des Nestes dar, wenn die Stunde des Ausflugs naht. Während Taschenberg annahm, die Arbeiterinnen würden unwillig über das Ausbrechen und Ausschwärmen der Männchen und Weibchen und wären bemüht, sie daran gewaltsam zu hindern, ist es nach Mac Cool ihr Bestreben, dieselben zum Aufbruch zu nötigen. Wie die Abbildung auf Seite 157 zeigt, sind währenddessen andere Arbeiterinnen am Werk, Blätter zu pflücken und heranzuschleppen, um nach dem Aufbruch der Geflügelten die Eingänge des Nestes damit zu verschließen. Daß die Männchen nach dem Hochzeitsfluge sterben müssen, auch wenn sie der Verfolgung durch andere Insekten entgehen, beruht auf ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu ernähren. Ihre Kiefern sind zu schwach dazu.

Die befruchtete Königin, die nicht den Weg in ein



Einbringen einer flüchtigen Königin.

Nest findet, dessen Bewohner sie freudig aufnehmen, sucht sich auf dem Terrain, auf das sie niederfiel, einen geeigneten Platz zur Anlage eines Nestes. Zunächst

entkleidet sie sich ihrer Flügel, die ihr für die weitere Lebensaufgabe im Nest ja doch nur hinderlich wären. Durch Reiben und Stoßen entfernt sie dieselben. Dann kriecht sie in eine kleine Erdspalte oder eine Falte in der Rinde eines Baumes und legt hier einige Eier, die sich zu Arbeitern entwickeln. Dann geht sie selbst auf Nahrung aus und bringt Honigsaft heim zur Fütterung ihrer Brut, sorgt für Reinlichkeit im Nest und beginnt den Ausbau desselben. Sobald die ersten Nestlinge entwickelt sind, beginnen sie unter Anleitung der Mutter dieser in all den genannten Geschäften zu helfen. Die Familie wächst, und so müssen es die Räume auch. Bei der anhaltenden Fruchtbarkeit der Königin würde der vorhandene Raum für das neue Geschlecht oft nicht ausreichen, wenn die vielen Feinde der Ameisen nicht gleichzeitig für ihre Verminderung sorgten. An keinem Tage kommt die Zahl vollständig wieder heim, die am Morgen auf Nahrung und zum Furagieren auszog. Je mehr Verluste aber der Haufe erleidet, um so eifriger wird die Königin in ihrem Trieb, für Ersatz zu sorgen. Sie lebt bald nur noch der Mutterchaft, alle anderen Arbeiten überläßt sie den Arbeitern. Dabei ist sie immer von einem Hofstaat umgeben. Diese Leibgardisten begleiten sie überallhin, und sobald ein neues Ei gelegt ist, nehmen einige aus der Schar es auf und bringen es in die Kammer, die der Aufzucht der Larven und Puppen dient. In jeder Beziehung zeigen sie sich der Königin dienstbar und aufmerksam. Ihre gute Verpflegung wird durch sie streng geregelt. Zugleich aber bewachen sie sie streng, und ihr Leben inmitten des Hofstaates ist eigentlich eine glänzende Gefangenschaft.

In den künstlichen Nestern Lubbocks ist dieses Verhältnis aufs schärfste beobachtet worden. Hat die



Königin einmal das Verlangen, einen Weg einzuschlagen, der der Leibgarde nicht behagt, nähern sich ihr sofort einige aus dem Kreis, die ihr mit sanftem Nachdruck durch Stupfen mit den Fühlern und Zupfen an den Weinen beibringen, wohin sie ihre Pflicht ruft. Oft geht das nicht ohne Widerstand, denn die Königin ist mehrfach so groß und stärker wie eine Arbeitsameise; aber die Leibgarde gewinnt schließlich immer.

In einem der künstlichen Ameisennester Mac Cooks gelang es einmal der Königin, ihren Wächtern zu entfliehen. Sie gewann den Ausgang und konnte sich eine Weile ihrer Freiheit freuen. Doch gar bald holte die Leibgarde sie ein. Alle Höflichkeit beiseite lassend, faßten die Zornigen die Entflohene. Vergeblich setzte sie sich zur Wehr. Bei den Fühlern gepackt, wurde sie zum Neste zurückgezogen. Den letzten Akt dieser Szene zeigt unsere Abbildung auf Seite 163.

Ein beneidenswertes Leben führt die Ameisenkönigin in dem von ihr gegründeten Staate also nicht. Wohl steht sie an der Spitze ihres Volkes, aber ihr Volk beherrscht sie. Wohl wird sie gepflegt und gehegt von ihrem Hofstaat, aber dieser regelt ihr Tun und Lassen nach den Interessen der Gesamtheit und den Gesetzen eines demokratischen Gemeinwesens.

Ein Vorrecht aber hat die Ameisenkönigin vor ihrem Volke, das der Langlebigkeit. Lubbock züchtete in einem seiner künstlichen Nester eine Königin, die fünfzehn Jahre alt wurde. So alt werden freilich im Freien die wenigsten, aber alle doch viel älter als die Arbeiter, von denen wenige das erste Jahr überleben. Das dankt die Königin der sicheren Gut, in der sie im Neste lebt.

Während ist das Bild von der Trauer der Leib-

garde um ihre gestorbene Königin, das Mac Cook, entwirft. Die tote Königin lag inmitten der größten Kammer des künstlichen Nestes. Ihre Leibwächter umgaben sie rings und brachten ihre Gefühle zu lebhaftem Ausdruck. Durch Streicheln und zärtliches Zupfen suchten sie die Tote aus dem vermeintlichen Schlafe zu wecken. Doch keine Antwort erfolgte. Die Mutter ihres Volkes war tot.





## Erkenne dich selbst!

Aus dem Seelenleben einer Frau.

Von Anna Vogel v. Spielberg.



(Nachdruck verboten.)

**S**ie hatte ihn gesehen, heute, nach langer, langer Zeit, und nichts in ihrer Seele, kein Überraschungsfurcht und keine Wiedersehensfreude, kein Beben und kein Bangen hatte sie daran gemahnt, daß er es war, den sie einst geliebt. So ruhig, als wäre er ein völlig Fremder, hatte sie ihn begrüßt, als er nach halbjähriger Abwesenheit wieder gekommen war, sie zu besuchen. Doch nein! Nicht sie, sondern ihren Gatten, seinen Freund!

Den ganzen Abend war er geblieben. Den ganzen Abend hatte sie ihm gegenüber gesessen und nicht ohne Teilnahme, doch meist schweigend dem Gespräche gelauscht, in welches sich die beiden Gelehrten bald nach dem ersten Hin und Her über die Reise vertieften.

Er war endlich wieder gegangen. Sie aber blieb noch und versuchte, den Gatten in eine Unterhaltung zu ziehen; der aber, von dem langen Gespräche mit dem Freunde ermüdet, zeigte keine Lust, auf ihr Geplauder einzugehen. Anfangs schweigend und zerstreut, sagte

er später ein paar entschieden unliebenswürdige, wenn auch nicht bösgemeinte Worte, dann kühl: „Gute Nacht!“ und ging nach seinem Schlafzimmer.

Verlezt zog auch sie sich zurück. Nun stand sie da in ihrem Erkerfenster und blickte umflorten Auges in den öffentlichen Park hinab.

Soeben tauchte groß, in rötlichgoldenem Scheine der Vollmond am Horizont auf, und wundersam, geheimnißvoll rauschten die dichtbelaubten Bäume in der leichtbewegten Sommernachtluft. Ein süßes Gemisch von Jasmin- und Rosenduft zog durch das offene Fenster herein, umkostete schmeichelnd die bleichen Wangen der jungen Frau und verwob sich mit dem feinen Duft ihrer dunklen Haare. Sie aber nahm nichts wahr. Sie dachte an Menschenglück und Liebeseligkeit und mußte darüber bitter lächeln. Sie wußte ja, daß nichts so kurz sei als das Glück, nichts kürzer als das Liebesglück, am kürzesten eines Mannes Liebe.

Hatte sie diese schmerzliche Erfahrung nicht schon gemacht — zweimal gemacht? Hatte jener Mann, dem sie nun unlöslich verbunden war, nicht schon lange aufgehört, in ihr sein Herzensglück zu sehen? Und jener andere, der einst so unabsichtlich und unwissentlich in ihr Geschick hineingespielt, ihr ganzes Denken und Empfinden an sich gerissen hatte, war nicht auch er, der sie mit stummer Glut geliebt, mit seiner Liebe längst zu Ende?

O Liebe! Vielbesungene Liebe, die ewig wahren soll, wie es die Dichter so schön lügen! Was bleibt von dir zurück als ein zerrissenes Herz!

O daß sie niemals, niemals Frau geworden wäre! Daß sie ein kaltes, leeres Herz besessen hätte, nicht eines, welches sich nach heißer Liebe sehnte und nach heiterem Glücke dürstete! War sie als Mädchen deshalb so

übermütig gewesen, weil ihre späteren Jahre in bitterem Weh vergehen sollten? Mußten dem heiteren, anmutsvollen Mädchen deshalb alle Herzen zufliegen, weil sie als Frau das einzige Herz, nach dem sie verlangte, verlieren sollte?

Er war ein stolzer, ernster Mann gewesen und hätte, dem Alter nach, beinahe ihr Vater sein können, ihr aber hatte er sich in grenzenloser Liebe unterworfen. Und jetzt, nach kaum fünf Jahren, war sie ihm nichts als eine Last, ein Gegenstand der Abneigung!

War dieses Bewußtsein nicht erhebend? Konnte sie nicht stolz sein darauf, daß sie mit jenem Übermaß der Liebe, das er ihr entgegengebracht, so bald fertig geworden war? Wie hatte sie es denn nur angefangen, woher die Kunst gelernt, sich Herzen zu erobern, um sie so rasch wieder zu verlieren?

Sie sann und grübelte in dumpfer Bitterkeit und kam mit gleich bitterem Weh nur zu der Meinung, daß sie ein Opfer wäre, doch nicht ein schuldigtes. Nein, sie trug keine Schuld! Sie hatte sich nur, tief gekränkt und tief erbittert über des Gatten Rücksichtslosigkeit, von ihm gewendet, und seine Sache wäre es gewesen, sie, die so maßlos Gedemütigte, die er in seiner Ungerechtigkeit für eine Unterlassungssünde der Natur büßen ließ, wieder aufzurichten und zu versöhnen. Statt dessen aber schien er zu erwarten, daß sie, die Beleidigte, ihn, den Beleidiger, noch demutsvoll um Verzeihung bitte für die Torheit, daß sie die ganze Sache so ernst, so tragisch aufgefaßt. . . . Ha, ha, das war zu köstlich! —

Arme Frau! Bekehrst du dich noch immer nicht zur Einsicht, daß du allein im Unrecht bist?

Sie war ein Weib mit gleich viel Gemüt und einem sehnsuchtsvollen Herzen, doch auch im Bann einer ge-

wissen Eitelkeit, beherrscht von dem kindischen Verlangen so vieler Frauen, stets geschmeichelt und vermöhnt zu werden, von allem verschont zu bleiben, was den heiteren Gleichmut der Seele stören könnte. Aufgewachsen und erzogen in den engen Grenzen bürgerlicher Mädchenbildung, konventioneller Gesellschaftsregeln, war sie befangen von dem bösen Wahne unverständiger Frauen, die Frau als „Meisterstück der Schöpfung“ müsse dem Manne immerdar ein Gegenstand abgöttischer Verehrung sein. Sie hatte als ein interessantes, geistvolles Mädchen gegolten und war viel umworben worden. Ihre gesellschaftlichen Erfolge hatten ihr Selbstgefühl ins Maßlose gesteigert. Sie wähnte, ein vollkommenes Geschöpf zu sein — innerlich sowohl als äußerlich. Das aber war nicht der Fall. Zwar ließ sich im Hinblick auf ihre seelischen Eigenschaften — bei ihren zwei- undzwanzig Jahren — noch „etwas aus ihr machen“, der Ernst der Ehe mußte ihre heitere Oberflächlichkeit, sowie die eitle Anmaßung und ungebundene Vergnügungslust herabstimmen, doch ihre Erscheinung durfte keinen und konnte nie Anspruch auf wirkliche Schönheit machen. Was sie schön machte, kam aus ihrem Innern. Das war die anmutsvolle Heiterkeit, das silberne Lachen und der lebhaft, witzig schillernde Geist. Damit blendete, bezauberte sie — mehr vielleicht, als oft eine Schönheit bezaubern kann. Ihr ging's — um nur ein Beispiel anzuführen — wie es selbst einem Goethe ergangen: die Anerkennung seines dichterischen Genies ließ ihn gleichgültig, doch seine stümperhaften Zeichnungen wollte er als Meisterwerke anerkannt, bewundert wissen. Sie glaubte schön zu sein und verbarg das nicht. Alle Vorzüge, die sie in Wahrheit besaß, hatte sie — ohne sich darüber verletzt zu fühlen — bestreiten lassen, doch wehe dem, der es gewagt hätte, was sie

bloß in der Einbildung besaß, zu bezweifeln: die Schönheit!

Ihr Gatte hingegen war ein Mann voll stolzer, rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Wie jeder Mann von Bildung und Geschmack, stellte er hohe Anforderungen an die Frau, die er gewählt. Streng und unerbittlich gegen sich selbst, forderte er auch von anderen gleiche Selbsterkenntnis, gleiche Selbstbeherrschung. So blieb er, obschon gelassen und kühl in seinem Wesen, unnachsichtlich gegen alle so oft Nachsicht heischenden Schwächen der Frauen. Und sollte er die seine auch erst für sich erziehen müssen, frei mußte sie werden von aller Kleinlichkeit in ihrem Denken und Empfinden, von aller Lächerlichkeit in ihrem Gebaren! Er war, wenn der Ästhetiker in ihm zu Worte kam, als solcher viel zu gewissenhaft, als daß er — bei aller Parteilichkeit für seine Frau — ihr, wenn auch keineswegs häßliches Gesicht schön oder auch nur wirklich hübsch finden konnte. Als Ästhetiker hätte er sie auch entschieden schöner gewünscht. Doch nicht geschaffen, Unabänderliches zu beklagen und törichten Wünschen nachzuhängen, gab er sich damit zufrieden, wie sie war. Nur als er entdeckte, daß sie ihre vermeintliche Schönheit insgeheim noch zu erhöhen strebte durch Schminke, Augenbrauen- und Haarfärbemittel, durch Brenneisen und dergleichen, wurde er böse. In aller Entschiedenheit verbot er ihr derartigen Unfug. In grausam trockener Wahrheitsliebe setzte er, allerdings nicht ohne Übertreibung, weil eben bestrebt, ihr das Lächerliche und Sinnlose ihrer Bemühungen recht zu Gemüte zu führen, hinzu, daß sie, ohnedies nicht schön, durch solch aufdringliches „Schönseinswollen“, ganz abgesehen von der Schädlichkeit einiger dieser Verschönerungsmittel, sich nur zu einer — Karikatur mache.

„Ohnedies nicht schön!“ rief sie mit heiterem Spotte. „Warst du auch dieser schmeichelhaften Ansicht, als du um mich warbst?“

„Gewiß!“ sagte er ehrlich. „Schön, in des Wortes wahren Sinne, habe ich dich nicht gefunden, selbst in den Zeiten meiner närrischsten Verliebtheit nicht.“

„Warum hast du mich dann zu deiner Frau gemacht?“ fragte sie mit ungläubigem Staunen.

„Weil ich dich liebte.“

„Und liebst du mich noch?“

„Ja.“

„Warum aber?“

„Warum, mein Kind? Als ich einst einer Frau, durch ihre göttergleiche Schönheit hingerissen, meine Liebe gestand, fragte auch sie: „Warum lieben Sie mich?“ — „Weil Sie so hinreißend schön und so bezaubernd kokett sind!“ — „Sonst nichts?“ fragte sie enttäuscht. „Sonst nichts!“ war meine überzeugungsvolle, ungeschminkte Antwort. Ich liebte ja nicht sie, sondern nur ihre Schönheit, die aber wurde kurz darauf von den Blattern zerstört und — ich dachte nicht mehr an sie. . . . In dir aber liebe ich dich, nur dich! Nicht deine Schönheit, denn du bist nicht schön. Und wenn dein Gesicht auch noch weniger hübsch werden sollte, lieben würde ich dich dennoch. Gib dich damit zufrieden, kleine Törrin, und zwinge mich nicht in alberner Eitelkeit, dich zu belügen. Ich hätte früher allerdings nicht gedacht, daß ich, der „Schönheitsnarr“, eine „Nichtschönheit“ heiraten würde; aber da ich es getan, ist's gut so. Ich gäbe dich auch nicht für alle Schönheiten hin. Laß dir's daher genügen, daß du mehr bist als schön, daß du liebenswert bist, und wünsche auch nicht länger, schön genannt zu sein, da du geliebt wirst.“

Anfangs gab sie sich damit zufrieden, denn stolzer



schien ihr der Triumph, trotz ihres Nichtschönseins den großen Schönheitschwärmer erobert zu haben. Aber mit der Zeit genügte ihr dies noch nicht. Der Wert der Frau besteht in Züchtigkeit und Schönheit. Beide sollen bewahrt, behütet werden. Marie unterschätzte nun die erstere keineswegs, doch, ohne daß sie sich dessen klar bewußt gewesen wäre, stand ihr die letztere höher. So machte der nur leise eingeschlummerte Glaube an ihre Schönheit bald wieder auf, wurde mächtiger als je und noch verstärkt durch den törichten Wahn, der Gatte wollte sie nicht schön nennen, um ihrer Eitelkeit nicht neue Nahrung zu geben. Daß sie eitel wäre, leugnete sie sich gar nicht ab. Sie hielt dies bei einer Frau von Geschmack für begründet, ja für notwendig.

Kein Zweifel! Er wollte sie nur nicht schön nennen! Nun aber verlangte sie leidenschaftlich, zu erfahren, daß er sie schön finde. So oft sich die Gelegenheit ergab, forschte sie vorsichtig nach seinen wahren Gedanken. Doch immer war der Sinn seiner Rede: „Nein, du bist nicht schön!“

Und als sie einmal, von Ungeduld erfaßt, alle Vorsicht und Selbstbeherrschung vergaß und ihr heftiges Verlangen in ebenso heftiger Weise äußerte, da wurde er gewahr, daß er zu lange, allzu lange Geduld und Nachsicht gehabt. So mochte sie endlich die volle Wahrheit hören, um von ihrer „fixen Idee“ geheilt zu werden. Er dachte gut von ihr. Er hielt sie für stark genug, die Wahrheit zu ertragen, und war im Innern überzeugt, daß ihre Liebe stärker sei als ihre Eitelkeit. Wenn nicht, wenn er sich in ihr täuschte, dann, allerdings, dann war sie nicht wert, daß er sie liebte.

Und so setzte er ihr in aller Ruhe, doch mit der schonungslosen Offenheit des unbefangenen Kritikers auseinander, warum sie, im ästhetischen Sinne, nicht

schön sei. Vor allem ihre Nase — zwar griechisch, doch unten zu breit; der kleine Mund zu wenig zart geschweift; die Wangen zu schmal; die Stirne zu steil; der Teint zu unrein und mit kleinen Sommersprossen; die Augen, zwar schön in ihrem feurigen Glanz und ihrem beredten Ausdruck, doch mißfarbig, nicht braun, nicht grau, nicht grün, ein sonderbares Gemisch dieser drei Farben; und auch das dicke braune Haar von zu wenig Glanz und Weichheit, um schön genannt zu werden. Die Hände, weiß, klein und zart, doch zu mager und ohne edle Form.

Nein! Schön — das sei sie nicht! Durch ihr Gesicht und ihre Gestalt konnte sie nicht blenden, dazu bedurfte es erst ihres Frohsinns, ihres Benehmens, und diese Eigenschaften konnten ja in der That auch alle ihre Schönheitsmängel vergessen lassen!

Das alles war trotz des gewiß versöhnenden Zusatzes so hart, so bitter, wie es nur die Wahrheit sein kann.

Sie hatte ihm mit bangem Staunen gelauscht und seinen Worten — nicht geglaubt. Er übertrieb so gerne, um sie zu necken, sich an ihrem Ärger zu weiden, oder auch, wenn es sich darum handelte, ihr irgend etwas, das er nicht billigte, recht verwerflich erscheinen zu lassen. Auf solche Art hatte er sie schon von mehr als einer Torheit abgehalten, von mehr als einer kleinen Unart geheilt. Gewiß! Er hatte wieder einmal so recht von Herzen übertrieben, um sie für ihre Neugierde zu strafen! Es mochte ja das eine oder das andere an ihr nicht vollkommen sein — aber, du lieber Himmel, da konnte er auch lange suchen, bis er auf eine „Vollkommenheit“ käme! Nein, so viele Fehler, so abscheuliche Fehler habe sie nicht, könne sie nicht haben! Dann wäre sie ja geradezu eine Vogelscheuche! — Man denke

nur, sie, die einst so Vielumworbene, eine Vogelscheuche! Lächerlich! Hatte sie von früheren Anbetern nicht hundertmal hören müssen, daß ihr Gesicht von klassischem Schnitte sei, daß ihre Augen, wahre Nixenaugen, jedermann rettungslos betörten, und daß ihr die paar Sommersprossen geradezu entzückend ständen! Und er, der Schönheitschwärmer, machte sie zu einer Vogelscheuche! Das war zum Totlachen.

Damit beschwichtigte sie sich — für heute. Aber seine Kritik beschäftigte von nun ab rastlos ihren Geist. Sie wollte prüfen, ob er wirklich ein verlässlicher Kritiker wäre.

Und sie begann zu prüfen.

Sie forschte unermüdlich im Spiegel, sie verglich sich in Gesellschaft mit anderen Frauen, mit anerkannt schönen Frauen, so lange, bis sie sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß ihr Gatte im Rechte sei.

Nicht schön! Nicht schön!

Das aber war das Bitterste für sie, das Bitterste für jedes Weib, das liebt und dem geliebten Manne gefallen will. Und das war ihr versagt! Viel bitterer, viel härter, viel erbarmungsloser traf es sie, als selbst Mißhandlungen sie hätten treffen können. Ihr Herz erlitt den Todesstoß bei der Erkenntnis, daß sie nicht im stande sei, Gefallen zu erregen, dem geliebten Manne durch ihren bloßen Anblick Genuß zu bereiten.

Soll aber nicht der Liebe Auge blind sein gegen alle Schönheitsmängel im Antlitz der Geliebten? Und macht die Liebe, die sie beseelt, nicht ihr Angesicht durchgeistigt, sie zu einem idealen Schönheitsbilde? Sehen müssen, wie der feine Ästhetiker im stillen stets Vergleiche anstellte zwischen ihr und Frauen, die bewunderte Schönheiten waren, und dann in seinen Augen lesen zu müssen: „Schade, jammerschade, daß du nicht

schön bist wie diese hier!" — Arme, verblendete Frau! Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ihr Gatte Wichtigeres zu denken, Besseres zu tun hatte, als derlei müßige Gedanken und Vergleiche anzustellen. Sie aber redete sich das immer wieder ein, verlor das Selbstbewußtsein und den inneren Halt, erfüllt von einer jammervollen Überzeugung, er liebe sie nicht, könne sie nicht lieben, und nur er mochte wissen, wie schwer ihm — dem Schönheitsdurstigen — täglich und stündlich der Anblick seiner „unschönen“ Frau falle, wenn er auch Großmut und Selbstverleugnung genug besaß, um ihr das zu verbergen.

Sie weinte tage-, wochenlang, weinte viele bittere Tränen — im Verborgenen, aber oft auch vor ihm. Sie fühlte sich so hilflos in ihrem Jammer, daß sie ihn nicht verbergen konnte, und darüber wieder so zerwühlt von Scham, daß sie sich am liebsten in tiefste Einsamkeit geflüchtet hätte.

Ihm wurde das unangenehm. Er fand es zwar sehr begreiflich, daß sie für ihn schön sein wollte, er hätte es sogar begreiflich gefunden, wenn sie es auch für die Welt hätte sein wollen, allein daß dies ihre größte Sorge war, diese Beschränktheit ihrer Auffassung der Liebe ärgerte ihn. Konnte sie ihm dieselbe durch nichts anderes beweisen, als nur durch ihr „für ihn schön sein wollen“? Warum nicht lieber durch die Frage: „Bist du mit mir als Hausfrau und Lebensgefährtin zufrieden? Wenn nicht, was muß ich tun, um dich zufrieden zu machen?“ — Daß es sie mit Stolz erfüllte, die Gattin eines Gelehrten, eines namhaften Hochschulprofessors zu sein, das zu verbergen gab sie sich keine Mühe, aber durfte sie deshalb nie den Gedanken aufkommen lassen, daß ein Mann in solcher Stellung auch Sorgen — schwere Sorgen jeder Art — haben könne?

Wußte sie nicht, daß Gattenliebe durch mehr als bloßes Gefallen erhalten und genährt werden müsse? War es ihr unbekannt, daß jeder Mann, gäbe er sich auch noch so stolz, oft Stunden arger Niedergeschlagenheit, bösen Zweifels an sich selbst hat und daß da keines Freundes Zuspruch so heilsam ist wie der Trost aus Frauenmund? Und hatte sie ihn je gebeten: „Sag, was dich kummert; ich will dich trösten, wenn ich dir schon nicht helfen kann?“ — Nichts von alledem! Stets nur dieselbe langweilige, läppische Frage, stets nur dasselbe törichte Verlangen, gelobt, verwöhnt, bewundert zu werden. Das mußte ihn endlich erbittern.

Und es erbitterte ihn immer mehr. Das Haus, die Gattin wurden ihm verleidet. Ermüdet und abgESPANNT von schwerer Geistesarbeit, gedrückt von Sorgen aller Art, fühlte er sich bald nur wohl, wenn seine gesellschaftlichen Beziehungen ihn mit Frauen zusammenführten, die nicht bloß schöner, sondern auch liebenswürdiger waren als die seine, und — wie er bemerken mußte — auch liebenswerter!

Das blieb ihr nicht lange verborgen. Krank im Gemüte lebte Marie dahin in tiefster, trostloser Vereinsamung — sich selbst zur Last.

Da hatte ihr nun — nach Jahren — das Schicksal einen Mann aufs neue entgegengeführt, des Gatten Freund, den sie einst als Mädchen angeschwärmt und von dem die Sage ging, er habe auffallende Erfolge bei den Frauen.

Und dieser Mann, bedeutend jünger als ihr Gatte, ließ sie abermals zu dem verhängnisvollen Wahne kommen, sie wäre schön. Das hatten ihr, seit sie vermählt, viele Schmeichler schon gesagt, nur der nicht, von dem sie es einzig und allein hatte hören wollen. Jene

anderen aber — was waren das für Männer gewesen? Phrasenhelden! Allein dieser da, des Gatten Freund, ernst und gemessen, war nichts weniger als ein Mann banaler Galanterie und konventioneller Lügen. Daher erschien ihr sein Urtheil über sie glaubwürdig. Als sie zum ersten Male aus seinem Munde gehört: „Sie sind in der That eine schöne Frau!“ — da war es ihr beinahe zum Weinen gewesen vor tiefer, freudiger Bewegung. Er fand sie also schön! Schön trotz all dem stillen Elend, das sie durchlebt und dessen Spuren auf ihrem Antlitz sichtbar waren, jener gleichsam versteinerte Ausdruck tiefster Kränkung, herbsten Grames!

Er fand sie nicht nur schön, er liebte sie auch — stumm, aber sehnsuchtskrank. So oft ihr Blick den seinen traf, erkannte sie darin ein Etwas, welches besagte, daß dieser kalte, blasierte Mann sich stumm und still verzehrte in einer unbezähmbaren Leidenschaft, einem Etwas, das besagte, daß jetzt so manches, das ihm früher wichtig war, für ihn an Wert verloren habe, weil sie, nur sie allein all seine Sinne und Gedanken beschäftige. Das irre Feuer seines sonst stahlharten Blickes, das sprach von einer Seele, in die Verstörung eingezogen war und — Zerstörungslust.

Unglücklich und haltlos, wie jede von ihrem Gatten vernachlässigte Frau, erfüllte sie diese stumme Liebe anfangs mit einer Art wehmütiger Genugthuung und trostreicher Zuversicht, doch später empfand sie keinen anderen als den wilden Wunsch, von diesem seltsamen Mann offenkundig geliebt zu werden.

Endlich aber kam die Zeit, wo sie es nicht mehr wagte, sich zu belügen, wo sie sich voll Scham und Schrecken eingestand, daß, wenn er spräche, sie ihm willen- und bestimmungslos verfallen wäre.

In düsterer, gramerfüllter Einsamkeit raunte ihr

beständig etwas zu: Sei keine Törin! Lebe, solange du jung bist! Leben aber heißt lieben und genießen. . . . Dein Mann genießt auch. Er genießt das Leben ohne dich und ohne Gewissensbisse. Er läßt sich's wohl sein, dein Gemahl, wohl in dem Bewußtsein, er sei ein Mann und diesem alles erlaubt, du aber Frau, und dieser sei nichts erlaubt, nicht einmal das Recht zu klagen, daß du von ihm vernachlässigt und verschmäht bist. Und du — du lässest deiner lachen, als der hintangesetzten, der verschmähten Frau!

Frau sein! Weißt du, was das heißt? Das heißt das elendeste aller Lebewesen sein und um so elender, je gewissenhafter sie ist. Denn dann ist sie geboren und geschaffen nur zum Leiden und zum Entsagen — entkleidet aller Rechte, gezwungen zu allen Pflichten! Siehst du es nicht an dir? Und du empörst dich nicht? Das ist nicht Jugend — das ist Feigheit! Zeig, daß du Mut hast — Mut und Kraft! Nicht nur zum Leiden — den hast du bewiesen — auch Mut zur Tat. Hast du denn das Recht, den anderen, der nicht schlechter und geringer ist als dein Mann, der dich verschmäht — hast du das Recht, ihn elend zu machen? — —

Sie blickten beide oft fast, wie der Wahnsinn blickt — verstört, zerfahren, überreizt von quälenden Gedanken. Und beiden war es oft, als fühlten sie das Nahen jenes Furchtbaren, das Menschengestalt vernichtet bis auf den Grund.

Einmal, als er von ihr ging, da blieb sie auf dem Divan sitzen und sah ihm nach mit einem dunklen Blicke. Doch als die Thür hinter ihm ins Schloß fiel, da riß sie eine unsichtbare Hand empor und zerrte sie hinaus — ihm nach! Im dritten Zimmer holte sie ihn ein, als er soeben die Vorzimmertür öffnen wollte. Mit krampfhaftem Drucke legte sie die Hand auf seinen

Arm und sah ihn an mit flammendem, wenn auch unausgesprochenem Gebieten: „Sprich! Dir gebührt's, zu sprechen!“

Ihm war es, als träfe ihn ein Schlag aufs Herz, der seinen ganzen Körper erschütterte. Doch bald gefaßt, fragte er — ruhig, wie er meinte, in Wahrheit aber bebte seine Stimme und seine Lippen zuckten — mühsam beherrscht: „Was haben Sie mir zu sagen?“

„Daß es mir unmöglich ist, noch länger solche Qualen zu ertragen!“ wollte sie hinaus schreien, doch, im Innersten erschüttert, ließ sie die Arme schlaff herabsinken und sagte tonlos und gebrochen: „Leben Sie wohl! Und — kommen Sie nicht wieder!“

Sie wandte sich dann und ging mit schweren Gliedern auf ihr Zimmer. Dort warf sie sich auf die Kniee und weinte in tiefster Seelenqual.

Er aber ging hinaus. In wildem Unmut warf er die Thür ins Schloß, daß es dröhnte, und dieses Geräusch verschlang den gedämpften, heiseren Zorneschrei, der seinen bleichen Lippen entfuhr.

Wenige Tage später trat er eine Erholungsreise an. Ihn trieb es fort, damit er — fern von ihr — sie vergesse. Dem Freunde war er dies schuldig und sich selbst, denn er war nicht der Mann, der eines Weibes wegen die Pflichten gegen den Freund und gegen sich selbst vergessen wollte.

Ohne Abschied war er fort. In wenigen Zeilen nur hatte er den Freund von seiner Abreise benachrichtigt und ihn gebeten, daß er ihn bei seiner Frau entschuldige, es sei ihm nicht möglich gewesen, sich persönlich zu verabschieden. Wie lange er fortbleiben werde, hatte er nicht geschrieben, hatte überhaupt nicht geschrieben während all der Zeit, die er in fremden Ländern verbracht.



Nun weilte er wieder daheim, und heute hatte ihn eine nicht zu bezähmende Sehnsucht zu dem Freunde geführt. Zu ihm allein! Der Frau desselben war er mit ausgesuchter, kühler Höflichkeit entgegengetreten. Dem Freunde jedoch hatte er eine auffallende Herzlichkeit bewiesen, gerade so, als wollte er ihm heimlich ein großes Unrecht, das er ihm allerdings nicht angetan, doch zugebacht hatte, abbitten. Er hatte beinahe nur mit ihm gesprochen; doch wenn er hin und wieder — um der Form zu genügen — an dessen Gattin einige Worte gerichtet und ihr dabei notgedrungen ins Auge geblickt, war das so fremd, so kalt geschehen, so ohne jedes Interesse, als sähe er sie zum ersten Male, als wüßte er nicht einmal mehr, wie elend er durch sie gewesen. Sie war ihm fremd geworden, fremd und gleichgültig.

Und auch bei ihr war alles vorbei — vorbei!

Zu Ende war der böse, wilde Traum, der sie viele Monden lang gequält. Damals hatte sie von Tag zu Tag seiner geharrt, gewartet bis zur völligen Erschöpfung — damals hatte sie im stillen nach ihm geweint, nach ihm gerufen und ihm gezürnt, daß ihn die Sehnsucht nicht zurücktrieb.

Doch unmerklich, aber stetig hatte sie sich daran gewöhnt, seinen Anblick zu entbehren. Stunden, Tage, endlich auch Wochen waren vergangen, ohne daß sie seiner gedacht, und dies auch immer ruhiger und fremder, bis ihr endlich so zu Mute geworden, als hätte sie das alles nur geträumt, als wäre es ein Fieberwahn gewesen. Da hatte sie sich auch gefragt: „Ist's wahr, daß ich ihn je geliebt habe?“

Und heute — bei Tische — da hatte sie die beiden Freunde insgeheim beobachtet und verglichen. Dabei war ihr etwas Seltsames aufgefallen. Warum begriff

sie nur so leicht, daß sie den Gatten geliebt, warum hingegen schien es ihr ganz unbegreiflich, daß sie seinen Freund geliebt hatte? Was war denn dieses dunkle, unbewußte Etwas, das sich hier wunderte, dort nicht? Was war es auch, das sie hier — trotz allem inneren Groll, trotz dem Bewußtsein, daß man ihr ein schweres Unrecht zugefügt — die beiderseitige Entfremdung so schmerzlich fühlen ließ, während ihr die mit jenem anderen beinahe als Erlösung schien? War das die scheinot eingesargte, doch nie gestorbene Liebe zu dem Gatten? Die wahre Liebe, die alles trägt und duldet, die keinen Anfang und kein Ende hat? Wenn es das war, warum fiel es ihr aber dann — bei allem inneren Drängen — so schwer, den ersten Schritt zur Annäherung zu machen? Warum? Weil sie es nicht tun durfte, weil sie zu tief beleidigt worden war!

So dachte sie in nächtlich stiller Stunde weiter, dachte an eine lange, bange, öde, trostlos öde Zukunft, an viele Tausende von Tagen, die einer wie der andere verstreichen würden — so langsam, so entsetzlich langsam — und keiner unter allen würde ihr ein wenn auch noch so kleines Glück zu bringen haben, wohl aber würden alle von ihr stets daselbe fordern: Erfüllung ihrer Pflicht, ihrer kleinlichen Verpflichtungen der Welt, dem Hause gegenüber! So würde Tag um Tag dahinziehen im alten, faden, leeren Einerlei, und langsam, aber stetig und unaufhaltbar ihr Körper altern und ihr Geist ermüden, bis ihre Lippen, die das Lachen, das vom Herzen kommt, schon längst verlernt, für alle Zeit verstummen und ihre sehnsuchtsmüden Augen sich zum letzten Schläfe schließen würden. Nach einem freudenarmen Tascin auf Erden — eine undenkbbare, unfaßbare Ewigkeit!

Ein tiefer, tiefer Schauer vor dem Glend, das

Menschenleben heißt und Frauenlos, ergriff sie. Jetzt sterben können, sterben mit ihrem wunden, weltmüden Herzen — sterben im Frühling der Natur, beim wunderbaren Zauberscheine des vollen Nachtgestirns, jetzt diese Welt verlassen dürfen, da sie so schön war, so voll Mondesglanz und Blumenduft — das wäre Glück!

Glück?

Hatte denn sie im Leben einen Menschen beglückt? Hatte sie es auch nur versucht, zu beglücken?

Betroffen fuhr sie empor. Wer hatte das gesagt? Woher diese Stimme?

Mit entsetztem Staunen erkannte sie dieselbe. Aber war dem in der That so? Hatte sie wirklich stets nur das eigene Glück gesucht, stets nur an den eigenen Schmerz gedacht und nie daran, daß nicht sie allein unglücklich wäre, daß vielmehr neben ihr — einsam, glücklos und unbefriedigt — ein Wesen lebt, welches gleichfalls Anspruch habe auf Glück? Nur durch einige Thüren getrennt war dieser Mann, dem sie so unendlich viel zu danken hatte, ehrenwerten Namen, angesehene Stellung und sorglose Existenz. Aber gedankenlos hatte sie das alles hingegenommen und ihm gelohnt mit albernen Launen und törichtem Troß!

Als wollte sie Schutz suchen vor dem Ankläger in ihrem Innern, blickte sie hilflos, angsterfüllt zum Himmel. Vom nahen Kirchturm schlug es Mitternacht, und jeder dieser dumpfen Schläge vermehrte ihre Angst, erfüllte ihre Phantasie mit unheimlichen Vorstellungen.

Der volle Mond stand im Zenith. Er schien trotz seines intensiven Silberscheines so blaß, so fahl wie das blutlose Antlitz einer Leiche, und neben seiner großen Scheibe verblichen all die kleinen Sterne, so daß es schien, als leuchte er allein in der Unendlichkeit. So schön er ihr geschienen, besonders als er, viel größer

noch, in rötlichgoldenem Scheine am Horizont aufgestiegen war — ein guter Freund, ein Tröster und Vertrauter — so schreckhaft und furchterregend schien er ihr nun wie ein tiefbeleidigter, in seinem Zorn unerbittlich starrer Gott. Und keine mitleidige Wolke kam, ihr ihn zu verhüllen!

Ein unheimliches Grausen beschlich sie — ein beispielloses Angstgefühl. Wohin nur fliehen vor diesem Bilde versteinerner Erbarmungslosigkeit? Wohin aus diesem unheimlichen Raunen, wo sich's in allen Winkeln gespensterhaft zu regen schien? Wohin aus dieser schutz- und trostlosen Vereinsamung?

Sie lief, von wahn sinniger Angst beflügelt, hinaus. Sie lief durch alle Zimmer, riß endlich die letzte Thür auf und stand nun, tief aufatmend, doch zitternd still. Sie war in Sicherheit! Auch hier schien hell der Mond herein, doch fühlte sie kein Bangen mehr. Sie war ja nicht allein.

Das Bett war unberührt. Doch auf dem Divan lag er, zu dem es sie beinahe unbewußt getrieben, so wie ein furchtbesangenes Kind zur Mutter flüchtet, weil es sich hier beschützt, geborgen weiß.

Bei dem Öffnen der Thür war er aufgefahren. „Warum schläfst du noch nicht?“ fragte er heftig.

„Ich kann nicht,“ entgegnete sie eingeschüchtert. Die Hände auf der Brust gefaltet, stand sie an der Thür, als wagte sie es nicht, näher zu kommen.

„Du kannst nicht schlafen? — Ja, das lange Aufbleiben tut niemals gut — am wenigsten aufgeregten Personen!“ sagte er schroff. „Merke dir's doch endlich und geh von nun an früher zu Bett,“ setzte er ruhiger hinzu, indem er sich wieder auf den Divan legte, in der Meinung, sie werde sich nun entfernen.

Sie aber rührte sich nicht vom Flecke. Ihre Augen

hafteten starr auf seinem vom Mond hell beschienenen Gesichte. Was sie da sah, erschütterte sie. Bei Tage war es ihr nicht aufgefallen, da hielten Arbeit, Pflicht und Wille ihn aufrecht. Doch jetzt, im bleichen Lichte der stillen Mitternacht, fand sie ihn um viele Jahre gealtert, so blaß und fahl, so angespannt und schlaff, beinahe verfallen sah er aus. Es fiel ihr plötzlich schwer aufs Herz, daß sie ihn nie gefragt: „Arbeitest du nicht zu viel? Gönnst du dir nicht zu wenig Ruhe? Leidest du nicht an deinem Gemüthe oder an deinem Körper?“ Bermalnend legte sich ihr das Bewußtsein ihrer Selbstsucht auf die Brust. O, daß sie gar so elend, so erbärmlich gewesen und immer nur an sich gedacht!

„Was willst du eigentlich?“ fragte er nach einer Pause in müdem Tone.

„Nichts, Paul,“ erwiderte sie leise und stockend. „Mir ist's nur heute so unheimlich in meinem Zimmer, so bange —“ Und klagend, halb unbewußt, setzte sie hinzu: „Ich bin zu viel allein.“

Die tränenweiche Stimme, das Furchtsame und Wehrlose in dem Wesen der sonst so herben Frau rührte ihn wider Willen. Dennoch sagte er achselzuckend: „Wer hat es so gewollt? Übrigens — leg dich nur zu Bett, das ist das Klügste, was du tun kannst.“

Gleich einem ausgescholtenen Kinde wandte sie sich mit einem schmerzlichen Blick ab. Sie fand nicht den Mut, das Drängen ihres Herzens in Worte zu kleiden, und es drängte sie, ihm etwas Angenehmes und Liebes zu sagen, mehr als das — ihn um Verzeihung zu bitten. Schon hatte sie die Hand auf den Drücker gelegt, um seiner Weisung nachzukommen, aber da brach es sich Bahn, unaufhaltsam, aus tiefster Seele. Sie lehnte beide Arme an die Thür, grub ihr Gesicht hinein und weinte bitterlich.

„Was soll das nun wieder?“ rief er unwillig. „Wenn du schon sentimental sein mußt, so sei es für dich, mir fehlt der Sinn dafür!“

Sie weinte fort.

Endlich sprang er erzürnt auf und kam auf sie zu. „Wenn ihr nur wüßtet, wie widerwärtig uns Männern eure Tränen sind! Sei still!“ Er stampfte dabei mit dem Fuße.

Sie aber konnte sich nicht beruhigen. Immer reicher flossen ihre Tränen, immer heftiger schluchzte sie. Ihr Körper wand sich wie im Krampfe.

Er trat vollends zu ihr und führte sie zum Divan. Dort sank sie wie gebrochen nieder. Er schritt durch das Zimmer und pfliff leise vor sich hin — bei ihm das Zeichen äußerster Erregtheit. Ein paarmal unterbrach er sich, blickte hart und finster auf das gequälte Weib.

Endlich wurde sie ruhig. Still und stumm lag sie eine Weile da. Nur ihr Körper bebte unaufhörlich unter der Nachwirkung der Schmerzenstränen. Dann wollte sie sich aufrichten, doch kraftlos sank sie zurück. „Ich kann nicht!“ stammelte sie. „Ich bin so schwach, so elend —“

Schon früher hatte es ihn gedrängt, durch sanftere Worte ihre Tränen zu stillen. Nun konnte er nicht mehr an sich halten, wie ja der Mann überhaupt der Frau gegenüber, besonders wenn er sie so hilflos sieht, stets weichmütig und versöhnlich ist. Er ließ sich auf dem nächststehenden Stuhle nieder und legte seine kühle Hand auf Mariens heiße Stirne.

„Was hast du von mir gewollt?“ fragte er sanft. „Warum bist du gekommen?“

„Das hab' ich ja schon gesagt,“ murmelte sie fast unhörbar. „Ich hatte Furcht, ich fühlte mich so elend

und verlassen, so gottverlassen —“ Ihre Stimme brach in unnennbarem Weh.

„Und deshalb kamst du zu mir?“

„Ja,“ hauchte sie. „Und noch wegen etwas anderem.“

„Willst du mir's sagen?“

Sie verbarg das Gesicht in den beiden Händen.

„Ich schäme mich!“

„So arg ist es?“ Das war der milblächelnde Ton des verführten Vaters dem Kinde gegenüber, das Einkehr hält.

Sie schwieg. Mit einem Male aber hob sie sich empor und sah ihm ernst ins Auge. „Ich will dir's sagen, Paul. . . Ich hielt heute Einkehr in mich selbst und erkannte, daß ich verstockt und ungerecht und voll Selbstsucht gewesen bin. Doch wenn es möglich wäre, wenn du —“ Sie schlug die Augen nieder, weil sie abermals von Tränen dunkel wurden.

„Wenn ich?“ fragte er mit Interesse.

„Wenn du mir's möglich machtest, nein, wenn du es mir erlauben wolltest, daß ich an dir so manches gutmachen dürfte! — O Paul!“ unterbrach sie sich mit schmerzlicher Innigkeit. „Paul! Ob du es glaubst, ob nicht, ich liebe dich ja — o, so sehr — mehr als mein Leben!“ Und mit fliegendem Atem, mit zitternder Stimme und zerrissenem Tone fuhr sie fort: „Ja, Paul, ich liebe dich, mit jener Liebe, welche durch nichts getötet werden kann, durch kein von dir mir zugefügtes Leid, durch keine Kränkung, durch keinen Schmerz! Die Liebe glüht und blüht dennoch fort, wenn sie auch keine andere Nahrung hat als Schmerzen, die im stillen bluten, doch ihrem Reime ewig neue Kraft zuführen. . . . Und nun,“ sie sprach es leise und mit zuckenden Lippen, „nun mach mit mir, was du willst. . . . Gutes hab' ich nicht verdient,“ murmelte sie erstickt, aber — sei barmherzig!“

Er war sehr ernst geworden und blieb eine Weile still. „Und das, Marie, das alles ist dir heute klar geworden? Gerade heute?“ fragte er dann leise, ohne seine Bewegung zu verbergen.

„Ja, Paul, heute!“ entgegnete sie mit blutüberfüllten Wangen. Sie kämpfte mit sich selbst. „Ich will dir alles sagen, Paul!“ setzte sie stoßend hinzu. „Ich habe deinen Freund geliebt — oder zu lieben geglaubt —“

„Meinst du, ich hätt' es nicht bemerkt?“ unterbrach er sie milde. „Ich schwieg, weil ich meines Freundes sicher war. Er ist keiner von jenen, die sich über alle Bedenken hinwegsetzen. Die Frau gilt ihm zwar wenig, aber der Mann, der Freund gilt ihm alles. Es gibt Männer, die euch Frauen ehren wie ihresgleichen, aber es gibt auch solche — und zu diesen zählt mein Freund — die in euch nur ein Spielzeug sehen, mit dem man macht, was man will.“

„Und du? Zu welchen gehörst du?“ fragte sie beklommen.

„Je nachdem,“ war seine Antwort. „Die Frau, wie ich sie will, ist die Frau, die alles, was gut ist, sein kann: jetzt ein liebes, heiteres, demutsvolles Kind, das mich erfreut, erheitert, dann ein mitempfindendes, selbstloses Weib, das mich in bösen, kummervollen Stunden erhebt und tröstet, endlich eine kluge, ernste Freundin, die mich versteht, der ich vertrauen kann wie einem Freunde, wie mir selbst. Eine solche Frau achte ich dem Manne gleich, ja vielleicht höher als ihn. Die anderen aber, die Liebe nur so lange fühlen können, als ihre Eitelkeit nicht verletzt wird, Weiber, die jeder Mann mit Schmeicheleien gewinnen kann, die bloß reizen, gefallen und genießen wollen — diese sind auch mir nur das, wozu sie sich selbst machen: eine Sache, die man wegwirft, wenn man ihrer satt ist.“



Marie blickte starr vor sich hin. Was er gesagt — hatte es nicht auf sie gepaßt?

Von einer heißen Schamempfindung überwältigt, schlug sie die Hände vor das Gesicht, und tonlos rang es sich von ihren Lippen: „Zu diesen zählte auch ich, denn Schmeicheleien betörten mich! Nach ihnen geizte ich, für sie schien ich dich verraten zu dürfen.“ Eine Weile brütete sie vor sich hin. Plötzlich rief sie leidenschaftlich aus: „Doch nein — nein! Ich habe diesen anderen nicht geliebt! Mein Herz nicht! Das hing an dir — an dir allein! Hätt' ich mich sonst im letzten Augenblick von dem Versucher losgerissen? Nein, ich gehöre nicht zu ihnen, glaub es mir, Paul!“

„Das weiß ich,“ sagte er voll Überzeugung. „In deinem Besitze war ich auch glücklich — o, so glücklich — solange du liebenswürdig und einsichtsvoll warst. Da vermißte ich die Schönheit nicht. Doch als du das Gegenteil wurdest, verschwand mein Gefallen an dir. Ihr Frauen mißt nicht, wie wenig ihr oft bedürft, um zu gefallen, doch auch wie wenig nötig ist, daß ihr euch uns verleidet.“

„Du hast mich wohl sehr gehaßt?“ fragte sie.

„Gehaßt, Kind? Nein, du warst mir nur unangenehm geworden.“

„Hast du die Absicht gehabt, dich von mir zu trennen, Paul?“

„Manchmal hab' ich wohl daran gedacht.“

„Und warum hast du es unterlassen?“

„Warum? Weil du deine Pflichten als Hausfrau, trotz allem, was uns trennte, genau erfülltest, und dann — ich weiß es selbst nicht, warum. Vielleicht deshalb, weil ich dich vordem zu sehr geliebt, und die Erinnerung daran mir verwehrte, dich in die Lage einer geschiedenen Frau zu bringen, allen Stürmen und Fähr-

nissen des Lebens preisgegeben, verdächtigt von der Welt, versucht von Bösem."

"Und hast du nie gehofft, gewünscht, es möge zwischen uns besser, schöner werden?" fragte sie leise.

"Gehofft wohl nicht, dazu war ich zu wenig Optimist. Jedoch gewünscht hab' ich es oft — oft. Es ist doch bitter, zu wissen, daß man an ein Wesen gebunden ist, welches uns fremd, ja feindselig gegenübersteht. Man kann sich seiner auf gesetlichem Wege zwar entledigen, doch die Erinnerung daran wird uns stets verstimmen. Und — sage selbst — gibt es etwas Schöneres als zwei versöhnte Feinde?"

"Du fragst noch?" rief sie und schlang die Arme um seinen Hals.

Er zog sie nicht an sich. Er hatte sie noch etwas zu fragen.

Und er fragte mit verstohlenem Lächeln: "Wirfst du mich wieder quälen mit deinen Fragen, ob du schön bist? Wirfst du dich wieder von mir wenden, wenn ich dir sage, du bist's nicht?"

Beschämt im Innersten verbarg sie ihr glühendes Gesicht an seiner Brust und murmelte: "Mußt du so grausam sein, mich mit dieser Frage an meine erbärmliche Kleinlichkeit zu erinnern?"

"Ja, Kind, das mußte sein!" erwiderte er.

"Mir aber hat es weh getan, Paul!"

"Glaubst du, mir war es angenehm, wenn du mich früher immer zwangst, dir eine bitterere Wahrheit zu sagen?"

Sie schwieg. Er hörte nur, wie schwer der Atem sich ihrer Brust entrang. Er beugte sein Gesicht zu ihr hinab und fragte leise, unterdrückt: "Kann ich jetzt an dich glauben, wie ich früher an dich geglaubt? Wirfst du mich nicht wieder enttäuschen?"

---

„Paul, o Paul!“ flehte sie mit erstickter Stimme.  
„Schone mich!“

Er schlang leidenschaftlich sehnend seine Arme um ihre Schultern und küßte mit heißen Lippen ihren Mund.

„Mein liebes Weib!“ flüsterte er tiefbewegt.

Da kam es über sie, wie die Erschütterung wohl über einen Kommen mag, der, auf Lebenszeit verurteilt, lange Jahre schon eingekerkert, jeder Hoffnung bar, wieder Mensch sein zu können, sich der Freiheit wiedergeben steht. Da fühlt er sich durchrüttelt von etwas Furchtbarem, von dem er nicht zu sagen weiß, ist's Schmerz, ist's Bönne, Leben oder Tod. . . . Da schlang sie die Hände um seine Schultern und jubelte und schluchzte in einem Atem: „Dein — dein mit jedem Atemzuge!“





# Im Nordseebade.

Zeitgemässe Winke und Ratschläge.

Von Lothar Brenkendorf.

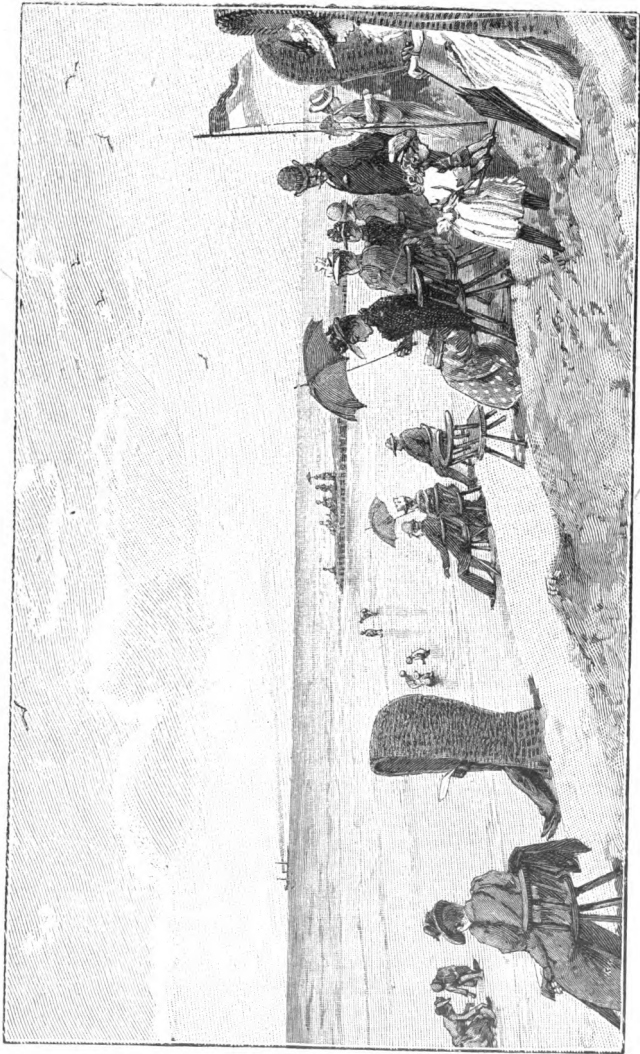


Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**W**enn die langen, sonnigen Sommertage kommen und mit ihnen die Sehnsucht des Städters nach einer Flucht an das Herz der Natur, so erhebt sich alljährlich aufs neue der nie entschiedene Streit zwischen den Gebirgsschwärmern, die nur im Dämmer Schatten romantischer Bergwälder oder in der bedrückenden Großartigkeit schroffer Felsenspitzen die höchste Offenbarung wahrer Naturschönheit zu erblicken vermögen, und den Meeresenthusiasten, die mit der Überzeugungsfestigkeit von Fanatikern behaupten, daß der an Leib und Seele erholungsbedürftige Stadtmensch nur aus dem salzigen Odem der majestätischen See Genesung und Erquickung trinken könne. In der Regel sind die einen so wenig zu überzeugen als die anderen.

Aber es läßt sich nicht leugnen, daß der tatsächliche Erfolg gewöhnlich der letzteren Kategorie von Naturfreunden recht zu geben scheint. Wer aus einem Seebade, zumal aus einem Nordseebade, zurückkehrt, der



Zur Ebbezeit.

bringt beinahe immer kräftigere Farben und Gesundheit so offensichtlich auf seinen Wangen mit, dem leuchtet die gesteigerte oder wiedergeschenkte Lebensfreude so hell aus den Augen, daß man bei seinem Anblick an die alte Mär von dem Jungbrunnen erinnert wird, dessen wunderwirkende Flut den müde und hinfällig



Vorlesung am Strande.

gewordenen menschlichen Körper von allen Gebrechen befreit.

Zwei Kurmittel sind es, deren Zusammenwirken diese fast immer augenfälligen Erfolge hervorbringt, und sie stehen dem Besucher des Seebades in unerschöpflicher Fülle zur Verfügung. Ihre Anwendung ist mit keinerlei Unbequemlichkeit verbunden, und das eine von ihnen, das nach der Ansicht mancher ärztlichen Autorität

fogar das bei weitem wichtigere ist, wirkt ohne jedes Zutun des Erholungsbedürftigen fortwährend auf ihn ein.

Dieses unschätzbare Kurmittel ist die Luft, die wir am See-Strande atmen, deren würziger Hauch die unbedeckten Teile unseres Körpers bräunt und deren be-



Hohe Flut.

lebende, kräftigende Wirkung wir deutlich verspüren, wenn wir Gelegenheit haben, ihr für kürzere oder längere Zeit unseren ganzen Leib unverhüllt preiszugeben.

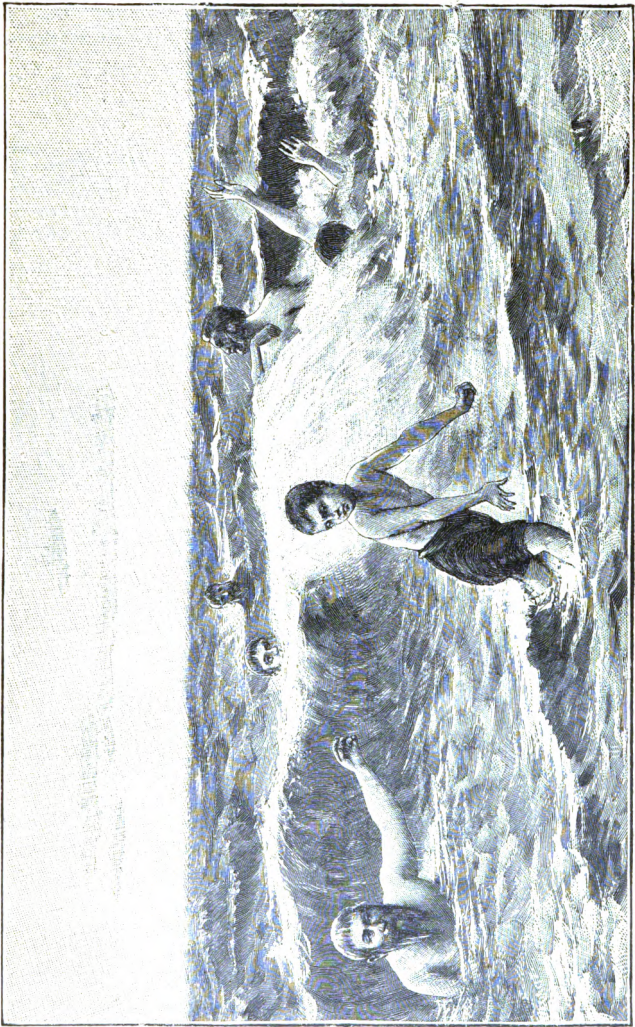
Für diese besonderen anregenden und abhärtenden Eigenschaften der Seeluft, zumal an den Küsten der Nordsee und auf den dieser Küste vorgelagerten Inseln,

läßt sich leicht eine Erklärung finden. Sie wirkt auf die menschliche Haut und damit auf den gesamten Organismus zunächst als ein thermisches Reizmittel, indem sie eine vermehrte Wärmeabgabe bedingt und den Körper damit zu einer erhöhten Wärmeerzeugung, also zu einer gesteigerten Lebenstätigkeit nötigt. Denn die Luft über dem Meere und an seinen Gestaden ist während der Sommermonate relativ kühl, in Folge ihres hohen Feuchtigkeitsgehalts ein ausgezeichnetes Wärmeleiter und überdies fast immer so stark bewegt, daß die „Durchlüftung“ zu einer sehr energischen und ausgiebigen wird. So gering auch scheinbar der Kraftaufwand sein mag, dessen wir bedürfen, um einem kräftigen Seewinde Widerstand zu leisten, von so wesentlichem Einfluß ist doch auch dieser auf den Stoffwechsel innerhalb unseres Organismus.

Der von der atmosphärischen Luft über dem Binnenlande nur selten erreichte hohe Feuchtigkeitsgehalt der Seeluft, ihre Sättigung mit fein verteiltem Salz wirkt außerdem ungemein wohltätig auf die Atmungsorgane. Er befördert die Schleimabsonderung und macht jeden Atemzug zu einer wirklichen Erquickung. Patienten mit chronischen Katarren der Luftwege, mit Heufieber und Heuschnupfen, Keuchhusten und nicht zu weit vorgeschrittener Lungentuberkulose verspüren denn auch zumeist am ehesten die heilsame, lindernde Wirkung der Seeluft, und ihnen kann während der geeigneten Jahreszeit kaum ein besseres Kurmittel empfohlen werden als der Aufenthalt am Meere.

Der Umstand, daß die Temperatur durchschnittlich eine relativ niedrige ist, bedeutet dabei, sofern der Kräfteverfall nicht schon gar zu weit vorgeschritten ist, keine Gefahr. Man braucht sich an der See nicht vor Erkältungen zu fürchten, es wäre denn, daß man sie durch

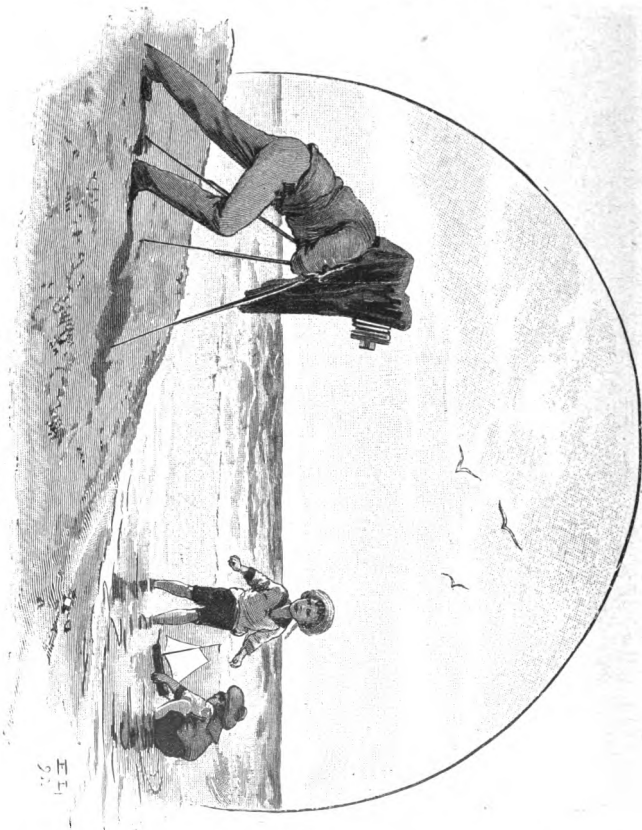




Im Wellenschlag.

Leichtfertigkeiten geradezu herausfordert, denn sogenannte Erkältungen werden meist nur durch schroffen Temperaturwechsel, wie er in manchen Gebirgsgegenden zu den

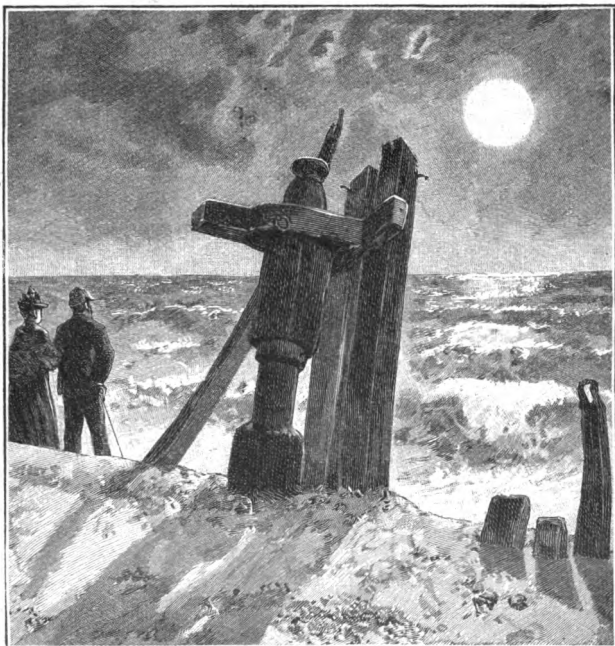
Der Liebhaberphotograph.



häufigen Erscheinungen gehört, hervorgebracht, und einer der wesentlichsten Vorzüge des Seeklimas ist gerade seine Gleichmäßigkeit, die, nur geringe Wärmeschwan-

fungen und beinahe niemals jähe, unvermittelte Übergänge von hohen zu niedrigen Temperaturen aufzuweisen hat.

Einer der wichtigsten und nicht hoch genug zu ver-



Strandpartie bei Abend.

anschlagenden Vorzüge der Seeluft aber ist ihre außerordentliche Reinheit — das gänzliche Fehlen aller schadenbringenden Beimischungen von Staub, Rauch und gesundheitsfeindlichen Ausdünstungen, die im Binnenlande, und zwar keineswegs nur im Bannkreis der großen Städte, die Atmosphäre verunreinigen und vergiften. Am meisten nähert sich die Seeluft einem Zustande ab-





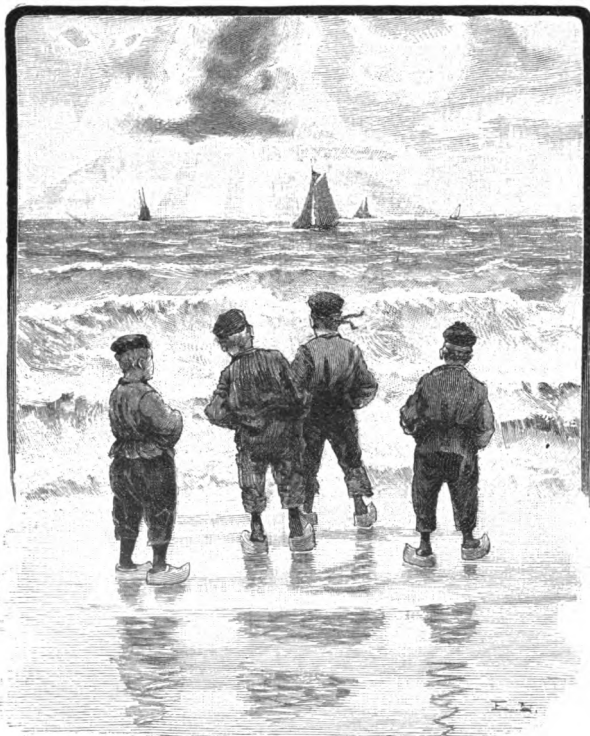
kommt.

soluter Reinheit natürlich auf den durch breite Meeresflächen vom Festlande getrennten Inseln, und man handelt sehr klug, wenn man diesen bei der Wahl eines Seebadeortes den Vorzug gibt.

Der zweite wichtige Faktor für die gesundheitliche Wirkung einer Seebadekur ist das Wasser. Was das Meerwasser von dem der Flüsse und Binnenseen unterscheidet, ist in erster Linie sein Salzgehalt, seine beständige starke Bewegung und seine nur verhältnißmäßig geringen Schwankungen unterworfenen gleichmäßigen Temperatur. Die erheblich energischere Wirkung der Nordseebäder im Vergleich zu denen in der Ostsee erklärt sich zum Teil aus dem wesentlich größeren Salzgehalt des erstgenannten Meeres, noch mehr vielleicht aber aus dem zumeist viel stärkeren Wellenschlage, der als mechanisches Reizmittel auf die Haut des menschlichen Körpers einwirkt und die Tätigkeit derselben gewaltig erhöht. Namentlich da, wo ein flacher, sanft in das Meer abfallender, sandiger Strand vorhanden ist, der eine allzu schwere Brandung verhindert, kommt der Wellenschlag in seinem Effekt auf den Organismus einer gründlichen Massage gleich, ist aber zumeist noch wertvoller und heilkräftiger als diese, weil er mit chemischen und thermischen Wirkungen verbunden ist, die auch ihrerseits wesentlich zur Abhärtung und Kräftigung der Nerven beitragen.

Die Wärmeabgabe des Körpers ist selbst bei kürzester Dauer des Bades eine sehr bedeutende, und sie muß nach physiologischen Gesetzen durch eine erhöhte Wärmeerzeugung innerhalb des Körpers ersetzt werden. Dies geschieht vor allem durch eine ausgiebigere Atmung, durch einen stärkeren Verbrauch an Sauerstoff und eine vermehrte Ausscheidung von Kohlensäure. Außerdem aber wird durch den energischen Hautreiz auch die Herz-

tätigkeit nicht unerheblich beeinflusst, und jeder kann leicht an sich selber feststellen, daß unmittelbar nach



Wasserratten.

einem kalten Seebade sein Pulsschlag langsamer, aber kräftiger ist als zuvor.

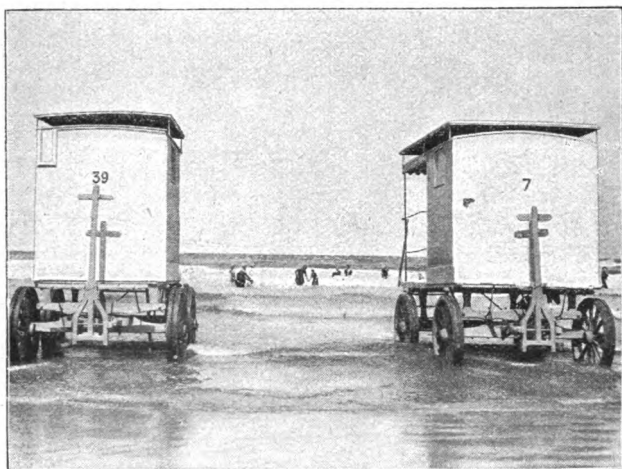
Bedeutet das Baden in der See somit einen viel energischeren Eingriff in die Funktionen des Gesamtorganismus als das Baden in einem Flusse oder in einem Binnengewässer, so ergibt sich daraus zugleich

die Mahnung, bei der Anwendung eines so wirksamen Mittels die gebührende Rücksicht auf die Beschaffenheit, die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit dieses Organismus zu nehmen. Wo ein organisches Leiden vorhanden ist, sollte vor dem Beginn der Seebadekur immer der Rat eines Arztes eingeholt werden, und gewisse Krankheitszustände, wie schwere, unkompenzierbare Herzfehler, Gehirn- und Rückenmarksleiden, Neigung zu Blutungen und dergleichen, würden bei einem Aufenthalt am Meere eher eine Verschlimmerung als eine Besserung erfahren. Daß man Patienten mit akuten, fieberhaften Erkrankungen nicht an die See schicken darf, braucht als selbstverständlich kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

Aber auch der Erholungsuchende, dessen Zustand an und für sich eine Seebadekur durchaus ratsam erscheinen läßt, sollte stets eine gewisse Vorsicht beobachten, wenn er nicht Gefahr laufen will, durch eigene Schuld um den gehofften Erfolg zu kommen. Es ist eine alte, in tausendfältiger Erfahrung bewährte Regel, daß man unter keinen Umständen gleich nach der Ankunft mit den Bädern beginnen soll. Selbst robuste und widerstandsfähige Personen werden gut tun, erst am zweiten oder dritten Tage ihr erstes kurzes Bad zu nehmen. Schwächliche aber sollten sich überhaupt erst durch tagelange Gewöhnung an die Seeluft akklimatisieren und dem Strandbade ein oder mehrere warme Seebäder voraufgehen lassen. Das Verweilen im Wasser aber soll immer nur von kurzer Dauer sein. Wer seinem Körper wirklich eine Wohlthat erweisen will, der dehne selbst bei längerer Gewöhnung das Seebad niemals über einen Zeitraum von mehr als zehn Minuten aus. Unangenehme nervöse Erscheinungen wie Mattigkeit, Appetitverlust und Schlaflosigkeit stellen sich sonst sehr



leicht statt der erwarteten Kräftigung ein und sind nur schwer wieder zu beseitigen. Auch empfiehlt es sich, hie und da einen Tag mit dem Baden auszusetzen, und wir möchten uns durchaus der von dem erfahrenen Arzt eines vielbesuchten deutschen Nordseebades vertretenen Meinung anschließen, daß drei bis fünf Seebäder in



Badekarren.

der Woche am ersprießlichsten für das allgemeine Wohlbefinden sind.

Wenn sich die normale Körperwärme und mit ihr zugleich eine Empfindung gesteigerten Behagens nicht unmittelbar nach dem Bade einstellen, ist mit Sicherheit darauf zu schließen, daß die Konstitution der energischen Reizwirkung nicht gewachsen ist, und in solchen Fällen kann nicht dringend genug vor weiteren Versuchen ohne die Einholung ärztlichen Rates gewarnt werden.

Im übrigen bedarf es für den Aufenthalt im See-  
bade nicht allzuvieler Verhaltensregeln.

Man vergönne sich einen möglichst ausgiebigen Schlaf



Nachmittagskaffee.

von wenigstens neun bis zehn Stunden, halte sich am  
Vormittag wie am Nachmittag ungefähr je drei Stunden  
am Strande auf und wähle für das Bad, sofern man  
nicht durch die Rücksicht auf Ebbe und Flut an andere  
Tagesstunden gebunden ist, die Zeit zwischen dem ersten

und zweiten Frühstück. Anstrengende körperliche Leistungen, wie größere Fuxtouren nach dem Muster der bei einem Gebirgsaufenthalt so beliebten und zweckmäßigen Ausflüge sind an der See besser zu unter-



Sandfestung.

lassen. Noch weniger aber würde sich eine lebhafte geistige Tätigkeit empfehlen, und nur der wird auf eine volle Wirkung seiner Badekur am Meeresgestade rechnen dürfen, der sich vom ersten bis zum letzten Tage einer möglichst vollkommenen Ruhe, einem absoluten Nichtstun hinzugeben versteht.

Daß die Malerin ohne Schaden für die Gesundheit ihr Skizzenbuch, und der Liebhaberphotograph seinen

Apparat mitbringen darf, ist selbstverständlich. Wer von einem so unwiderstehlichen Tätigkeitsdrange beseelt ist, daß ihm der Genuß des von der brandenden See dargebotenen majestätischen Schauspiels oder allenfalls die Lektüre eines guten Buches zur Ausfüllung seiner Zeit nicht genügen, der möge getrost seine Zuflucht zu



Spiel mit den Wogenkämmen.

derartigen leichten und vergnüglichen Beschäftigungen nehmen. Eine Handarbeit beim Nachmittagskaffee in der Strandhalle mag allenfalls erlaubt sein, zumal wenn sie zehn hübschen Fingerchen Gelegenheit gibt, ihre Behendigkeit und Geschicklichkeit zu zeigen. Im allgemeinen aber sollten es die Erwachsenen im Seebade der glücklichen Jugend nachtun, für die der Aufenthalt am Meeresgestade immer einen wahrhaft paradiesfischen Zustand bedeutet, und die das schwierige Problem,

eine Reihe von Tagen im schönsten Nichtstun hinzubringen, stets aufs Beste zu lösen weiß.

Ob so ein Häuflein übermütiger Großstadtkinder, froh, dem steinernen Häuserlabrynth für eine Weile entronnen zu sein, das Beispiel der kleinen einheimischen Wasserratten nachahmt und sich die mit leisem Zischen heranrollenden Wellen in lustigem Spiel um die nackten Beinchen plätschern läßt, ob es in tapferem Kampf gegen die steigende Flut die aus Sand gebaute Festung so lange verteidigt, bis auch der Letzte und Mutigste die einstürzenden Wälle im Stich lassen und sich schleunigst über die Zugbrücke retten muß — immer können uns unsere kleinen Buben und Mädels, denen hier Gesundheit und Lebensfreude so hell aus den blanken Augen strahlen, als ein Vorbild dienen, wie auch wir uns im Seebade verhalten sollten, um im vollen Maß zu finden, was wir am Gestade des ewigen Meeres suchten: Kräftigung und lange nachwirkende Erquickung für Leib und Seele.





## Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

**Drebbels Mikroskop.** — Nachdem im Jahre 1616 in Holland das einfache, unvollkommene und nur wenig leistungsfähige Mikroskop erfunden worden war, verbesserte bald nachher zu Alkmaar der gelehrte Chemiker und Physiker Kornelius Drebbel († 1634), ein scharfsinniger und erfindungsreicher Denker, den interessanten und nützlichen Apparat, indem er das „zusammengesetzte Mikroskop“ erfand, dessen vorzügliche Leistungsfähigkeit sich alsbald als eine ganz erstaunliche erwies. In einem Tropfen fauligen Wassers offenbarte es eine bis dahin unbekannte Welt von winzigen lebenden Geschöpfen. Drebbel zeigte bereitwilligst dies Wunderbare seinen Freunden und anderen neugierigen oder wißbegierigen Leuten in Alkmaar. Und auch noch sonstige mikroskopische Wunder zeigte er; so in einem erbsengroßen Käsestückchen eine zahllose Menge winziger Maden, die darin sich ihres Daseins erfreuten.

Dieses letztere Experiment wäre ihm aber beinahe übel bekommen, denn Alkmaar war von jeher ein großer Käsestapelpfad, wo die von den vielen Käsebauern Nordhollands gefertigten vortrefflichen Kugelfäse allwöchentlich zu Markte gebracht und an die Großhändler und andere Aufkäufer und Versender verkauft wurden. Einige dieser Großhändler begaben sich zu Drebbel.

„Doktor,“ sagte ihr Wortführer, „ist es wahr, daß Ihr,

wie behauptet wird, einen wunderfamen Apparat erfonnen habt, wodurch nachgewiesen wird, daß sich selbst in dem allerkleinsten Stücken unseres weltberühmten Käses eine schier zahllose Menge kleiner Maden befindet?“

„Das ist wahr,“ versetzte der Gelehrte. „Wünschen vielleicht die Herren, sich persönlich von der Richtigkeit zu überzeugen?“

„Das möchten wir wohl.“

Auf einem Nebentische stand des Gelehrten Frühstück. Er bröckelte von einer Käseschnitte ein winziges Stückchen ab, schob es ins Mikroskop und ließ dann die drei Besucher, einen nach dem anderen, hineinschauen.

Höchst erstaunt, ja bestürzt wurden sie über das, was sie erblickten. „Das ist Zauberei!“ murmelten sie einander zu. „Teufelswerk und höllische Augenverblendung!“

„Nein, ihr Herren“, rief triumphierend Drebbel, „eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges ist es, die mir zu hohem Ruhm gereichen wird!“

„Doktor,“ sprach bedächtig der Wortführer, „es wird schon allerlei Böses gemunkelt über Euch, denn man glaubt, das, was Ihr betreibt, gehe nicht mit rechten Dingen zu. Ich selbst befürchte, daß Ihr mit solch häßlichem Experiment unser altes, solides Käsegeschäft in schlimmen Verruf und damit auch die Stadt Alkmaar ins Unglück bringen werdet.“

„Das ist wohl kaum zu beforgen.“

„Die hohe Obrigkeit sollte allen Ernstes Euch dergleichen Experimente verbieten.“

„Dazu hätte sie kein Recht. Übrigens schadet es dem guten, abgelagerten alten Käse gar nicht, daß er so voller mikroskopisch kleiner Maden ist. Es scheint, daß er gerade dadurch einen pikanteren Geschmack erhält und noch appetitlicher wird. Seht, ich verspeise jetzt diese Käseschnitte und damit zugleich hunderttausend Maden, die darin sind.“

„Das ist Eure Meinung, Doktor; es ist aber nicht die unsere. Unser gutes Käsegeschäft kann gar zu leicht dadurch schwere Einbuße erleiden. Hört deshalb unseren gütlichen

Vorschlag: Zerschlagt Euren verwünschten Apparat und verfertigt keinen neuen wieder! Hundert Dukaten zahlen wir Euch gern, wenn Ihr unseren Wunsch erfüllen wollt."

"Ich sollte auf meinen Erfinderruhm Verzicht leisten für armselige hundert Dukaten?" rief entrüstet Drebbel. „Nimmermehr!"

"So nennt Euren Preis."

"Nicht für zehntausend Dukaten! Die kann ich mir leicht verdienen, denn ich habe auch noch andere wichtige Erfindungen gemacht, die mir große Summen eintragen werden."

"Doktor, laßt Euch warnen!" sprach ernst mahnend wieder der Wortführer. „Was Ihr betreibt, kann gar leicht als Teufelswerk ausgeschrien werden. Bedenkt, in welcher Zeit wir leben! Jahraus, jahrein werden Zauberer und Hexen, oft aus viel geringeren Ursachen, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Das könnte leichtlich auch Euch widerfahren, wenn Ihr durch Eure eigene Schuld die sämtlichen Käsebauern in ganz Nordholland gegen Euch aufheßt."

Darin lag viel Wahres. Mit dem finsternen Aberglauben jenes Zeitalters war gewiß nicht zu scherzen.

Einen Augenblick wurde Drebbel stutzig, dann aber rief er mutig: „Wohlan, wenn es geschieht, daß ich der Dummheit der Menge unterliege, dann sterbe ich eben als Märtyrer der Wissenschaft."

"Das wäre aber doch eigentlich recht schade," sagte ein anderer von den drei Herren. „Gibt es denn nicht andere Dinge und Stoffe, die Ihr in Eurem Apparat untersuchen könntet?"

"O gewiß!"

"Es brauchen also nicht gerade Bröcklein von unserem Kugelfäse zu sein?"

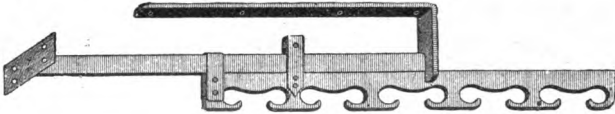
"Das ist durchaus nicht notwendig."

"Nun, so nehmt die hundert Dukaten von uns an, verehrtester Doktor, und laßt dafür fortan unseren Käse in Ruhe, wenn es Euch doch nicht an anderen Objekten zu mikroskopischen Studienzwecken fehlt."



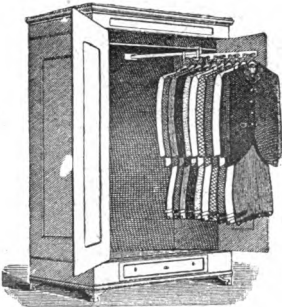
Das sah denn der Gelehrte auch ein, und damit war die sonderbare Verhandlung zu einem erfreulichen Ende gelangt. Der Erfinder strich die hundert Dukaten ein und untersuchte in der Folgezeit keinen Käse mehr. F. D. Hansen.

**Neue Erfindungen:** I. Kleiderhalter „Praktisch“.  
— Praktisch nennt sich der neue Kleiderhalter, welcher der Firma Diesenthal & Co. in Osnabrück gefeßlich geschützt

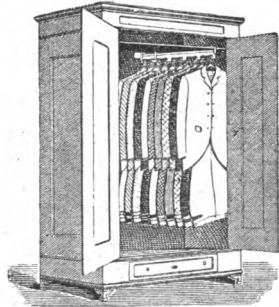


Kleiderhalter „Praktisch.“

wurde, mit vollem Recht. Derselbe unterscheidet sich schon in seinem Äußeren von den bisherigen im Handel erschienenen derartigen Gebrauchsgegenständen, weil der Erfinder im Prinzip von ganz anderen Voraussetzungen bei



Kleiderhalter ausgezogen.



Kleiderhalter eingeschoben.

der Konstruktion ausgegangen ist als die Verfertiger sonstiger Kleiderhalter.

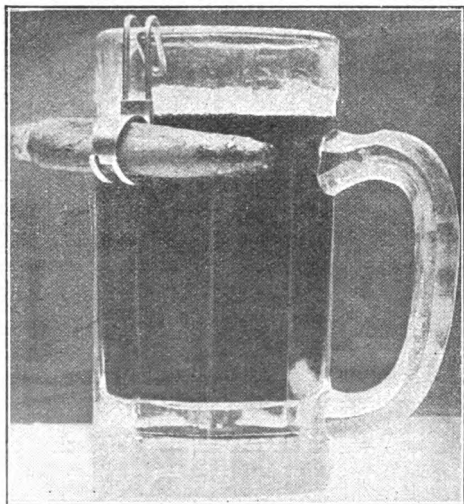
Der einfache Apparat bringt die Kleidungsstücke aus dem Schranke in einer Weise heraus, daß jedes einzelne Stück sofort greifbar wird, und das lästige Suchen im Schranke aufhört; ein einziger Griff genügt, um den Kleider-

halter hervorziehen und die Garderobe der Luft aussetzen oder bequem in Gebrauch zu nehmen.

In einem zweitürigen Kleiderschranke von gewöhnlicher Breite und Tiefe, worin zwei Stück „Praktisch“ angebracht werden, sind zwanzig Anzüge oder Kleider übersichtlich geordnet unterzubringen. Neue Schränke können bei Verwendung dieses neuen Kleiderhalters auch wesentlich kleiner sein, und es kann dadurch also viel Raum in der Wohnung gespart werden.

Der Kleiderhalter „Praktisch“ kann in jedem Schranke leicht angebracht werden, da derselbe in drei verschiedenen Größen angefertigt wird; bei Bestellung ist nur die Tiefe des Schrankes anzugeben. p. n.

II. Zigarrenhalter am Bierglas. — Beim Biertrinken am engen Stammtisch, beim Kartenspielen u. s. w. ist oft



Zigarrenhalter am Bierglas.

das Begleiten der Zigarre mit Unbequemlichkeiten verbunden, und nicht selten findet bei solchem Anlaß ein Herabfallen

der Zigarre auf den Fußboden statt. Um diesem Übelstand abzuhelpfen, ist ein an jedem Bierglas leicht anzubringender Zigarrenhalter erfunden worden, wie ihn unsere Abbildung zeigt. Der Haken zum Anhängen läßt sich dem Rand des Glases anpassen; die Klappe zur Aufnahme der Zigarre ist verschiebbar, so daß man für eine feste Lage der Zigarre sorgen kann. Wer sich für diese Erfindung interessiert, wende sich an das Patentanwaltsbureau Sack in Leipzig.

**Die Kahlköpfigkeit bei Frauen.** — Beim weiblichen Geschlecht tritt die Kahlköpfigkeit mindestens ebenso häufig auf wie bei dem männlichen. Von sachverständiger Seite wird sogar behauptet, daß dieses Übel unter den Frauen weit mehr verbreitet ist, als man vermutet, daß aber das weibliche Raffinement es besser versteht, einen solchen Schönheitsfehler zu verdecken und vor den Augen der Welt zu verbergen.

Die Ursachen für den Haarmangel bei dem weiblichen Geschlecht sind ganz andere als die beim Manne. Während bei dem letzteren allerhand äußerliche Einflüsse, ungenügende Ausdünstung der Kopfhaut infolge der unzumutlichen Kopfbedeckungen, scharfe Temperaturwechsel, die meist durch die Unsitte des Hutabziehens beim Grüßen veranlaßt werden, nervöse Beeinflussungen durch geistige Überanstrengung, Erkrankungen des Haarbodens durch Übertragung von Pilzen infolge von Benutzung unsauberer Kämme, Bürsten und anderer Haarpflegeteinstrumente u. s. w., ins Treffen geführt werden, so sind beim Weibe mehr konstitutionelle Einwirkungen im Spiel, auf welche der so häufig sich einstellende Haarschwund zurückzuführen ist.

Schon die ganze nervöse Beanlagung des Weibes ist dazu angetan, zu allerhand hysterischen Anwandlungen zu führen, welche sich neben anderen Erscheinungen durch die verschiedenartigsten Kopfsymptome, insbesondere durch chronische Kopfschmerzen, verbunden mit Haarausfall, äußern. Dazu kommen noch die beim weiblichen Geschlecht sich so häufig findenden allgemeinen Ernährungsstörungen, Blutarmut, Bleichsucht und sonstige Mängel in der Blutz-

sammensetzung, welche ebenfalls ihre Rückwirkungen auf den Ernährungszustand des Haarbodens nicht verfehlen. Ferner gibt es noch andere unvermeidliche Vorkommnisse im weiblichen Leben, unter denen gewaltige Umwälzungen im Organismus sich abspielen, wie zum Beispiel das Wochenbett mit seinen Vorbedingungen und seinen Folgen und ähnliche, welche außer für mancherlei andere pathologische Zustände auch als Ursache für sich einstellenden Haarausfall gelten können.

Das sind jedoch alles Momente, welche im Verhältnis zu der ungemainen Häufigkeit des Übels nicht so schwer ins Gewicht fallen. Die Hauptursache für den Haarschwund beim weiblichen Geschlechte liegt vielmehr in einer gewissen Verwahrlosung, mit welcher über die Behandlung des meist schwer zu dirigierenden Kopfhaares vielfach hinweggegangen wird, und in der daraus sich ergebenden Unsauberkeit und mangelhaften Pflege der Kopfhaut. Es mag ja zugegeben werden, daß bei dem meist starken und üppigen Haarwuchs, den das weibliche Geschlecht im allgemeinen aufzuweisen hat, eine peinliche und ausgiebige Pflege des behaarten Kopfes ungemein schwierig und mühsam ist. Das darf aber nicht als Entschuldigung gelten für die vielen Unterlassungsfünden, die sich gerade in der Behandlung ihres schönsten Schmuckes die holde Weiblichkeit zu Schulden kommen läßt.

Ebenso wie jeder andere Körperteil seine regelmäßige Reinigung und sorgsame Pflege erfordert, um von gesundheitlichen Schädigungen verschont zu bleiben, so muß noch in viel höherem Grade der behaarte Kopf einer peinlichen Überwachung unterzogen werden, denn wenn es einen geeigneten Aufstapelungsort für allerhand Schmutz, Staub, Hautschuppen, Mikroorganismen u. s. w. gibt, so ist es das dichte, Frauenhaar. Bei seinem reichlichen Fettgehalt bleiben derartige Unreinlichkeiten besonders fest in ihm haften und machen aus den bisherigen seidenweichen Strähnen mit der Zeit ein schwer entwirrbares, filziges Gewebe. Infolge der dadurch entstehenden Dichtigkeit und

Undurchdringlichkeit des Haares hat auch die Kopfhaut zu leiden. Dieselbe wird in ihrer normalen Ausdünstung behindert, die sich abstoßenden Hautschuppen und Talgdrüsenabsonderungen bleiben auf ihr haften und verstopfen die Ausführungsgänge der Haarbälge. Die darin befindlichen Haarwurzeln werden dadurch gewissermaßen erstickt, sie erkranken, sterben ab und fallen aus. Wird in solchen Fällen nicht beizeiten eingegriffen, so wird sich bald ein regelrechter Haarausfall einstellen. Des Morgens beim Kämmen werden ganze Büschel losgelöster Haare mit dem Kämme entfernt, was anfänglich weniger beachtet wird, aber mit dem immer mehr zunehmenden Dünnwerden der Haarfülle doch schließlich zu Bedenken Veranlassung gibt. Die Frauen können es sich dann meist nicht erklären, worin dies auffallende Ausgehen der Haare seinen Grund hat, bis sie schließlich von sachverständiger Seite darüber belehrt werden, leider oft erst, wenn es zu spät ist, um dem Übel noch mit einigermaßen günstigem Erfolge Einhalt zu tun.

Die Kahlköpfigkeit beim Weibe äußert sich in einer anderen Weise, als dies beim männlichen Individuum der Fall ist. Während beim Manne der Haarausfall mehr durch scharf abgegrenzte, kahle Flächen von größerer und geringerer Dimension gekennzeichnet ist, so ist beim weiblichen Geschlecht der Haarausfall mehr ein allgemeiner, über die ganze Kopfhaut sich erstreckender. Ein an Haarschwund leidender Frauenkopf macht ungefähr den Eindruck eines auf magerem Boden angelegten Getreidefeldes, auf welchem in größeren Zwischenräumen nur hin und wieder ein spärlicher, krankhaft aussehender Halm emporsproßt, oder in einer anderen Form den eines Pelzstückes, in dem die Motten ihr Unwesen getrieben haben. Die scharf umschriebene Form des Haarschwundes ist ja allerdings auch hier und dort bei weiblichen Individuen beobachtet worden, aber nur in vereinzelten Fällen.

Das Alter der weiblichen Wesen spielt beim Auftreten der Kopfhaverkrankungen eine weniger nennenswerte Rolle. Man findet das Übel ebenso bei jugendlichen Individuen

als bei Erwachsenen und Personen des höheren Alters. Nur sind in den jüngeren Jahren, während sich der Organismus noch im Wachstum und in der Entwicklung befindet, die Aussichten auf Wiederersatz günstiger als im späteren Alter. In jedem Falle ist jedoch immer noch Hilfe und Rettung möglich, wenn die Haarwurzeln noch nicht total erkrankt und abgestorben sind.

Das ganze Geheimnis der Kopfhaarpflege beim weiblichen Geschlecht ist Sauberkeit, aber nicht nur in Bezug auf die zu behandelnden Teile selbst, sondern auch in Bezug auf die dazu zu verwendenden Instrumente. Kämmе, Bürsten und ähnliche Utensilien sollen sich stets in einer tadellosen Verfassung befinden. Das Kopfhaar selbst ist mehrmals täglich, am besten früh und Abends, mit Bürste und Kamm gehörig zu bearbeiten, damit Staub und sonstige Unreinlichkeiten daraus entfernt werden. Durch häufiges Bürsten wird das Haar glänzend und weich und läßt sich dann mit dem Kamm besser durchkämmen.

Das Haar soll man stets in der Weise kämmen, daß man dasselbe an den Spitzen faßt und in der Richtung von unten nach oben durcharbeitet. Auf diese Weise wird erstens das Ausreißen von Haaren verhindert, zweitens ist die Manipulation auch weniger schmerzhaft. Abends vor dem Schlafengehen ist die Frisur stets aufzulösen, das Haar tüchtig durchzubürsten, zu kämmen und zu einem leichten Zopf zu flechten. Mit festgesteckter Frisur zu schlafen, ist nicht zu empfehlen, weil dadurch die einzelnen Haare zu sehr angespannt werden, und Schmerzen auf der Kopfhaut entstehen.

Zur Sauberhaltung des behaarten Frauencopfes genügen jedoch nicht allein Kamm und Bürste. Auch fleißige Waschungen des Haares und der Kopfhaut sind ein unerläßliches Bedürfnis. Mindestens alle acht bis vierzehn Tage hat dies zu geschehen. Als einfachstes, aber sehr brauchbares Kopfwaschwasser ist eine Lösung von lauwarmem Wasser und Mandelseife (etwa ein Stück Mandelseife auf drei Liter Wasser), der ein paar Tropfen Perubalsam zugesetzt sind,

zu empfehlen, auch kann man eine dünne Abkochung von Kamillentee, dem einige Tropfen Salmiakgeist zugesetzt sind, verwenden. Bei den Waschungen kommt es hauptsächlich darauf an, die Kopfhaut gehörig zu massieren und nach geschehener Abspülung mit lauwarmem Wasser tüchtig zu frottieren. Nach der Waschung muß das Haar in einem gut temperierten Zimmer oder mittels eines Trockenapparates gründlich getrocknet, gebürstet und durchgekämmt werden. Ist das Haar von Natur sehr fetthaltig, so reibe man Haar und Kopfhaut noch mit einem der viel empfohlenen alkoholischen Haarwässer, Bay-Rum oder Eau de Quinine nach; ist es von Hause aus trocken, so benutze man zum Nachwaschen ein fetthaltiges Kopfwasser, zum Beispiel Philodermin oder Birkenwasser. Beim Trocknen des Haares muß man darauf achten, daß dieser Prozeß nicht zu schnell, am allerwenigsten durch stark überhitzte Trockenapparate vor sich geht, weil in Folge von zu hohen Wärmetemperaturen das Haar leicht bricht. Auch empfiehlt es sich, die Spitzen der Haare alle zwei bis drei Monate einmal schneiden zu lassen, da sich das Haar sehr häufig an denselben spaltet und ausgeht.

Sind in Folge von starkem Haarausfall Ersatzteile unbedingt erforderlich, so sollen dieselben nur aus leichten, porösen Stoffen hergestellt werden, damit die Kopfhaut gehörig ausdünsten kann, und eine vollständige Erstickung der bereits erkrankten Haarwurzeln nicht stattfindet. Unterlagen aus Haar oder Waldwolle sind direkt zu verwerfen, ebenso bringt das viele Brennen des Haares mehr Schaden als Nutzen.

Den besten Beweis, daß bei guter Pflege auch ein schönes Haar zu erzielen und zu erhalten ist, liefern die Engländerinnen, welche bekanntlich in der Haarpflege auf der Höhe stehen und dafür auch über das schönste Haar von allen Frauen der Welt zu verfügen haben. Dr. med. Schütte.

Wie Mendelssohn zu seiner Frau kam. — Unter den Badegästen Pyrmonts befand sich im Sommer 1764 auch Moses Mendelssohn, der vielgerühmte „Sokrates vom Strande der Spree“. Zu seinen eifrigsten Bewunderern

gehörte der reiche Hamburger Kaufmann Gaugenheim, der gleich ihm Heilung in Pyrmont suchte und dort seine persönliche Bekanntschaft machte.

Eines Tages sagte der Hamburger zu seinem neuen Freunde: „Wir alle haben Sie außs wärmste ins Herz geschlossen. Mehr als alle übrigen aber verehrt Sie meine Tochter. Es wäre die größte Freude ihres Lebens, Sie persönlich kennen zu lernen. Erze'gen Sie uns die Ehre, uns in Hamburg zu besuchen. Sollte meine Tochter Eindruck auf Sie machen, so könnte ich mir kein höheres Glück denken, als Sie zum Schwiegersohn zu bekommen.“

So schüchtern und zurückhaltend der leider etwas verwachsene Mendelssohn war, so gewann er es doch nach längerem Zögern über sich, der Einladung zu folgen. Er reiste nach Hamburg, damals noch eine lange, beschwerliche Fahrt, und suchte Gaugenheim in seinem Kontor auf.

„Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter,“ forderte der angesehene Kaufherr nach der wärmsten Begrüßung ihn auf. „Sie wird über Ihren Besuch entzückt sein.“

Mendelssohn entschloß sich dazu. Die Unterhaltung mit der jungen Dame gestaltete sich so anregend wie möglich. Allein es entging dem großen Philosophen nicht, daß das junge Mädchen nach der ersten Begegnung es geflissentlich vermied, ihren berühmten und verehrten Gast anzusehen.

Am nächsten Tage stattete dieser wieder dem Vater in seinem Kontor einen Besuch ab. Um die Unterhaltung zu eröffnen, sprach er mit Begeisterung von den angenehmen Manieren und der klugen Unterhaltung des Fräuleins.

Gaugenheim schwieg längere Zeit. Endlich ermannte er sich zu der peinlichen Mitteilung, die er dem jungen Gelehrten zu machen hatte: „Darf ich offen mit Ihnen reden?“

„Ich bitte Sie darum,“ erwiderte der Philosoph beflommen und ahnungsvoll.

„Sie sind ein edelmütiger, einsichtiger Mann, Sie werden es daher meinem Kinde nicht allzu übelnehmen, wenn es — wenn —“



„Wenn es sich mit meinem unglücklichen Buckel nicht ausfühnen kann?“

„So ist es.“

„Ich ahnte es. Trotzdem bitte ich um die Erlaubnis, mich von ihr verabschieden zu dürfen.“

Er erhielt sie und begab sich wieder wie am Tage vorher in die Wohnräume der Familie. Die Tochter des Hauses saß in einem erhöhten Erkersitz am Fenster und nähte. Mendelssohn setzte sich ihr gegenüber, und wieder gerieten sie in ein fesselndes Gespräch. Allein sie hielt die Augen auf ihre Arbeit gesenkt, und er blickte beharrlich die Bäume vor ihrem Fenster an.

Im Laufe des Gesprächs warf die junge Dame die Frage auf: „Glauben Sie, daß Ehen im Himmel geschlossen werden?“

„Ohne jeden Zweifel,“ war seine eifrige Antwort. „Sie kennen doch gewiß die schöne Auffassung, daß gleich bei der Geburt eines Kindes im Himmel verkündigt wird: Der soll die bekommen und die den. Mir ist übrigens bei der Gelegenheit etwas sehr Merkwürdiges passiert.“

„Ist's möglich? Was denn?“

„Es wurde auch mir eine Frau bestimmt, aber mit dem Zusatz, sie werde einen abscheulichen Buckel bekommen. „Gütiger Gott,“ rief ich aus, „ein verwachsenes Mädchen ist immer in Gefahr, scharf und bitter zu werden. Das Weib muß schön sein, um lebenswürdig und geliebt zu sein. Gib mir, o Gott, den Buckel und laß dafür sie schön und lieblich sein!““

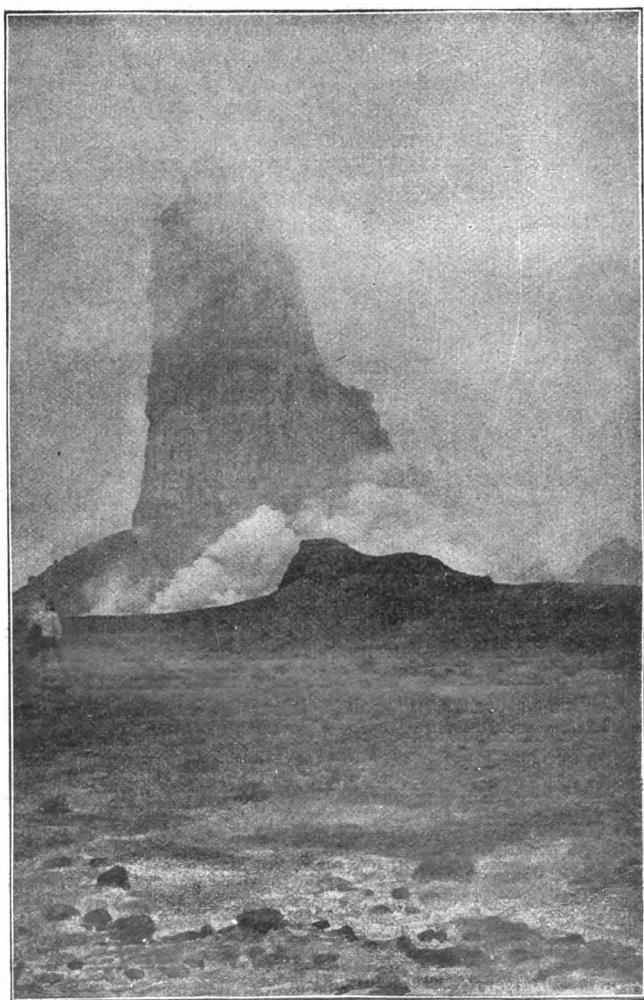
Noch hatte er seinen Satz nicht beendigt, als ein Paar Arme sich ungestüm um seinen Hals schlangen und ein tränenüberströmtes, blühendes Gesicht sich an ihn schmiegte. Sie wurden ein sehr glückliches Paar. C. D.

**Neues vom Mont Pelé.** — Die Ausbrüche des Mont Pelé, die vor zwei Jahren über die Insel Martinique so furchtbare Verheerungen brachten, hatten für den Gebirgsstock, dem der Vulkan angehört, eine eigentümliche Folge gehabt. Auf dem alten Gipfel entstand ein neuer kegelförmiger Berg.

förmiger von über tausend Fuß Höhe. Der Leser wird sich erinnern, daß bis zum ersten Ausbruch im Jahre 1902 den alten Krater des Mont Pelé ein kleiner See ausfüllte. Dicht neben dem ausgetrockneten Becken dieses Sees erhob sich der neue, aus fester Lavamasse bestehende Berggipfel im Oktober 1902, fünf Monate nach der Hauptkatastrophe.

In jener Zeit war der Mont Pelé fast immer mit Wolken bedeckt. Um die Mitte des Monats lüftete sich der Wolkenschleier, und da entdeckte Professor Lacroix von seiner Beobachtungswarte auf Morne des Cadets aus eine über den Dämpfen des immer noch tätigen Vulkans mächtig aufragende Felsennadel. Vierzehn Tage später wurde der Berg wiederum auf kurze Zeit wolkenfrei, und die Messung der neuen Spitze ergab, daß sie inzwischen noch gewachsen war. Das Wachstum ließ sich bis Ende November verfolgen, während im Januar 1903 der Lavaregel sich um mehrere hundert Fuß verkleinerte. Als im März Professor G. D. Hovey auf Martinique eintraf, um das merkwürdige Phänomen zu studieren, hatte die neue Spitze aber wieder die Höhe von 5143 Fuß (1568 Meter) über dem Meeresspiegel erreicht. Die Photographie, die wir nebenstehend reproduzieren, wurde am 25. März 1903 durch Professor Hovey im Becken des früheren Kratersees aufgenommen. Wir sehen darauf den alten Kratergipfel, den eine etwa 200 Fuß tiefe Kluft, aus welcher Rauch steigt, von dem neuen Gipfel trennt. Dieser letztere erhob sich damals 1150 Fuß über den alten. Nach drei Seiten war er vom alten Krater durch die Kluft getrennt. Der nordwestliche Teil war durch die von den großen Ausbrüchen her zurückgebliebene Lava ausgefüllt. Die Substanz des Gipfels war vulkanische Felsenmasse und gleichsam aus einem Gusse, so daß sich die Entstehung nur erklären ließ, wenn man annahm, die Masse sei zwar glutflüssig, aber schon im Erstarrten begriffen aus dem Innern des Vulkans emporgestiegen, bis dann die Erstarrung sich vollendete.

Das Innere dieses neuen Gipfels, den die Franzosen „le cône“ (Regel) benannten, stand mit dem Innern des Vulkans in



Der „Edne“ auf dem Mont Pelé.

direkter Verbindung; auch seiner Spitze entströmte oft Rauch und bisweilen auch glühende Lavamasse. Diese merkwürdige vulkanische Neubildung ist aber von keinem langen Bestand gewesen. Ein deutscher Forscher, Dr. Georg Wegener, der mit Professor Hovey auf dem Mont Pelé zusammentraf, hat neuerdings auf Grund von Hoveys Berichten mitgeteilt, daß der „Cône“ wieder verschwunden ist. Schon im Mai vorigen Jahres stürzte die oberste Masse ab, wobei der ganze Felskegel feurig erglühete. Durch die Abstürze hatte die von Blöcken bedeckte domförmige Wölbung allmählich den Zwischenraum bis zu dem nordwestlichen Kraterringwall ausgefüllt. Bis zum Juli wurde der Gipfel durch häufige Abstürze immer spitzer und schmaler, bis wieder eine größere Masse von etwa 50 Meter Höhe abstürzte. Dieser Prozeß setzte sich bis zum 6. August fort, wo ein neuer Absturz von 25 Meter erfolgte.

B. S.

**Das Vorgefühl der Tiere.** — Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß manches Tier ein gewisses Vorgefühl, eine Ahnung von freudigen oder betrübenden Ereignissen besitzt, die ihm bevorstehen. So berichtet Professor Perty in seinem Werk „Über das Seelenleben der Tiere“ unter anderem folgenden Fall: „Der Kandidat G. zog eine besonders kräftige und begabte Amsel auf, welche in einem halben Jahre fast alle Kirchenmelodien und andere Musikstückchen pfeifen lernte und deshalb bald allgemein bewundert wurde. G. schenkte den Vogel zuletzt seiner Schwester, einer etwa drei Stunden von ihm wohnenden Pfarrersfrau. So oft nun der Bruder diese Verwandte ganz unerwartet besuchte, wußte dies die Amsel schon eine Viertelstunde vorher und geriet in die äußerste Unruhe, hörte mitten im Gesang plötzlich auf und lief wie rasend im Käfig umher, bis G. in das Zimmer eintrat und den Vogel in gewohnter Weise aus dem Käfig herausließ. Der Versuch wurde mehr als zwanzigmal wiederholt und immer mit demselben Erfolg.“

Der Vater des bekannten Zoologen Eckartshausen, der viel auf Reisen war, besaß einen klugen Pudel, der sich

in der Abwesenheit seines Herrn unaufhörlich traurig zeigte und kaum so viel Nahrung zu sich nahm, um nur das Leben zu erhalten. Sobald jedoch der Pudel mit Begierde zu fressen begann und munter und lustig herumsprang, konnte man sicher darauf rechnen, daß der Herr selbst wider Erwarten der Angehörigen denselben Tag noch in der Heimat eintreffen werde.

Ein noch merkwürdigeres Beispiel von dem Ahnungsgesühl der Tiere erzählt auch der „Bayerische Landbote“ vom Jahre 1838. Im unterfränkischen Dorfe Oberstinn besaß der Fleischer Rösch einen klugen und zuverlässigen Hund, der jedoch bisweilen zu Hause bleiben mußte, wenn sein Herr auf den Viehhandel ging, und durchaus nichts merken ließ in seinem Betragen, selbst wenn der Meister mehrere Tage lang ausblieb. Am 19. Oktober 1838 begab sich Rösch wieder auf den Handel; in der folgenden Nacht wurde der zurückgebliebene Hund äußerst unruhig, winselte und lief aus der Stube, heulte dann kläglich und war auf keine Weise zu beruhigen. Am folgenden Tage traf die Nachricht ein, daß Rösch einige Stunden von der Heimat in dunkler Nacht in ein Kellerloch gestürzt und auf der Stelle verschieden war. Der brave Hund empfand also im voraus den harten Verlust, der bevorstand.

Der Lehrer B. in Graubünden erzählt in einem Schweizer Journal folgendes, noch weit seltsameres Beispiel. Der Bruder des Erzählers überwinterte seine kleine Rinderherde in einem Stalle nahe bei einer Schlucht, in welcher er seine Kühe jeden Tag zur Tränke führte und in welche auch bisweilen Lawinen von dem Gebirgskamm herabstürzten. Eines Morgens jedoch waren die Kühe durchaus nicht zu bewegen, diese Schlucht zu betreten, und nach vergeblichen Anstrengungen sah man sich genötigt, die Tiere in den Stall zurückzuführen. Kaum aber waren dieselben angebunden, so donnerte eine mächtige Lawine in die Schlucht herab und riß den Brunnenkasten, an dem man die Kühe hatte tränken wollen, mit in die Tiefe hinab. Hätten sich die Kühe geduldig wie sonst zu ihrem Brunnen

führen lassen, so wären sie sämmtlich neben ihrem Herrn erschlagen und begraben worden.

Wer ist im Stande, das Geheimnis solcher Ahnungen zu lösen?  
 S. Haschert.

**Seltene Telephongespräche.** — Das Telephon ist schon häufig zu eigentümlichen Gelegenheiten benutzt worden; aber den merkwürdigsten Gebrauch davon hat wohl ein zum Tode verurteilter Mörder in Texas gemacht, der vor einigen Wochen hat, den Gouverneur seines Staates anrufen und auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege um Begnadigung bitten zu dürfen. Der Gefangene wurde von seinem Wärter vor das Telephon geführt, und der Gouverneur angeklingselt. Der Mörder und der hohe Staatsbeamte waren nämlich in ihrer Jugend bekannt gewesen, waren zusammen zur Schule gegangen, und da es in der Macht des Gouverneurs lag, die Begnadigung auszusprechen, so hatte der Mörder wohl Aussicht, der Todesstrafe zu entgehen. Doch der Gouverneur war zum Unglück für den Verurteilten auch ein Freund des Ermordeten gewesen, und so hatte er keine Veranlassung, der Gerechtigkeit ihren Lauf nicht zu lassen. Eine Viertelstunde lang unterhielten sich die beiden Männer durch das Telephon, doch der Gouverneur war unerbittlich, und schließlich ließ der Mörder das Hörrohr fallen und sich wieder in seine Zelle führen. Am nächsten Tage wurde er gehängt.

Im Juni 1903 wurde ein Mister Fanzler, Angestellter der Elektrizitätsgesellschaft zu Louisiana, von der Universität zu Purdue zum Ingenieur promoviert, nachdem er telephonisch eine Prüfung zu bestehen gehabt. Er wohnte in St. Louis, während die Prüfung, die für den 8. Juni angesetzt war, in Lafayette, im Staate Indiana, stattfand. Infolge der Überschwemmung, von der St. Louis um diese Zeit heimgesucht wurde, war es ihm nicht möglich, den Prüfungsort zu erreichen, und er war schon fast verzweifelt, als ein Freund ihn auf den Gedanken brachte, er solle der Fakultät doch den Vorschlag machen, ihn telephonisch zu prüfen. Gesagt, getan; er ließ sich mit einem der Professoren ver-

binden, erklärte, es wäre ihm unmöglich, infolge der Überschwemmung nach Lafayette zu kommen, und schlug dem Examinator den ihm von seinem Freunde angegebenen Ausweg vor. Man sagte ihm, er möchte einige Minuten am Apparat bleiben, und während dieser Zeit hielten die vier Examinatoren eine kurze Beratung ab. Fünf Minuten später erklärte einer derselben: „Wenn eine vertrauenswürdige Person bei Ihnen in dem Telephonraum bleibt und eidlich bestätigt, daß Sie keine Bücher bei sich haben und Ihnen auch sonst keine Hilfsmittel zur Verfügung stehen, so wollen wir Sie telephonisch prüfen.“ — Kanzler ließ, hocherfreut, einen Richter kommen, der der Prüfung bewohnte und eidlich bestätigte, daß alles „mit richtigen Dingen“ zuging. Mehrere Stunden lang wurde der Examinand mit Fragen überschüttet, die er meistens schnell und richtig beantwortete. Schließlich wurde ihm mitgeteilt, daß die Prüfung bestanden wäre, und mit einem Seufzer der Erleichterung hing er das Hörrohr an und ging nach Hause.

8—n.

**Ein königlicher Hauswirt.** — Ein hoher Mietsherr, mit welchem seine Mieter sehr wohl zufrieden sein können, ist König Eduard VII. von England. Eine ganze Anzahl von englischen Schloßherrn, die vom Adel des Landes bewohnt werden, gehören nämlich eigentlich zum Besitz des Königs, wofür dieser alljährlich einen Mietzbetrag erhält, der meist mehr originell als einträglich zu sein pflegt.

Manche dieser Verträge des betreffenden „Mieters“ mit der Krone gelten für ewige Zeiten, alle aber datieren schon weit zurück, weshalb der oft höchst wunderliche „Mietzpreis“ auch nach gutem alten Brauche entweder nur symbolisch oder ganz praktisch-reell gehalten ist.

Zum Beispiel hat der Abmieter von Schloß Buckland in der Grafschaft Kent, der einen ewigen Mietzkontrakt besitzt, eine sehr originelle Miете zu bezahlen. Zur Rück Erinnerung an die einstigen blutigen Wirren der englischen Königsfamilien York und Lancaster, den Krieg der roten und der weißen Rose (1453—1483), muß der Mieter

dem König alljährlich die erste rote Rose, die in den zum Schloß gehörenden Gärten gepflückt wird, übersenden.

Kriegerischer gehalten ist der symbolische Mietspreis, den jedes Jahr am 18. Juni, der Schlacht von Waterloo, der Bewohner der Burg Stratfields-Place, der Herzog von Wellington, dem König zu entrichten hat, nämlich ein kleines Fähnchen in den französischen Farben.

Die gleiche „Miete“ muß der Herzog von Marlborough, der „ewige“ Mieter von Schloß Woodstock, zahlen, und zwar stets am 2. August, dem Jahrestag der Schlacht von Blenheim, einem Dorf im bayerischen Schwaben, wo 1704 im spanischen Erbfolgekrieg sein berühmter Ahne, der große Staatsmann und Feldherr Marlborough, die Franzosen besiegte. Die Fahne zeigt die blau-weiße Farbe Bayerns.

Weniger poetisch, jedoch gehaltreicher ist der Mietspreis des Bewohners von Schloß Bonburg, welcher seinem hohen Herrn Vermieter nach altem Brauch zum Osterfeste 140 Hühner und 1800 Eier zu übersenden hat. s. s.

**Warum weinen wir beim Lachen?** — Das Weinen ist meist der Ausdruck des Schmerzes und der Trauer. Gleichwohl kann man häufig beobachten, daß sich auch beim Lachen die Augen mit Tränen füllen und einem herzlich und kräftig lachenden Menschen die Tränen sogar über die Wangen rollen. Worauf beruht dieser Vorgang?

Bevor wir auf seine Erklärung näher eingehen, müssen wir uns erst über die Umstände, die bei der Tränenentstehung mitwirken, unterrichten. Abgesondert wird die Tränenflüssigkeit von den Tränenrüsen, von denen je zwei, eine größere und eine kleinere, an dem nach den Schläfen zu gerichteten Rand des oberen Augenhöhlenrandes liegen. Die Tränenrüsen sondern nun beständig ihre Flüssigkeit ab, die zu 98 Prozent aus Wasser, sodann aus Kochsalz und Spuren von Eiweiß, Schleim und Fett besteht, und zwar alle 20 Minuten einen Tropfen. Diese Tränenflüssigkeit dient dazu, das Eintrocknen und Trübwerden der Hornhaut des Augapfels zu verhüten.

Die Tränenflüssigkeit tritt aus den Tränenrüsen durch



sechzehn feine Ausführgänge in der Nähe der Übergangsfalte des oberen Lides über dem den Schläfen zugekehrten Augenwinkel heraus. Durch den Schlag der Lider wird sie über die vordere Fläche des Augapfels verbreitet und allmählich nach dem der Nase zugewendeten Augenwinkel gedrängt. Sowohl am oberen als auch am unteren Lidrand dieses inneren Augenwinkels liegen nun sogenannte Tränenpünktchen, die die Öffnungen von zwei zarten Kanälchen darstellen, welche sich später vereinigen und in den Tränensack einmünden, von dem ein häutiger Kanal nach dem unteren Nasengang führt. Die für gewöhnlich abgesonderte Tränenflüssigkeit wird also von den Tränenpünktchen aufgesaugt und nach der Nase abgeleitet.

Ist beim Weinen die Tränenabsonderung nur mäßig, so sind die Tränenpünktchen noch im Stande, die Tränenflüssigkeit zur Nase abzuleiten. Weinende sind vielfach gezwungen, sich wiederholt die Nase auszuschnauen, und das hat keinen anderen Grund, als daß die in die Nasenhöhle eingedrungene Tränenflüssigkeit zur Entfernung drängt. Wird nun aber bei heftigem Weinen die Tränenabsonderung sehr stark, so können die Tränenpünktchen die Tränenflüssigkeit nicht schnell genug abführen, sie fließt über den unteren Lidrand hinweg und rollt nun als Tropfen über die Wangen.

Das Weinen wird bei traurigen Gemütsregungen durch nervöse Einflüsse hervorgerufen. Das Verbindungsstück zwischen Gehirn und Rückenmark bildet das verlängerte Mark oder das Kopsmark. Es liegt noch in der Schädelkapsel. In ihm befinden sich Nerventerne, von denen die Bewegungsnerve, die den Anstoß zu den Bewegungen der Gesichtsmuskulatur und der Drüsen des Kopfes geben, ausgehen. Vollzieht sich im Gehirn eine stärkere nervöse Erregung, sei sie durch Schreck, Angst, Traurigkeit oder Schmerz veranlaßt, so wirkt sie zurück auf diese Nerventerne, die dann die Erregung durch die Bewegungsfasern nach den Gesichtsteilen fortleiten. Nun entspringen von diesen Nerventernen auch feine Nervenfasern, die mit den

Tränenndrüsen in Verbindung stehen. Auch durch sie wird die Gehirnerregung fortgepflanzt. Hierdurch werden die Tränenndrüsen sozusagen geöffnet, sie entleeren ihren Inhalt, und wir weinen dann infolge der Furcht, der Bekümmerniß oder der Schmerzempfindung.

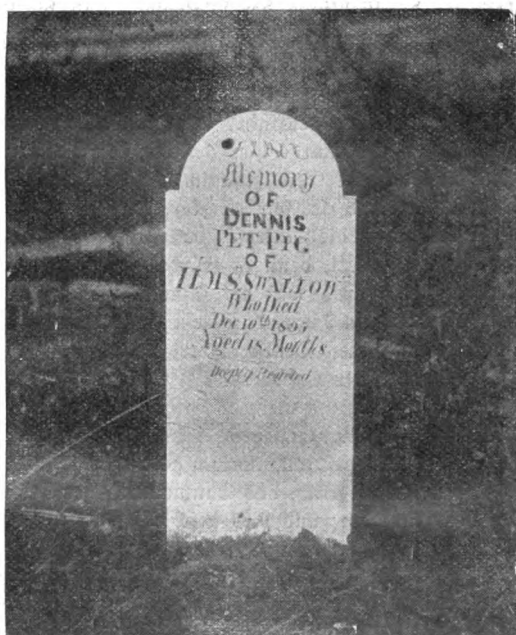
Beim Weinen während des Lachens kommen aber andersartige Verhältnisse in Betracht. Die fröhliche Stimmung, wie sie das Lachen begleitet, ruft im Gehirn nach vielen Erfahrungen und Beobachtungen nicht eine so starke Erregung hervor, daß diese sich den Nervenkernen des Kopfmarks kräftig genug mittheilte, um durch die bloße Fortleitung des Reizes mittels der Bewegungsfasern die Tränenndrüsen zur Absonderung der Tränenflüssigkeit zu veranlassen. Etwas mag allerdings die freudige Erregung auch mitspielen, aber es muß doch ein neuer Antrieb hinzukommen. Die Nervkerne des Kopfmarks stehen nicht nur mit Bewegungsnerven in Verbindung, sondern es laufen von der Gesichtsoberfläche auch Empfindungsnerven zu ihnen hin. Nun wird aber beim Lachen bekanntlich die Gesichtsmuskulatur stark bewegt. Diese Bewegung erregt die Empfindungsnerven, die den Reiz zu den Nervenkernen des Kopfmarks fortleiten. Durch diesen neuen Anstoß werden sie selbst so erregt, daß sie nun ihre eigene Erregung selbständig durch jene feinen Bewegungsfasern, welche sich von ihnen zu den Tränenndrüsen hinziehen, weitergeben und die Drüsen in Thätigkeit versetzen. Dicke Tränen perlen uns jetzt über die Wangen mitten im Lachen.

Daß von außen kommende Reize in dieser Weise auf die Empfindungsnerven und die damit verbundenen Nervkerne, sowie rückwirkend auf die Tränenndrüsen einen tatsächlichen Einfluß ausüben, beweisen anderweitige Beobachtungen. Bei Berührungen der Lidränder, bei scharfem Blicken in die Sonne, bei Reizungen der Nasenschleimhaut durch stark riechende Stoffe oder Berührungen tränen die Augen ebenfalls. Es werden auch hier die betreffenden Empfindungsnerven erregt, die dann den empfangenen Reiz zu den Nervenkernen des Kopfmarks fortpflanzen, von

wo wiederum die Erregung durch die feinen Bewegungsfasern zu den Tränendrüsen hinläuft und die Tränenabsonderung veranlaßt.

Th. S.

**Ein absenderliches Grabdenkmal.** — Grabdenkmäler für Hunde und für Pferde sind ja, besonders in England und



Grabdenkmal eines Schweines.

Amerika, wo es sogar eigene Friedhöfe für diese Tiere gibt, nichts Seltenes. Doch hat man wohl kaum von einem Grabdenkmal für ein Schwein gehört, und doch ist das Schwein, das unter dem oben dargestellten Grabstein bei Mombasa an der Küste von Ostafrika liegt, tief betrauert worden. Die englische Inschrift lautet in der Übersetzung: „Zur Erinnerung an Dennis, das Lieblingsschwein S. M. Schiff

„Schwalbe“, welches starb am 10. Dezember 1895, achtzehn Monate alt, tief betrauert.“

Um wirklich an die Wahrheit der beiden letzten Worte zu glauben, muß man wissen, daß die Matrosen aller Länder eine geradezu kindische Vorliebe für Tiere haben. Besonders sind die Schweine, die man an Bord bringt, um sie später zu schlachten, die Lieblinge der Matrosen, und die Leute werden in der Eintönigkeit ihres Dienstes und des Aufenthalts auf hoher See nicht müde, stundenlang mit den Tieren zu spielen. Das betreffende kleine Schwein war durch irgend einen Zufall auf einer Kreuzfahrt der „Schwalbe“ an Bord gebracht worden und wurde hier derartig der Liebling der Mannschaften, daß sie Geld zusammenlegten, um es dem Koch abzukaufen und so sein Schlachten zu verhindern. Wahrscheinlich haben die Matrosen das Schwein aus lauter Liebe zu Tode gefüttert, denn es wurde eines Tages krank und starb, und so groß war die Zuneigung der biederen Seeleute zu dem toten Tiere, daß sie ihm an der Küste ein Grab gruben und einen Denkstein errichteten. u. d. s.

**Das Taillenmaß einer modernen Venus.** — In Zukunft wird keine Schneiderin es mehr nötig haben, sich der Mühe des Maßnehmens zu unterziehen, sobald die Kundin, für die sie ein Kleid fertigen soll, normal gebaut ist. In diesem Fall ist es nur erforderlich, das Daumenmaß der betreffenden Dame anzumerken, und dies geschieht, indem man ein Zentimetermaß um die Wurzel des besagten Gliedes legt und die Zahl, die gewöhnlich zwischen sieben und acht schwanken wird, genau feststellt. Nun kann die Kundin ruhig ihres Weges gehen. Das Maß für eine normale, nicht überschlanke Frauenfigur läßt sich nämlich genau nach dem Umfange des untersten Daumengelenks berechnen. Mißt dieses zum Beispiel 7 Zentimeter, dann hat das Handgelenk einen Umfang von 14 Zentimeter, also das Doppelte. Das Maß des Halses beträgt wiederum noch einmal so viel wie das des Handgelenks, also 28 Zentimeter. Diese Zahl doppelt genommen ist nun das genaue Maß für die Taille jeder ebenmäßig gebauten Frau, die kein Gewicht

darauf legt, eine Wespentaille zu besitzen. Vorausgesetzt, daß die betreffende Schöne üppig ist, ohne korpulent zu sein, stimmt die doppelt gerechnete Taillenweite, also 112 Zentimeter, wieder für Brust- und Hüftenumfang. Für eine schlankere Figur wird von 112 Zentimeter das Maß des Handgelenks (14 Zentimeter) abgerechnet, bleiben also 98 Zentimeter. Auch Ärmel- und Rocklänge kann auf ähnliche Weise festgestellt werden.

Die Erfinderin dieser gar nicht so üblen Idee ist eine tonangebende Pariser Schauspielerin, die unlängst bei einem feinen Damenschneider erschien und ihm mit der Versicherung, daß sie eine vollkommen ebenmäßige Figur besitze, den Daumen ihrer Rechten hinstreckte. „Hier, Monsieur, messen Sie!“ rief die Schöne mit Pathos. „7 Zentimeter, nicht wahr? Nun merken Sie sich: Zweimal um meinen Daumen ist einmal um mein Handgelenk, zweimal um mein Handgelenk ist einmal um meinen Hals, zweimal um meinen Hals ist einmal um meine Taille und zweimal um meine Taille ist einmal um Brust und Hüften. Wenn Sie sich danach richten, sitzt das Kostüm tabellos.“

Damit war sie verschwunden, und ihre Rechnung war richtig. M. D.

**Die Geschichte eines Vorweltthieres.** — Nachdem man schon längst den Ichthyosaurus, Plesiosaurus und Teleosaurus und andere wunderbare vorweltliche Meerdrachen und Krokodile kannte, entdeckte man in einem Steinbruch des Petersberges bei Maastricht im Jahre 1792 in einer Kreideschicht die Überreste eines Reptils, das zwar mit den genannten Tieren eine gewisse Ähnlichkeit hatte, aber sich doch auch erheblich von ihnen unterschied. Man hat dieses Tier später Mosasaurus genannt. Seine Länge betrug gegen 30 Meter, und es vereinigte in seinem Bau Anklänge an Meerdrachen mit denen an Schlangen und Krokodile.

Bei den in dem Steinbruch bei Maastricht aufgefundenen Resten handelte es sich indessen nur um den riesigen Schädel dieses Ungeheuers. Als die Steinbrucharbeiter auf den im Kalk eingeschlossenen Schädel gestoßen waren, erfuhr zuerst ein

Maastrichter Arzt, Dr. Hofmann, davon, der die Schädelknochen mit vieler Mühe und großen Kosten heben und ausarbeiten ließ. Die Untersuchung durch Fachleute zeigte bald, daß man hier einen Fund vor sich hatte, der in die Entwicklungsgeschichte der Tiere wichtige Einblicke gewährte. Man bot daher dem Arzt für die Überlassung des Schädels eine beträchtliche Summe, aber dieser wollte sich nicht von seinem wertvollen Besitz trennen.

Nun gehörte aber der Steinbruch einem Kanonikus Godin, der, als er erkannt hatte, daß der Fund ein kleines Vermögen darstellte, sofort auf ihn Anspruch erhob. Der Arzt aber weigerte sich, den Mosasaurus Schädel herauszugeben, indem er hervorhob, daß durch seine Bemühungen und Geldauswendungen der Schädel überhaupt erst zu Tage gefördert und ohne ihn höchstwahrscheinlich zertrümmert worden wäre. Es kam zu einem Prozeß, der über Jahr und Tag dauerte. Endlich wurde der Mosasaurus zum rechtlichen Besitz des Kanonikus Godin erklärt. Godin wandte sich nun an verschiedene wissenschaftliche Institute, darunter auch nach Paris, und bot den Schädel für einen hohen Preis zum Verkauf an. Allein da die Forderung allzu übertrieben war, so fand sich kein Käufer.

Bekanntlich entspann sich nach dem Ausbruch der französischen Revolution eine Reihe von Kriegen zwischen Frankreich und den verbündeten monarchischen Mächten, und bei dem Feldzug 1795 rückten die Franzosen unter dem General Pichegru auch vor Maastricht. Pichegru wußte um den kostbaren Mosasaurus Schädel. Bei dem Bombardement des Hauptforts von Maastricht, St. Pierre, in dessen Nähe der Kanonikus Godin wohnte, gab er daher den Befehl, das Haus Godins zu schonen.

Allein dieser war von der rücksichtsvollen Aufmerksamkeit des Generals durchaus nicht erbaut, denn er argwöhnte, und nicht mit Unrecht, man sei nur deshalb so für die Überreste besorgt, weil man sie ihm entreißen und dann nach Paris führen wollte. Er ließ daher den Schädel in der Nacht heimlich verstecken. Auf diese Weise hoffte er,

auch nach der Übergabe von Maastricht im Besitz seines Kleinods zu bleiben.

Aber er sollte sich verrechnet haben. Als die Franzosen die Stadt eingenommen hatten, und zum Platzkommandanten der General Freycinet ernannt worden war, ließ dieser öffentlich bekannt machen, daß er den zweiten Entdeckern des Mosasaurus 600 Flaschen Wein schenken werde. Das wirkte unwiderstehlich. Das Versteck wurde verraten, und schon am nächsten Morgen brachten zwölf Grenadiere den Schädel zum General. Er wurde nun nach Paris in den Jardin des Plantes geschafft, wo er von den Gelehrten auf das eingehendste untersucht und als einer der wichtigsten und wertvollsten Gegenstände dieser Sammlungen erklärt wurde.

Aber hiermit ist die Geschichte dieses Vorweltthieres immer noch nicht zu Ende. Denn im Jahre 1835 wurde ihm der Ruhm der höchsten Seltenheit plötzlich geraubt. Man entdeckte nämlich in diesem Jahre im Innern der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Kansas, wahre Unmengen von Mosasaurus der verschiedensten Form, so daß man gegenwärtig über 50 Arten von ihnen kennt. Infolgedessen ist sein Wert bedeutend gesunken. Th. S.

**Hier wird nicht geklopft.** — Ein Lehrer in einem bei Berlin gelegenen Dorfe, an dessen Haustür die liebe Schulsjugend, um den Lehrer zu necken, gar zu gerne im Vorbeigehen klopfte, heftete, um dem Übel abzuhelfen, einen großen Zettel an die Außenseite der Thür, auf den er mit großen Buchstaben die Worte schrieb: „Hier wird nicht geklopft!“ Trotzdem klopfte es eines Abends wieder an die Thür, und der Lehrer kam gerade noch recht, um in dem davonlaufenden Übeltäter einen seiner Schüler zu erkennen. „Na, warte, mein Junge!“ dachte er.

Am folgenden Tage herrschte unter den Schülern große Spannung ob der Dinge, die da kommen würden, und nur einer, der Übeltäter selbst, benahm sich sehr gefaßt. Der Lehrer trat ein, stellte sofort einen Stuhl in Bereitschaft, rief das Opfer vor und ersuchte es, sich in der geeigneten

Richtung über den Stuhl zu legen. Der Knabe gehorchte sofort; der Lehrer nahm den Rohrstock zur Hand und hob den Rock des Knaben auf, um mit der Exekution zu beginnen. Aber, o Wunder, statt zu schlagen, ließ er den Stock sinken, und mit unterdrücktem Lachen wandte er sich zur Tür. Warum? Auf dem Hosenboden des Knaben klebte ein Zettel, und auf diesem Zettel stand in großen Buchstaben geschrieben: „Hier wird nicht geklopft!“

G. Z.

**Der Kopfschmerz der Schnellesser.** — Die Klagen über Kopfschmerzen, die man einst vorwiegend dem schönen Geschlecht überließ, werden heutzutage auch bei der Männerwelt immer häufiger, und namentlich sind es Geschäftsleute und Gelehrte, die von diesem Übel heimgesucht werden. Aber sind sie nicht vielleicht selbst schuld daran und liegt es nicht in ihrer eigenen Hand, Abhilfe zu schaffen? Auf diese Frage, die Tausende und Abertausende unserer Leser interessieren muß, soll im nachfolgenden geantwortet werden.

Die meisten Leute vergessen, daß jedes Organ, jeder Teil unseres Körpers seine Ruhe braucht, so auch das Gehirn, zumal heutzutage, wo es im allgemeinen weitaus mehr Arbeit leisten muß, als ihm ehedem zugemutet wurde, und daher auch ausgiebigere Ruhepausen braucht. Man plagt es tüchtig mit allen möglichen Arbeiten am Tage, und statt des Abends Ruhe für dasselbe zu suchen, indem man dem Körper eine leichte Erholung gibt und dadurch die Denkmachinery ein wenig ausspannt, so zum Beispiel durch längeren Spaziergang, Regelspiel oder irgend einen angemessenen, nicht übertriebenen Leibesport, setzt man sich zum Kartenspiel nieder oder zum Schach oder zu aufregender Lektüre und dergleichen Dingen mehr. Das Gehirn bekommt auf diese Weise keine Ruhe, es wird überreizt, und Kopfschmerzen stellen sich ein, die nichts anderes als der Ausdruck dieser Überreizung sind und als Warnrufe der Natur aufgefaßt werden sollen.

Man hört oft die Klage: Ich kann vor lauter Kopfschmerz nicht schlafen. Das heißt nichts anderes, als daß die



Gehirnmaschinerie derart überanstrengt ward, daß sich Ermüdungsstoffe zwischen ihren Rädern — man erlaube diesen Vergleich! — angehäuft haben, die den Mechanismus in Unordnung bringen und zu heftigen Freimachungsversuchen antreiben. Letztere erfolgen natürlich unter dem Ausdruck von Schmerzen. Ein Beweis für die Wahrheit dieser Ausführungen ist, daß die Kopfschmerzen vergehen, sobald man die Gesamtausscheidungsstätigkeit des Körpers anregt, wobei dann auch die Ermüdungsstoffe des Gehirns von dannen ziehen. Etliche Stunden Spaziergang in guter Waldluft oder auf Bergeshöhen, ein wenig gezielte Turnerei, ein warmes Bad mit womöglich nachfolgender Durchknetung des Körpers wirken zum Beispiel in diesem Sinne.

Eine andere Ursache der immer häufiger werdenden Kopfschmerzenplage ist das hastige Essen ohne nachfolgende Verdauungsruhe. Die eingeführte Speise, nicht gut gekaut und wenig durchspeichelt, belastet den Magen für längere Zeit bei solchen Sünden an der Gesundheit, sie geht einen höchst langsamen Zersehungsprozeß ein und entwickelt Giftstoffe, die in flüchtiger Form, gleich den Heizgasen im Kamin, nach oben steigen und das Gehirn reizen. Derlei Leute haben üblen Geruch aus dem Munde, klagen beständig über Kopfschmerzen und sind in einem Reizzustande, der für ihre Umgebung oft höchst unangenehm fühlbar wird.

Daß die giftigen Ausdünstungen der schleichenden Zersehung in Magen und Därmen den Nerven und deren Zentralsth, dem Gehirn, Schaden bringen, läßt sich denken. Viele Leute fühlen dies auch selbst, indem sie von einem sogenannten Magentopfschmerz sprechen. Aber an solchem Magentopfschmerz leiden viel mehr Menschen, als man glaubt, und die große Menge sollte deshalb etwas mehr auf ihre Verdauungsstätigkeit schauen und für gutes Kauen und etwas Ruhe nach dem Essen sorgen, denn wenn man dem Magen keine Zeit läßt, seinen Verrichtungen nachzukommen, und die Kräfte, welche die Verdauungsorgane

herbeigerufen haben, um die erhaltenen Speisen energisch zu verarbeiten, wieder ablenkt, so muß die Verdauungsarbeit nur halb, sozusagen nebenher betrieben werden. Und diese „Pfuscherarbeit“ rächt sich am ganzen Menschen durch Unbehagen, Magendrücken, üblen Geruch aus dem Munde und mehr oder minder heftigen Kopfschmerz.

Solche Ablenkung der Verdauungsarbeit, wie wir sie oben ins Auge faßten, wird aber durch die von so vielen Menschen beliebte sofortige Tätigkeit nach dem Essen hervorgerufen. Viele Menschen werden eben auf diese Weise ihres Lebens nie recht froh, sie leiden an allen möglichen Beschwerden, über deren Ursachen sie sich nicht ins Klare kommen. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Dieser Ausruf gilt auch hier, und ein stattlicher Bruchteil der Menschheit würde seiner Kopfschmerzen und dessen, was sonst noch drum und dran hängt, ledig werden, wenn er Ordnung in seinem Körperhaushalt hielte und jedem Teile seines Leibes, vor allem aber dem Verdauungsapparat, das Seine gäbe, was ihm an Arbeit, was ihm an Ruhe zukommt. Swald Paul.

**Der Geschichtskenner.** — Napoleon I. spielte gern Gelehrten gegenüber den Geschichtskenner, obgleich ihn sein Gedächtnis in Namen und Daten oft recht bedenklich im Stich ließ. Diese Schwäche gab einmal Veranlassung zu einer drolligen Szene, als Ameilhon, ein Mitglied der Pariser Akademie, der die bekannte römische Geschichte Lebeaus fortsetzte, zur Audienz beim Kaiser befohlen war.

„Ah, Sie sind Herr Ancillon?“ leitete Napoleon die Unterredung ein.

„Ja, Sire, Ameilhon,“ verbesserte ihn der Gelehrte mit lächelnder Zustimmung.

„Richtig, Ameilhon! Und Sie haben die römische Geschichte Lebeaus fortgesetzt?“

„Ja, Sire, Lebeaus römische Geschichte,“ lautete die zweite Korrektur.

„Sawohl — die römische Geschichte Lebeaus — bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Araber.“

„Ja, Sire, durch die Türken.“

„Was sagte ich, durch die Araber?! Selbstverständlich durch die Türken,“ verbesserte sich der Kaiser, „im Jahre 1449.“

„Ja, Sire, im Jahre 1453.“

„Wollte ich auch sagen, Herr Ameilhon — 1453,“ beendete Napoleon die für ihn so beschämend ausgefallene Geschichtsrepetition und entließ, sichtlich übelgelaunt, den Akademiker.

J. W.

**Damenjockeis.** — Damen, die als Jockeis Pferderennen mitritten, würden heutzutage großes Aufsehen erregen, aber noch vor etwa hundert Jahren scheint diese Tatsache in England nicht besonders auffällig gewesen zu sein. Noch zu Anfang des verfloffenen Jahrhunderts war es gar keine Seltenheit, Damen der vornehmsten Gesellschaft Englands Rennen reiten zu sehen. Dabei wurden die Damenjockeis beim Abschließen der Wetten den Herrenreitern nicht selten vorgezogen, und nicht etwa aus Galanterie, denn diese hört bei Wetten um große Summen auf Rennplätzen bekanntlich auf.

Es gab auch Rennen, die ausschließlich von Damen geritten wurden. So wurde im Jahre 1725 bei den sogenannten Riponrennen von Damen um einen silbernen Tafelaufsatz geritten.

Ein weiterer Beweis wird in Birswith Hall, einem alten Landstz in der Nähe von Thirst in der Grafschaft Yorkshire, noch heute gezeigt. Es ist eine altertümlich geformte Teefanne, die von einer Dame der Familie bei einem Wettrennen gewonnen wurde. Sie trägt die Inschrift: „Brav geritten!“

W. St.

**Der erste Steckbrief,** der bekannt ist, stammt aus dem Jahre 25 vor Christi Geburt und hat den folgenden Wortlaut:

„Am 16. Tage dieses Jahres ist ein junger Sklave des Aristogenos, Sohn des Chrysiptus, in Alexandrien entlaufen, namens Hermon, ein geborener Syrer aus Bamyke, ungefähr achtzehn Jahre alt, mittlerer Größe, bartlos, mit geraden Beinen, im Kinn ein Grübchen, an der linken Seite

der Nase eine linsenförmige Warze, eine Narbe über dem linken Mundwinkel, an der rechten Handwurzel mit barbarischen Buchstaben tätowiert. Er trägt einen Gürtel, dessen Inhalt drei Minen gemünzten Goldes, einen silbernen Ring, auf dem eine Salbflasche und Schabeisen dargestellt sind, auf dem Körper ein Schurzfell. Wer ihn zurückbringt, erhält zwei Talente und 3000 Drachmen; wer seinen Aufenthalt verrät, wenn dieser an einem heiligen Orte ist, ein Talent und 2000 Drachmen, wenn bei einem zahlungsfähigen und gerichtlich belangbaren Manne, drei Talente und 5000 Drachmen. Anzeige gütigt bei den Beamten der Strategen zu erstatten. Mit ihm entlaufen ist Bien, der Sklave eines Hofbeamten erster Klasse, unterseht, breitschulterig, mit kräftig entwickelten Beinen, Augen grünlich. Er trug, als er entlief, eine Tunika und einen kleinen Sklavemantel und ein Frauentöfferchen; er hat einen Wert von sechs Talenten und 5000 Drachmen. Wer ihn zurückbringt, erhält dieselbe Summe wie für den Obigen. Anzeige auch über diesen bei den Beamten der Strategen zu erstatten.“

Ob die Entflohenen, trotz der hohen Belohnung, entwischt sind, verrät die alte Urkunde nicht. x x.

**Ein höflicher König.** — Der Vertraute und Berater des Königs Louis Philipp von Frankreich war ein Herr Dupin, wiewohl er mit diesem nicht immer einerlei Meinung war. Sein biederes Wesen und seine Anspruchslosigkeit, die sich sogar in seinem mehr als bescheidenen Anzuge ausdrückte, sagte dem einfachen Sinne des Königs zu.

Eines Tages während eines politischen Gespräches mit dem Könige vergaß sich Dupin so weit, in seiner gewohnten Weise dem Könige zu sagen: „Ich sehe wohl, Majestät, daß wir uns nie verstehen werden.“

„Ich habe mir schon dasselbe gedacht, lieber Herr Dupin,“ entgegnete der König, „nur wagte ich nicht, es Ihnen zu sagen.“ G. L.

---

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

# Foulard-Seiden

in hochaparten Mustern von 95 Pf. an per Meter und Seidenstoffe jeder Art in großartiger Auswahl zu billigsten Preisen. Verandt in jedem Maß an Jedermann porto- und zollfrei. Muster bei Angabe des Gewünschten franco. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & C<sup>ie</sup>, Zürich G 46**

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

## Norderney Hotel Falk.

Volle Pension incl. Wohnung von M. 6.50 p. Tag.

~ Illustrierter Prospekt gratis. ~

Dr. Oetker's { Backpulver,  
Vanillin-Zucker,  
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker  
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Erbes Wörterbuch

der deutschen Rechtschreibung  
enthält 50,000 Wörter, es ist ein Handbüchlein deutscher  
Wortkunde und erklärt alle Fremdwörter.

In dauerhaftem Einband Preis 1 Mark 50 Pf.

== Zu haben in den meisten Buchhandlungen. ==

# Das erste Jahr im neuen Haushalt.



Eine Geschichte in  
\*\*\* Briefen \*\*\*  
von R. Artaria.

2. Auflage.

Geheftet Preis 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Es dürfte kaum ein literarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüth- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt“ umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenspflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.



# Zeitfragen im Familienleben.

Von R. Artaria.

Geheftet Preis . . 3 Mark,  
elegant gebunden 4 Mark.

## Urteile der Presse:

Ein sympathisches und anregendes Buch, das im Gewande eines spannenden Romans uns das Ehepaar aus dem früheren Buche derselben Verfasserin „Das erste Jahr im neuen Haushalt“ fünfzehn Jahre später wieder vorführt, und das hauptsächlich die schwierige Erziehungsfrage der heranwachsenden Kinder ins Auge faßt. Artaria kennt das moderne Leben mit seiner Ueberschätzung der Persönlichkeit, seinem Jagen nach äußerem Schein und dem verderblichen Einfluß, den namentlich letzteres auf die Familie ausübt, genau. Trotzdem ist nichts auf Tendenz zugeschnitten, kein Hinweis auf einen in der Luft schwebenden Idealismus. Die treffliche Hausfrau Emmy und ihr Hugo, die Malerin Karoline, Thormann, Baronin Reinach und Töchter nebst den zwischen den Erwachsenen sich tummelnden Kindern — alle sind sie wirkliche Menschen, die wir längst gekannt zu haben meinen. Die Verfasserin will keine Direktive geben, sie will in ihrer bescheidenen Art durch lebenswahre Bilder aus dem Gesellschaftsleben zum Vergleich und Nachdenken anregen. Ihr Buch ist dabei auf einen Ton echter Menschenliebe und Pflichttreue gestimmt, dem der zwanglose Stil und ein feiner Humor zu besonderem Vorzug gereichen, — ein Geschenkwerk, nicht nur den Frauen, sondern auch den Familienvätern zur gelegentlichen Lektüre zu empfehlen.

„Illustr. Frauen-Zeitung.“

Ein Werk, dem wir die weiteste Verbreitung aus vollem Herzen wünschen.

„Allgem. Moden-Zeitung.“

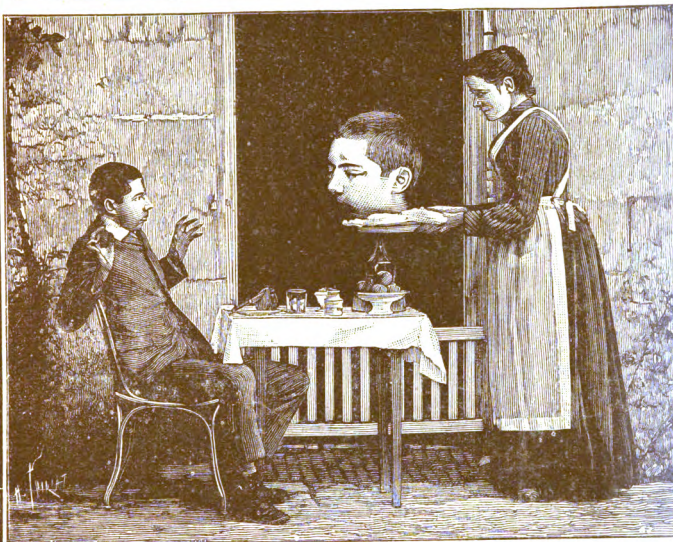
Ein vortreffliches Buch, einfach, dabei doch spannend und voll Lebenswahrheit.

„Leipziger Zeitung.“

Ein lehrreiches und unterhaltendes Buch (nicht nur für Frauen!), das wir ungern aus der Hand legen.

„Das Blatt der Hausfrau.“

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Der eigene Kopf gefällig?

## ⌘⌘ Kolumbus-Eier. ⌘⌘

Eine Sammlung unterhaltender u. belehrender  
physikalischer Spielereien.

Zwei einzeln käufliche, in sich abgechlossene Bände.

Mit zahlreichen Textillustrationen.

In elegantem Geschenkband. Preis des Bandes 4 Mark.

Die „Kolumbus-Eier“ haben eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Wir ließen dem bereits in vierter Auflage erschienenen ersten Bande einen zweiten Band folgen, der an Reichhaltigkeit und Güte dem ersten gleichkommt. Die in den Bänden enthaltenen amüsanen Experimente können ohne besondere Vorbereitungen von jedermann ausgeführt werden und bieten neben angenehmer Unterhaltung mannigfache Anregung zu nützlichem Nachdenken.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 870 N

WILSON  
ANNEX